Biographien österreichischer Schulmänner.

Von

S. Frisch.

Wien
A. Pichler's Witwe & Sohn.

Verlag von A. Pichler's Witwe & Sohn, Wien V.

Handbuch der speciellen Methodik.

Auf Grundlage der Lehrpläne für Volks- und Bürgerschulen.

1. **Specielle Methodik der Elementarclasse:** Übungsschullehrer **Josef Mann** und Übungsschullehrerin **Johanna Czermak.** 1894. 19 Bog. mit Abbild. und 5 Tafeln *K* 3.60 = M. 3.60, geb. 4 *K* = 4 M.
2. **Deutsche Unterrichtssprache:** Professor **Hans Sommert.** 2. Aufl. 1892. 14 Bog. geh. *K* 2.80 = M. 2.80, gebd. *K* 3.20 = M. 3.20.
3. **Geographie:** Professor **Gustav Rusch,** 3. Aufl. 1894. 10 Bog. geh. *K* 1.80 = M. 1.80, gebd. *K* 2.20 = M. 2.20.
4. **Geschichte:** Professor **Gustav Rusch,** 3. Aufl. 1895. 6 Bog. geh. *K* 1.20 = = M. 1.20, gebd. *K* 1.60 = M. 1.60.
5. **Naturgeschichte:** Dr. **Karl Rothe,** k. k. Realschulprofessor. 2. Aufl. 1891. 8 Bog. geh. *K* 1.60 = M. 1.60, geb. 2 *K* = 2 M.
6. **Naturlehre:** Prof. Dr. **Eugen Netoliczka.** 2. umgearbeitete Aufl. von Prof. **K. Kraus.** 1894. 11 Bog. geh. *K* 2.40 = M. 2.40, gebd. *K* 2.80 = M. 2.80.
7. **Rechnen:** Professor **Josef Hofer,** 2. Aufl. 1890. 17 Bog. geh. *K* 3.40 = M. 3.40, gebd. *K* 3.80 = M. 3.80.
8. **Geometrie und geometrisches Zeichnen:** Prof. **Konrad Kraus.** Mit 35 Abbildgn. 1895. 13½ Bogen geh. *K* 2.80 = M. 2.80, geb. *K* 3.20 = M. 3.20.
9. **Freihandzeichnen:** Schulrath Professor **J. Grandauer.** 2. Aufl. 1888. 7 Bog. geh. *K* 1.40 = M. 1.40, gebd. *K* 1.80 = M. 1.80.
10. **Schreiben:** Oberlehrer **Josef Ambros.** 2. verb. u. vermehrte Aufl. 1895. 7½ Bog. geh. *K* 1.50 = M. 1.50, gebd. *K* 1.90 = M. 1.90.
11. **Gesang:** Übungsschullehrer **Josef Hiebsch.** 2. Aufl. 1893. 9 Bog. geh. *K* 1.60 = M. 1.60, gebd. 2 *K* = 2 M.
12. **Turnen:** Professor **R. Kümmel,** 1884. 8 Bog. geh. *K* 1.60 = M. 1.60, gebd. 2 *K* = 2 M.
13. **Weibliche Handarbeiten:** Industrie-Lehrerin **Louise Prockesch.** 2. Aufl. 1890. 9 Bog mit Illustrationen auf 30 Tafeln geh. 3 *K* = 3 M., gebd. *K* 3.40 = M. 3.40.
14. **Schulgart**... 1894. 12 Bogen mit 73 Abbild... 3.40 = M 3.40.

Während ... Unterricht in der
Elementarclass... die Methodik der
einzelnen Lehr... ...chster Berücksichti-
gung der einz... der Schulclassen
und verbreiten... ...ormal-Lehrplänen
vorgeschriebene... die Methode,
3. über den L... die Lehrmittel,
6. über Gesch...

Biographien österreichischer Schulmänner.

Als Beitrag zur
Schulgeschichte der letzten hundert Jahre

herausgegeben

von

Franz Frisch.

Wien, 1897.

Verlag von A. Pichler's Witwe & Sohn,
Buchhandlung für pädagogische Literatur und Lehrmittel-Anstalt.
V., Margaretenplatz 2.

K. und k. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teschen.

Dem hochwohlgebornen

Herrn Wilhelm Linhart,

k. k. Landesschulinspector in Graz,

hochachtungsvoll zugeeignet

vom Herausgeber.

Vorwort.

Hiemit übergebe ich eine schon seit dem Beginn der Achtziger-Jahre geplante Sammlung von Lebensbildern der Öffentlichkeit. Sie umfassen rund ein Jahrhundert der österreichischen Schulgeschichte, und ich denke, dass derjenige, welcher dieser Gallerie ein paar Stunden der Betrachtung widmet, einen leidlich klaren Einblick in die eigenartigen Zustände unseres Schulwesens gewinnen kann, wie sie sich vor und seit der Theresianischen Schulverfassung bis heute entwickelt haben. Unwillkürlich wird sich auch der Vergleich zwischen einst und jetzt aufdrängen, und ich zweifle sehr, dass der Unbefangene nicht wünschen würde, manches von dem, was gewesen, in der Gegenwart oder doch in einer nicht allzu fernen Zukunft wiederzufinden, wie ich sicher bin, dass die berufsmäßigen Lobredner der Vergangenheit bei den Erzählungen dieses Buches nicht immer auf ihre Kosten kommen werden.

Neben und mit diesem sachlichen Interesse soll die Sammlung aber auch einem persönlichen genügen, indem sie theils skizzenhaft, theils in behaglicherer Breite die Lebensschicksale und die Lebensarbeit von Männern zeichnet, die in dem angegebenen Zeitraum auf dem Gebiete des Schulwesens in einem größeren Wirkungskreise eine hervorragende Thätigkeit entfalteten.

Ob einer solchen Sammlung von Biographien eine innere Berechtigung zukommt, dürfte wohl kaum ernstlich in Frage gestellt werden; dafür spricht ja schon die Thatsache, dass es kaum ein Feld öffentlichen Wirkens gibt, das biographisch weniger berücksichtigt worden wäre, als das der Schule, insbesondere der Volksschule. Die „führenden Geister" erster Ordnung sind allerdings nach ihrem Leben und Thun mehr oder weniger bekannt; von den Führern zweiten und dritten Ranges jedoch, die auf einem beschränkteren Gebiete die Spuren ihres Daseins oft gar tief eingruben, pflegt die übliche Schulgeschichte, die leider so selten aus dem Vollen schöpft, zu schweigen, namentlich wenn es sich um Österreicher handelt.

Das ist ein Mangel, dem die nachfolgenden Blätter theilweise abhelfen sollen. Nur theilweise: denn einerseits handelt ja eine Anzahl der hier vereinigten Biographien von Schulmännern, die einer größeren pädagogischen Gemeinde bereits bekannt sind, andererseits ist das vorliegende Buch weit entfernt, den Stoff zu erschöpfen. Es will und kann nichts weiter sein als ein Beitrag zur österreichischen Schulgeschichte der letzten hundert Jahre. Vielleicht ist es übrigens dem Herausgeber vergönnt, die begonnene Arbeit in einem zweiten Bande fortzusetzen, vielleicht legt ein anderer die Hand ans Werk.

Marburg in Steiermark, den 20. September 1896.

Franz Frisch.

Inhalt.



I.

Johann Ignaz Melchior von Felbiger.

Von Heinrich Jahne.

Johann Ignaz Melchior von Felbiger, der Reformator, ja Gründer und Vater des österreichischen Schulwesens, ward am 6. Jänner 1724 zu Breslau, nach anderen Angaben 1721 zu Groß-Glogau in Schlesien geboren. Sein Vater Ignaz Anton von Felbiger, war zuerst kaiserlicher Postmeister in Groß-Glogau, hierauf kaiserlicher Kammer-Fiscal und endlich Beirath der kaiserlichen Kammer Schlesiens. Seiner vielfachen Verdienste wegen verlieh ihm Kaiser Karl VI. den Adel. Der junge, mit großem Talent und Wissensdurst ausgestattete Felbiger besuchte zunächst die niederen Schulen, hierauf die Leopoldinische Universität in Breslau. Nachdem er sich zwei Jahre bei einem Verwandten, einem bischöflichen Verwalter, aufgehalten, dessen Söhne unterrichtet und denselben gleichzeitig in seiner ökonomischen Thätigkeit unterstützt hatte, fand er Aufnahme in das fürstliche Stift Canonicorum regularium Ordinis S. Augustini Congregationis Lateranensis Unserer lieben Frau zu Sagan in Schlesien. 1746 wurde er eingekleidet und zwei Jahre später zum Priester geweiht. Mit strengster Gewissenhaftigkeit erfüllte er die Pflichten seines Berufes. Darum und seiner hohen Bildung wegen wählte ihn der damalige Abt zu seinem Secretär und Rathgeber. In seinen Mußestunden studierte Felbiger die Kirchenväter, ferner deutsche, französische und römische Classiker. Nach dem Tode des Stiftabtes wurde

Felbiger dem Könige Friedrich von Preußen — Schlesien war nun preußisch — für die Nachfolge in der Prälatur vorgeschlagen, und da ihn besonders der Minister Graf von Schlabrendorf empfahl, erhielt er die Abtswürde. Am 13. November 1758 wurde er als Abt von Sagan installiert. Die Zeit, in welcher Felbiger die Leitung des Stiftes übernahm, war kriegerisch. Russische, preußische und österreichische Kriegsvölker durchzogen Schlesien, hohe Contributionen fordernd. Der Prälat aber war der Mann, die Schwierigkeiten zu besiegen und die Finanzen des Stiftes durch eine gute Verwaltung zu heben. Bald darauf wandte er seine vollste Aufmerksamkeit dem Erziehungs- und Schulwesen Schlesiens zu. Als Prälaten waren ihm auch die katholischen Schulen Sagans und einiger Dörfer unterstellt. Mit Betrübnis nahm er wahr, dass sich dieselben in einer weit schlechteren Verfassung befanden als die der Protestanten, weshalb viele katholische Eltern ihre Kinder entweder ganz ohne Unterricht ließen oder dieselben in die evangelischen Anstalten schickten. Bei dem Studium der pädagogischen Werke kamen ihm die Hecker'schen *) Schulschriften vor Augen, die seinen vollen Beifall fanden.

---

*) Johann Julius Hecker, ein Schüler von A. H. Francke, hat sich große Verdienste um die Real- und Volksschulen Deutschlands erworben. Er ist der Gründer der ersten bedeutenden Realschule in Berlin. Seit 1753 wirkte an derselben Johann Friedr. Hähn als Lehrer, der Begründer der Buchstaben-, Literal-, Tabellar- oder Hähn'schen Methode. Er gieng von dem Grundsatze aus, den Kindern den ganzen Wissensstoff in Tabellen beizubringen. Beim Anschreiben der Tabellen sollten nur die Anfangsbuchstaben verwendet werden. Übrigens hatte die Hähn'sche Methode in der höchsten Ausbildung drei Abstufungen: A. die Tabellenform (mit Worten); B. die Literal- oder Buchstabenmethode (nur mit Anfangsbuchstaben). C. Mit Klammern. Hier Beispiel aus der später in Österreich eingeführten „Hauptübersicht des Katechismus" nach der Tabellenform:

In der Hauptübersicht vom Katechismus kommen vor:

I. Vorerinnerungen.

II. Die erste Abtheilung enthält Wahrheiten, die jedem Menschen nöthig sind zu wissen und zu glauben.

III. Die zweite Abtheilung enthält das, was jedem Christen geboten ist zu wissen, und was man der Jugend zuerst von Wort zu Wort auswendig lernen läßt.

IV. Die dritte Abtheilung lehrt ausführlicher, was jeder Christ glauben, hoffen, lieben, brauchen, meiden, üben oder thun und gewärtigen muss.

A. Glauben muss man, was Gott geoffenbaret hat, und was er uns durch seine Kirche zu glauben vorstellet.

B. Hoffen, was Gott versprochen hat, besonders die ewige Seligkeit und die Mittel, sie zu erlangen.

C. Lieben Gott über alles und den Nächsten wie sich selbst.

D. Brauchen die von Gott verordneten Mittel zur Erlangung der ewigen Seligkeit.

Um sich an Ort und Stelle von dem Zustande der Hecker'schen Schulen — einer Realschule und eines damit verbundenen Seminars — und von den Vortheilen der darin eingeführten Hähn'schen Methode zu überzeugen, reiste er 1762 incognito als schlesischer Edelmann mit seinem Freunde Sucher nach Berlin. Die Erwartungen Felbigers wurden durch das Gesehene noch übertroffen. Er sandte darum nach seiner Rückkehr zwei junge Männer nach Berlin und ließ dieselben durch 11 Monate bei Hecker Studien machen. 1763 wurden dieselben in Sagan als Lehrer angestellt und so die Hähn'sche Methode nach Schlesien verpflanzt. Felbiger, der übrigens noch ein zweites mal nach Berlin reiste, fürchtete indessen, dass es Anstoß erregen könne, wenn er die Lehrart von den Protestanten hernehme und sogar seine Lehrer an ihren Schulen ausbilden lasse. In seinen „kleinen Schulschriften" rechtfertigt er sich darum, indem er bemerkt, dass die früheren Christen ja auch in die Schulen der Heiden gegangen seien und dass auch die größten Kirchenväter Heiden zu Lehrern gehabt hätten. Trotzdem „sahe man in Rom die Bemühungen des Abtes als Handlungen an, dadurch die katholische Religion untergraben und in Schlesien zu ihrem Verfalle vorbereitet werde."

Er war unermüdlich thätig; er wählte für die Schulen in Sagan bessere Räumlichkeiten und schrieb die nöthigen Schulbücher, für deren Drucklegung

---

Diese Mittel sind:
Die heiligen Sacramente.
Das Gebet.
Das Anhören oder Lesen des göttlichen Wortes u. s. w. —

Mit Anwendung der Buchstaben und Klammern gab die „Hauptübersicht" nachstehendes Bild:

J. d. H. v. K. k. v. {
I. B.
II. D. e. A. e. W., d. j. M. n. s. z. w. u. z. g.
III. D. z. A. e. d., w. j. C. g. i. z. w. u. w. m. d. J. z. v. W. z. W. a. l. l.
IV. D. d. A. l. a., w. j. C. g. h. l. b. m. ü. o. t. u. g. m. {
A. G. m. m., w. G. g. h., u. w. e. u. d. s. K. z. g. v.
B. H., w. G. v. h., b. d. e. S. u. d. M., s. z. e.
C. L. G. ü. a. u. d. N. w. s. s.
D. B. d. v. G. v. M. z. E. d. e. S. D. M. s.: { D. h. S. / D. G. / D. A. v. L. d. g. W. }
}
}

Hähn schied von der Anstalt 1759.

Julius Hecker († 1768), den Friedrich II. zum Consistorialrathe ernannte, ist der Verfasser des „Generalschulreglements für die preußische Monarchie," der ausführlichsten und umfassendsten der bis dahin erschienenen protestantischen Schulordnungen; das Generalschulreglement erhielt am 23. September 1763 die königliche Sanction.

Druckerei errichtet wurde (kgl. Privilegium vom 28. März 1765). Schnell wurde Sagan seiner Schulreformen wegen bekannt. Schon 1764 kamen Lehrer dahin, um sich mit der neuen Methode vertraut zu machen, von Frankenstein, Ratibor, Oppeln, Ober- und Groß-Glogau; 1865 erschienen auch die Rectoren der Dom- und der Nicolai-Schule zu Breslau in Begleitung zweier Geistlichen zu demselben Zwecke bei Felbiger. Durch Erlass der kgl. Kammer zu Breslau vom 12. November 1764 wurde die Gründung von Schulmeister-Seminarien genehmigt, und Felbiger errichtete sofort eine Vorbereitungsanstalt für Lehrer in Sagan. Der Weihbischof von Breslau, Moriz von Strachwitz, stellte eigene Schulinspectoren an (zuletzt gab es deren 25). Felbiger überzeugte sich selbst durch Reisen von den Schulzuständen in der Grafschaft Glatz, hielt Vorträge für die Candidaten und war unermüdlich für die Stiftung neuer Schullehrer-Seminarien thätig. 1765 wurden drei solcher Anstalten eröffnet und zwar zu Leubus, Grüßau und Rauden. Auch lag ihm die materielle Besserstellung der Lehrer am Herzen. Bei der Abfassung der Schulschriften*) gieng ihm Prior Strauch hilfreich an die Hand. 1765 er-

*) Von den während Felbigers Wirken in Sagan erschienenen Schulschriften nennen wir folgende: Römisch-katholischer Katechismus für die erste Classe. 1765. — Tabellen zum Gebrauch der schlesischen Trivialschulen (im ganzen neun Tabellen) 1766. — Kunst, schön, richtig und vernünftig zu schreiben; nebst einer Anweisung, Rechnungen ordentlich zu führen. 1767. — Christliche Grundsätze und Lebensregeln, zum Unterricht der Jugend. 1768. — Die christ-katholische Lehre in Liedern, d. i. katechetische Gesänge zum Gebrauche der saganischen Schulen. 1768. — Neu eingerichtetes ABC-Buchstabier- und Lesebüchlein zum Gebrauche der schlesischen Schulen. 1769. — Kern der biblischen Geschichte des alten Testamentes. 1771. — Lehrbuch für niedrige Schulen. 1774. — Theils für Lehrer und Schulfreunde, theils für das große Publicum waren bestimmt: Ausführliche Nachricht von der erst zu Sagan, dann aber in ganz Schlesien und in der Grafschaft Glatz unternommenen Verbesserung der katholischen Schulen. 1768. — Kleine Schulschriften. 1768. — Die wahre saganische Lehrart in den niederen Schulen. 1774. — Eigenschaften, Wissenschaften und Bezeigen rechtschaffener Schulleute, um nach dem in Schlesien für die Römisch-Katholischen bekanntgemachten General-Land-Schul-Reglement in den Trivialschulen der Städte und auf dem Lande der Jugend nützlichen Unterricht zu geben. 1768. — Felbiger hat übrigens auch wissenschaftliche Schriften verfasst, von denen zu nennen sind: Versuch, die Höhe des Riesengebirges zu bestimmen. 1769. — Erkenntnis und Anwendung der verschiedenen Erdarten zur Verbesserung des Ackerbaues. 1770. — Kunst, Thürme und andere Gebäude vor den Wirkungen des Blitzes zu bewahren. 1771. — Vorschläge, wie Nordlichter zu beobachten sind. 1771. — Anleitung, jede Art von Witterung genau zu beobachten. 1773.

schien das „königl. preußische General-Land-Schul-Reglement für die Römisch-Katholischen in Städten und Dörfern des souverainen Herzogthums Schlesien und der Grafschaft Glatz," dessen Entwurf Minister von Schlabrendorf durch den Abt hatte besorgen lassen. In diesem Schul-Reglement wurde auch festgesetzt, dass die Lehrart hauptsächlich in der Buchstabenmethode mit dem Tabellarisieren und dem Gebrauch der hiezu verfassten Bücher und Tabellen bestehen solle; ferner solle künftighin niemand mehr zum Schullehrer ernannt werden, der nicht „nach der für die katholischen Schulen beliebten Lehrart unterwiesen worden sei und darin die erforderliche Geschicklichkeit erworben habe." So erhielt die Hähn'sche Methode, die man nun als Felbiger'sche und sagan'sche bezeichnete, eine immer größere Verbreitung. — 1769 wurde dem Abt von Sagan auch die Stelle eines ersten Directors der öconomisch-politischen Gesellschaft in Breslau übertragen, doch bald sollte sich ihm für seine reformatorischen Bestrebungen auf dem Gebiete des Schulwesens ein größeres Thätigkeitsfeld eröffnen. Die glorreiche Kaiserin Maria Theresia hatte sich die Verbesserung des Schulwesens ihrer Erbstaaten zur Aufgabe gemacht. Dazu bedurfte sie eines Mannes von Erfahrung und Energie. Ihre Blicke fielen auf Felbiger, der diese Eigenschaften in reichem Maße besaß. Sie unterhandelte mit ihm und mit der preußischen Regierung behufs Übersiedlung nach Wien. Am 1. Mai 1774 langte er daselbst an. Den vereinten Bemühungen Felbigers und der Kaiserin ist es zu verdanken, dass sich Österreichs Schulwesen aus dem denkbar traurigsten Zustande in verhältnismäßig kurzer Zeit zur schönsten Blüte erhob. Doch ehe wir darangehen das verdienstvolle Wirken Felbigers in Österreich zu schildern, müssen wir einen Blick auf die Bildungs- und Schulzustände vor dem Inslebentreten der allgemeinen Schulordnung für die deutschen Normal-, Haupt- und Trivialschulen in den sämmtlichen k. k. Erbländern werfen.

Über die Gesittung des Volkes können wir nun zwar keinen zeitgenössischen Bericht mittheilen, der sich auf die ersten drei Decennien der theresianischen Regierung bezöge, dafür einen solchen aus dem Jahre 1788, also aus einer Zeit, da die Schulverbesserung schon lange begonnen und schon große Fortschritte gemacht hatte. In Schlözers Staatsanzeigen vom Jahre 1788 findet sich folgender Bericht über die Bildungsverhältnisse in Obersteier, der uns einen Rückschluss auf jene Zeitung gestattet, in der von einer allgemeinen Schulordnung u. dgl. noch keine Rede war. Es heißt darin: „Von unkundigen Eltern geboren, nie aus ihrem Geburtskreise gekommen, hat selbst der Gedanke, vielweniger ein Verlangen, mehr zu lernen als ihre Eltern und alle, die

um sie leben, unmöglich in ihnen rege werden können . . . Nie ist dieses Mitleid erregende Unheil augenscheinlicher als zur Herbstzeit, wo alle Kinder vom sechsten bis zu den vogtbaren Jahren zu Hutung des auf allen Wiesen weidenden Viehes aufgestellt werden; klatschen mit Peitschen und schäkern, wenn ihrer mehrere beisammen sind, oder trostlos müßig daliegen, wenn sie allein sind, ist alles, womit sie ihre Zeit ausfüllen. Die Unkundigkeit des weiblichen Geschlechtes in häuslichen und nebenverdienstlichen Arbeiten aber ist noch auffallender. Spinnen auf dem Rad ist das einzige Geschäft für die langen Winterabende; und so fleißig sie daran sind, so möchte man beinahe wünschen, dass sie es weniger wären; denn sie erzeugen ein Gespinst, in dem man das Verderbnis des Flachses bedauern muss . . . Da eine so große Anzahl von Menschen ist, die bloß vom Taglohn leben, welcher Verdienst für das weibliche Geschlecht im Winter fast ganz aufhört, so herrscht auch unter dieser Classe von Menschen in dieser Jahreszeit oft, wie natürlich, bittere Noth. Daran sind aber diese Leute so gewöhnt, dass sie es für weit verdienstlicher halten, mit einem Sack auf dem Rücken und mit dem Rosenkranz in der Hand von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus zu betteln, als sich um Geschicklichkeit in kleinen Arbeiten zu bewerben." Es gab darum nicht nur in Obersteier, sondern auch anderswo, eine Unmasse von arbeitsscheuem Gesindel, von Kindern, die von ihren Eltern zum Betteln angehalten wurden, und alle Verordnungen, die diesem Unwesen steuern sollten, erwiesen sich als fruchtlos. Müßiggang, Roheit, Unsittlichkeit, Dummheit und Aberglauben lassen sich eben nicht durch Gesetze aus der Welt schaffen; dagegen gibt es nur ein Mittel: die Schule.

Nun gab es freilich in den k. k. Erbländern auch schon vor Maria Theresia Schulen. Mit der Reformation hatte sich auch das Schulwesen gehoben, aber mit dem Siege des Katholicismus verschwanden die gegründeten Anstalten wieder. Die bestehenden Schulen litten an allem Mangel. Zunächst an einem ständigen Locale. Sehr viele Gemeinden besaßen gar kein eigenes Schulhaus, und wenn sie eins besaßen, so war es die elendeste Hütte im Dorfe. Selbst in Wien hatten die sechs angestellten „Schulhalter" für ihre Schulen kein beständiges, unkündbares Local; sie hatten oft zu klagen, dass sie „wegen von den Kindern verursacht werdenden vielen Ungelegenheiten" nur schwer eine anständige Wohnung finden könnten. Gewöhnlich hielt der Schulmeister gleichzeitig Schenke, und so kam es, dass er in derselben Stube, „wo die Familie wohnte, die Hennen brüteten, die Ferkel grunzten, zu derselben Zeit seinen Gästen Wein zumaß, während er ein Kind um das andere den Katechismus aufsagen ließ und der kleinen unruhigen Schar mit dem Schulscepter gebot." Auch gab es Gemeinden mit Wanderschulen in des

Wortes vollkommenster Bedeutung: der Schulmeister musste bald in diesem, bald in jenem Hause seine „Werkstatt“ aufschlagen. Dass es den damaligen Schulen an allen Lehrmitteln fehlte, ist wohl selbstverständlich. Die Stellung des kärglich besoldeten Schullehrers war die jämmerlichste, die man sich denken kann. Der äußerst geringen Entlohnung wegen darf es uns nicht wundernehmen, wenn sich nur wenige gebildete und tüchtige Leute für ein Schulamt meldeten, und dass darum die meisten Schulen keinen tüchtigen Lehrer besaßen. Kenntnisse und methodisches Geschick fielen übrigens bei der Besetzung einer Lehrerstelle gar nicht in die Wagschale, war doch der Schulmeister in erster Linie Kirchendiener und Organist — oder auch etwas anderes — und erst in zweiter Lehrer. „Nicht Liebe zum Beruf, die bei den damaligen Schulzuständen wohl nicht zu erwarten war, nicht Lehrbefähigung, welche zu prüfen kaum jemandem beifiel, sondern einige Fertigkeit im Orgelspiel, eine schallende Bassstimme zum Vorsingen bei Wallfahrten und Processionen, vor allem aber der Ruf, dass Bewerber sich auf das Donnerwetter verstehe, es stundenlang voraus wittere und demselben durch Glockengeläute zur rechten Zeit zu begegnen wisse, waren die empfehlenden Eigenschaften bei der Aufnahme zum Schuldienst; machte der Candidat überdies Miene, den im Wirtshause zur Wahl versammelten Vätern der Gemeinde einen halben Eimer Wein zum besten zu geben, so hatte er einen Stein mehr im Brett; und war er vollends erbötig, die Witwe oder Tochter des verstorbenen Küster-Schulmeisters zu heiraten, so war die Wahl einstimmig. Bei alldem war der theuer erkaufte Dienst nichts weniger als sicher. Am besten stand es dort, wo ein Abt oder Kloster als Dorfobrigkeit das Amt zu vergeben hatte; es galt hier wie in anderen Dingen, ‚unterm Krummstab ist gut zu wohnen.‘ Ein Bedienter des Abts, ein Dienstmann des Klosters, welcher die Stelle zur Belohnung seiner treuen Aufführung erhielt, um es für seine alten Tage gemächlicher zu haben, durfte sicher sein, durch keinen anderen verdrängt zu werden. Wo aber die Gemeinde das Wahlrecht hatte, da musste an den meisten Orten die Aufnahme alle Jahre erneuert werden, und wehe dem armen Manne, wenn er es einmal beim Wetterläuten versehen hatte; nicht nur, dass er Gefahr lief, arg misshandelt, ja gesteinigt zu werden, wenn der Hagel Feld und Weinberg verwüstet hatte, seinen saueren Dienst hatte er gewiss verwirkt.“ Da die meisten Lehrer nur auf das geringfügige Schulgeld angewiesen waren, mussten sie sich nach einem einträglicheren Nebenverdienste umsehen. In Wien z. B. betrieben die meisten das Musikantenhandwerk; was bei dem Unterrichte herauskommen musste, wenn sie erst die ganze Nacht in den Bierhäusern aufgespielt hatten, lässt sich begreifen. Manchenorts bezog der Schul-

meister gar keinen Gehalt;*) dafür hatte er die Vergünstigung, während des Sommers das besser bezahlte Amt eines Gemeindehirten auszüben zu dürfen. Für diese „Gnade" konnte er schon im Winter unentgeltlich unterrichten. — Ferner fehlte es den Schulen sehr an Schülern. In Schlesien besuchten von 58.535 schulfähigen Kindern im Jahre 1771 nur 2359, in Wien 1770 von 19.314 nur 4665 die öffentliche Schule, während 1817 Kinder daselbst gar keinen Unterricht genossen, nicht einmal in der Religion. Methode, Schuldisciplin, Ansehen der Schule, Achtung vor dem Lehrer waren in jenen Zeiten unbekannte Dinge. Des Religionsunterrichtes jener Kinder, die aus diesem oder jenem Grunde keine Schule besuchen konnten, nahmen sich einige geistliche Orden an, die Christenlehrbruderschaft, die Jesuiten, die Piaristen, der Orden der frommen Schulen; der letztere hatte zwar außerdem zum Ziele, „die kleinen Knaben von den ersten Anfangsgründen in der Art recht zu lesen, zu schreiben und zu rechnen zu unterrichten," es kann aber unmöglich der nichtreligiöse Unterrichte viel bedeutet haben. — Die Unhaltbarkeit der Schulzustände wurde übrigens schon um die Mitte des 18. Jahrhundertes in einzelnen deutschen Erbländern erkannt. Zeugnis davon geben die Salzburger Schul- und Zuchtordnung vom Jahre 1755 und die Erneuerung der „gänzlichen in Zerfall und ohnachtsame Vergessenheit gekommenen" Schulordnung für Tirol vom 27. April 1757. Infolge der ersteren Verordnung befand sich das Schulwesen des zur Erzdiöcese Salzburg gehörenden Theiles von Oberösterreich am Ende der Sechziger-Jahre in leidlicher Verfassung, „so weit es die Umstände und die Armut sowohl der Pfarrer als der Pfarrkinder zuließen," hatte doch wenigstens jede Pfarre ihren Schulmeister. In Tirol aber scheint durch die Erneuerung der Schulordnung kein Resultat erzielt worden zu sein.

Schon in den ersten drei Jahrzehnten der theresianischen Regierung wurde den Schulen einige Aufmerksamkeit gewidmet. Zahlreiche Gründungen von Anstalten fallen in diese Periode. Wir nennen die der ersten adeligen Akademie im Benedictinerstifte zu Kremsmünster (1744), der theresianischen Ritter-Akademie in Wien (1744),

---

*) Übrigens wurde die schlechte materielle Stellung der Lehrer auch „oben" eingesehen. In einem Streite, der sich zwischen einem Lehrer und einer Gemeinde wegen des „Orgelgeldes" entspann, entschied das Gubernium in Prag mit Decret vom **28. August 1777** zu Gunsten des Lehrers, weilen kaum zehn Schulleute in Böhmen von ihrem Schuldienst zu leben haben, die übrigen aber alle sehr schlecht, einige sogar noch schlechter als Hirte und Knechte stehen." Und das war nach der Schulverbesserung!

der savoyischen Ritterakademie (1746) und des Löwenburgischen Convicts in Wien (1748), der theresianischen Militär-Akademie zu Wiener-Neustadt (1752), der Militär-Pflanzschule auf der Laimgrube und der Ingenieur-Akademie in Gumpendorf (1754) u. s. w.; dem Waisenhause auf dem Rennwege (1743) folgten andere in den größeren Städten. Eine bedeutungsvolle Schöpfung war die am 11. Juni 1770 eröffnete Real-Handelsschule in Wien, die im nächsten Jahre als Real-Handlungs-Akademie erklärt wurde. Ferner machte sich als Zeichen des nahen Umschwungs schon in der 50er-Jahren das Streben nach technischer und national-ökonomischer Bildung geltend. 1751 tauchte in Mähren die Idee auf, Gewerbeschulen zu gründen, allein sie schlief wieder ein; auch der aus dem Jahre 1766 stammende „Entwurf zur gründlichen Verbesserung der Privatschulen" hatte dieses Schicksal. Das Verdienst, den Anstoß zur Umgestaltung des erbländischen Schulwesens gegeben zu haben, gebürt dem menschenfreundlichen Bischofe von Passau, Leopold Ernst von Firmian, und dem Wiener Schulmanne Josef Meßmer. Ersterer überreichte sein Promemoria anfangs 1769 der Kaiserin, letzterer seine „unmaßgelblichen Gedanken zur Verbesserung der hiesigen deutschen Stadt- und Vorstadtschulen" anfangs 1770 dem Freiherrn von Gebler. Die Berufung der niederösterreichischen Schul-Commission, die sich mit der Verbesserung des Schulwesens zu befassen hatte, war der erste reformatorische Schritt. Sie trat am 14. Juli 1770 zusammen. Die Eröffnung der Normal-Schule in Wien am 2. Jänner 1771 war ihre erste That. Diese Anstalt war zugleich Elementarschule (mit Knaben vom 5. bis 8.), Realschule (mit Schülern vom 8. bis 14. Lebensjahre) und Lehrerbildungsanstalt. Der Zweck derselben wurde von ihrem ersten Director Josef Meßmer wie folgt bezeichnet: „Ihre Hauptabsicht geht dahin, dass sie allen anderen Schulen in und vor der Stadt und auch auf dem Lande zum Muster diene; dass in allen anderen Schulen sowohl die Lehrenden als die Lernenden durch sie in Eifer und Ordnung erhalten werden, dass in derselben vorzüglich sowohl geistliche als weltliche Schul-Lehrer, die man zum künftigen Unterrichte der Jugend gebrauchen will, in den Schulwissenschaften unterwiesen und gebildet werden" u. s. w. — Die pädagogische Abtheilung begann ihre Thätigkeit mit der Unterweisung von dreißig Schulcandidaten, von denen die meisten bereits als Lehrer gedient hatten. Die erste Prüfung im Jahre 1772 hatte ein so günstiges Resultat, dass Regierungsrath Högelin in seinem Berichte an die Kaiserin folgende etwas überschwengliche Wendungen gebrauchte: „Die Beförderung dieser Schulmethode heißt die Menschen zu Geschöpfen bilden, die der

Menschheit Ehre machen; es heißt den Namen desjenigen verherrlichen, dessen Majestätsvertreter die Fürsten hier auf Erden sind. Aber wie die ewige Glückseligkeit, so wird auch das bürgerliche Heil durch die Wohlthaten gewinnen, welche dem heranwachsenden Geschlechte durch die verbesserte Schuleinrichtung zugeführt werden; die Industrie wird sich heben, der Handel aufblühen, der Staat an seinem inneren Vermögen sich bereichern; die Spitäler werden künftig weniger Elende, die Straßen keine Bettler und das gemeine Wesen überhaupt nicht so viel Müßiggänger haben. In dem letzten Jahrhundert hat Frankreich allen Staaten es zuvor gethan, indem es seine Muttersprache ausgebildet und alle nützlichen Künste in dieser betrieben hat; dadurch ist es gekommen, dass die französische Sprache sich bei den höheren Ständen aller Länder hat geltend machen, die Cabinette aller Staaten fast ausschließend beherrschen, dass französischer Geschmack und Sitte sich bei anderen Völkern hat einschmeicheln können. Nun aber hat Österreich aller Augen auf sich gezogen; alles siehet mit gierigen Blicken auf den kaiserlichen Hof, und die ganze Nationalehre schmeichelt sich, von daher ihren Glanz zu erhalten. Nun wird Österreich den nämlichen Vorzug, die gleiche Überlegenheit über seine Nachbarn, über ganz Deutschland erhalten, deren sich andere Völker in ähnlichem Falle erfreut haben. Österreich wird seine Herrschaft auch dahin ausbreiten, wo die Völker nicht an seinen Scepter gebunden sind, es wird sich fremder Unterthanen Gemüther zinsbar machen, weil es unmöglich ist, einem Hofe seine Theilnahme und Neigung zu versagen, den man achtungswürdig schätzet, den man bewundert, und den man als die Quelle seiner eigenen Nationalehre ansieht."

Indessen konnten die ersten Resultate der Normalschule nicht allzu großartig sein, da es an den nöthigen, nach der neuen Lehrart abgefassten Schulbüchern gebrach. Das erste der neu herausgegebenen Schulbücher war der saganische Katechismus, später der kleine genannt, der mit Hofdecret vom 1. August 1772 „in den gesammten böhmischen und österreichischen Erblanden zum Gebrauche für die deutschen Schulen" vorgeschrieben wurde; ihm folgte der für die reifere Jugend bestimmte erläuterte oder größere Katechismus und die Evangelien. Nun stand einer gedeihlichen Entwicklung der Normalschule nichts mehr im Wege, und sie gelangte bald zu großer Blüte. Angeregt durch die Erfolge derselben machten sich auch an anderen Orten Bestrebungen geltend, das Schulwesen zu verbessern, z. B. in Böhmen in den Städten Friedland, wo P. Franz Scholz, und in Kaplitz, wo Dechant Ferdinand Kindermann (siehe den Artikel) in dieser Hinsicht mit Eifer und Erfolg thätig waren.

An Vorschlägen zur gründlichen Neugestaltung des gesammten Schulwesens fehlte es nun nicht mehr, im Gegentheile, es wurden ihrer so

viele eingebracht, dass man sich gar nicht mehr leicht zurechtfinden konnte. Jedenfalls der bedeutendste war der des Staatministers Grafen Johann Anton von Pergen, der den Staatsrath, die Minister, die Kaiserin und ihren Mitregenten vom August 1770 bis October 1772 beschäftigte. Die drei Grundgedanken seines umfassenden Planes „über die Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens in den kaiserlichen Erblanden" wollen wir hier anführen:

I. „Es muss ein möglichst vollkommen ausgearbeiteter Plan über das gesammte Schul- und Erziehungswesen durch landesherrliches Ansehen festgestellt werden, welcher in allen seinen Theilen auf den großen Endzweck gerichtet ist, wahre, aber zugleich aufgeklärte und zu den Diensten des Vaterlandes so fähige als willige Christen zu ziehen."

II. „Die Aufsicht und Leitung über das Schul- und Erziehungswesen in ganzer Ausdehnung und über alle Theile desselben muss völlig und beständig der Staat an sich ziehen."

III. „Unterricht und Erziehung müssen den Händen der Ordensgeistlichen, denen sie bisher mit Ausnahme der medicinischen Wissenschaften fast ausschließend anvertraut gewesen, durchaus abgenommen und die Schulen nur mit weltlichen oder doch weltgeistlichen Lehrern besetzt werden."

Für ein auf solchen freisinnigen Grundlagen beruhendes Gesetz war nun freilich die Zeit noch nicht reif. Insbesondere stieß die Ausschließung der Ordensgeistlichen von den Schulen auf Widerstand. Graf von Pergen aber besaß Charakter genug, um sich von seinen Ansichten nichts abmarkten zu lassen. Seine Vorschläge hatten also weiter keinen Erfolg, als dass die Nothwendigkeit und die Pflicht einer gründlichen Schulreform noch mehr anerkannt wurde. Von weittragender Bedeutung für das keimende Werk war die am 21. Juli 1773 verfügte Aufhebung des Jesuitenordens und zwar aus einem dreifachen Grunde, einmal der reichen Mittel wegen, die nun für Lehr- und Erziehungszwecke verwendet werden konnten und auch thatsächlich verwendet wurden, ferner der Auflassung zahlreicher lateinischer Schulen wegen, die nun in deutsche verwandelt werden konnten, und endlich wegen der nöthigen Umgestaltung des gelehrten Schulwesens, die mit der der Volksschulen Hand in Hand gehen musste. Natürlich erschienen nach diesem bedeutungsvollen Ereignisse sofort wieder neue Schulverbesserungsentwürfe, und die große Zahl derselben trug dazu bei, dass der Karren etwas verfahren wurde. Da man sich aus dem Wirrsale gar nicht mehr herausfinden konnte, kam

man immer wieder auf den Namen Felbiger zurück, mit dessen Träger übrigens die Mitglieder der Schulcommission in regem Gedankenaustausche standen. Die mit ihm und der preußischen Regierung geführten Unterhandlungen waren von Erfolg gekrönt. Es wurde dem Abte gestattet, sich in Wien „solange aufzuhalten, als Ihre Majestät die Kaiserin zu Erfüllung Ihrer lobwürdigen Absicht es für nützlich halten würde; und der König wünschte nur mehrere Gelegenheiten zu erhalten, sich Ihrer Majestät gefällig bezeigen und von seiner wahren Freundschaft überführen zu können."

Wie schon erwähnt, traf Felbiger, der bald der Mittelpunkt der nunmehr in Gang kommenden Schulverbesserung wurde, am 1. Mai des nächsten Jahres an seinem Bestimmungs- und Wirkungsorte ein. Schon am 1. September 1774 übergab die Kaiserin „die Einrichtung des hiesig deutschen Schulwesens sowohl in Absicht auf die hiesige Normalschule als die weitere Verbreitung des Instituts in dem Lande" seiner „Leitung und Direction in gnädigstem Zutrauen, dass er nach seiner in diesem Fach erworbenen stattlichen Kenntnis und Geschicklichkeit zu der für den Staat so wichtigen Verbesserung des ersagten Schulwesens mit wirksamem Eifer sich wird verwenden wollen. Mit der Abhängigkeit in Ansehung dieser Direction" wurde er an die niederösterreichische Regierung gewiesen; derselben sollte er über seine Thätigkeit berichten und von ihr „die jeweiligen Anordnungen zu seinem Nachverhalt" erhalten. Auch verfügte die Kaiserin, „ihn gehen zu lassen ohne Vorschrift." Dass er auch in der erwähnten niederösterreichischen Schulcommission Sitz und Stimme erhielt, ist wohl selbstverständlich.

Mit Feuereifer gieng er an sein schwieriges Werk. Zuerst galt es, die etwas zerfahrenen Verhältnisse der Wiener Normalschule zu ordnen, in der eine Zeitlang niemand wusste, „wer Koch und wer Kellner sei." Hierauf schritt er an die Verfassung der nothwendigen Lehrbücher, wobei ihn die aus Schlesien berufenen Mitarbeiter P. Josef Sucher und Lehrer Josef Kautschke unterstützten; endlich unterwies er die Wiener Katecheten und Lehrer sowie die von der Ferne zugereisten Schulmänner theils selbst, theils ließ er die Unterweisung derselben durch seine Helfer besorgen. Seine größte That in diesem Jahre ist die Ausarbeitung jenes Schulgesetzes, das unter dem Namen „Allgemeine Schulordnung für die deutschen Normal-, Haupt- und Trivialschulen in sämmtlichen Kais. Königl. Erblanden" am 6. December 1774 die Unterschrift der Kaiserin Maria Theresia erhielt. Mit dieser That, mit diesem Tage war das österreichische Schulwesen begründet. Der hauptsächliche Inhalt der „Allgemeinen Schulordnung" ist folgender:

I. „In jeder Provinz wird eine Schulcommission bestellt. Diese besteht wenigstens aus zwei, nach Thunlichkeit aus drei

Räthen der Landesstelle, aus einem Bevollmächtigten des Ordinariats und aus einem Secretär mit Zuziehung des Directors der Normalschule.“

II. „Wie vielerlei Arten von deutschen Schulen und wo sie sein sollen. Die gesammten deutschen Schulen zerfallen in drei Arten: Normalschulen, Haupt- und gemeine oder Trivialschulen. In jeder Provinz soll eine einzige Normalschule, am Orte der Schulcommission sein, deutsche Hauptschulen in größeren Städten, gemeine oder Trivialschulen in allen kleineren Städten und Märkten und auf dem Lande, wenigstens an allen Orten, wo sich Pfarrkirchen oder davon entfernte Filialkirchen befinden.“

III. „Wie die Errichtung der Schule zu verstehen sei. Die bereits vorhandenen Schulen sollen gehörig eingerichtet sein und die schon angestellten Lehrer in die neue Lehrart eingeführt werden. Niemand darf ein Schulamt erlangen, welcher nicht in der vorgeschriebenen Unterweisungsart wohl unterrichtet ist. Derlei Schulen sind auf Kosten der Gemeinde zu erhalten, welche daraus ihren Nutzen zieht, mit Beitritt der Herrschaften, welche an dem Vortheile, aus den Schulen wohlgesittete und brauchbare Unterthanen zu erhalten, theilnehmen.“

IV. „Wie die Schulgebäude beschaffen sein sollen. Es müssen darin so viele Lehrzimmer sein, als Lehrer zugleich unterrichten; die Schulzimmer sollen zu keinem anderen Gebrauche dienen; sie müssen sogar auf dem Lande von der Wohnung des Schulmeisters abgesondert sein. Beim Erbauen von Schulstuben ist auf den nöthigen Raum, und den Einfall eines genugsamen Lichtes, in Haupt- oder größeren Schulen auf einen geräumigen Ort zur Vornahme der Prüfungen Bedacht zu nehmen.“

V. „Was in den dreierlei Schulen zu lehren sei. In den Normalschulen sind folgende Gegenstände zu lehren:

A. Religion.

B. Das Buchstabenkennen, Buchstabieren, Lesen, das Schön- und Rechtschreiben, Rechnen, Rechnungsführen, und was zum wohlanständigen Betragen und zur Sittsamkeit gehört. Lehrgegenstände: Sprachlehre, Anleitung zu schriftlichen Aufsätzen, Anleitung zur lateinischen Sprache, die wichtigsten Grundsätze aus der Haushaltungskunde, aus der Landwirtschaft, eine historische Kenntnis von Künsten und Handwerken, und was deshalb aus der Naturlehre und Naturwissenschaft zu wissen nöthig ist. Geschichte und Erdbeschreibung, besonders mit Rücksicht auf das Vaterland, die Anfangsgründe der Feldmess- und Baukunst, Mechanik, Zirkel- und Freihandzeichnen.

C. Zur Vorbereitung künftiger Lehrer: Vortrag und Erklärung über die Eigenschaften und Pflichten rechtschaffener Lehrer.

Fachgegenstände für den Lehramtscandidaten: Kenntnis der Methode, die Übung im wirklichen Unterweisen, das Nöthigste von der Schulzucht, das Führen der Kataloge, das Betragen bei Untersuchungen.

In den Hauptschulen ist zu lehren: Die Hauptgegenstände unter A und B, und von den Gegenständen unter C soll so vieles der Jugend beigebracht werden, als nach der Zahl und Fähigkeit der Lehrer und nach der Zeit, die sie zum Unterrichte haben, thunlich ist.

In den gemeinen deutschen oder Trivialschulen ist zu lehren:

A. Religion.

B. Das Buchstabenkennen, Buchstabieren und Lesen geschriebener und gedruckter Sachen, die Currentschrift, von der Rechenkunst die fünf Species und die einfache Regeldetri.

C. Die Anleitung des Landvolks zur Landwirtschaft."

VI. „Wer lehren solle. Den Religionsunterricht der Geistliche. Die Schullehrer sollen die Erklärungen der Pfarrer oder Vicarien anhören, damit sie im Stande sind, sie mit den Schülern zu wiederholen. Die übrigen Lehrgegenstände können sowohl von Geistlichen als Weltlichen gelehrt werden. Die Zahl der Lehrer hat in den Hauptschulen mit Einschluss des Directors in 4 oder 5 derselben zu bestehen. In den gemeinen Schulen hat man sich nach der Zahl der vorhandenen Schüler zu richten."

VII. „Aus was für Büchern zu lehren sei. Wegen der Einförmigkeit der Lehrart ließ die Kaiserin eigene Bücher und Tabellen verfassen, ferner die für die Lehrer nöthigen Anweisungen ausarbeiten und im Methodenbuche vorlegen."

VIII. „Wie zu lehren sei. Alle Kinder einer Classe sind zusammen zu unterweisen, und ist beim Unterrichte nicht bloß auf das Gedächtnis zu sehen, die Jugend ist nicht über die Nothwendigkeit mit dem Auswendiglernen zu plagen, und auch ihr Verstand aufzuklären."

IX. „Wie die Classen einzurichten seien. Es gehören Schüler selbst von verschiedenem Alter und Geschlecht, sobald sie einerlei Gegenstände lernen, in eine Classe zusammen. In jeder Schule gibt es so viele Classen, als Lehrgegenstände vorkommen, und hat jede Classe wenigstens 3 Abtheilungen."

X. „Wann das Lehren in der Schule anzufangen sei. Der Unterricht beginnt des Morgens um 8 und dauert bis 11 Uhr, im Sommer, wenigstens auf dem Lande, von 7 bis 10 Uhr, Nachmittag für das ganze Jahr von 2 bis 4. — Es sind zwei Schulcurse. In Städten beginnt der Wintercurs mit dem 3. November und

dauert bis zum Sonnabend vor dem Palmsonntage. Der zweite Curs dauert von dem Montage nach dem ersten Sonntage nach Ostern bis Michaeli. Für das Land bestanden Winter- und Sommerschulen. Zum Besuche der Winterschule sind die Kinder vom 9. bis 13. Jahre verpflichtet, und hat der Unterricht vom 1. December bis Ende März zu dauern. Die Sommerschule dauert auf dem Lande vom Montage nach dem ersten Sonntage nach Ostern bis Michaeli. Sie wird von Kindern vom 6. bis 8. Lebensjahre besucht."

XI. „Wann ein Gegenstand zu beendigen sei. Während eines Schulcurses müssen die Regeln eines Lehrgegenstandes vollständig bis zum Ende und dergestalt vorgetragen werden, dass die Schüler sie wohl fassen können."

XII. „Wer zum Schulgehen verbunden sein soll. Kinder beiderlei Geschlechtes, deren Eltern oder Vormünder in Städten eigene Hauslehrer zu unterhalten nicht den Willen oder das Vermögen haben. Die Kaiserin würde es gern sehen, dass Eltern ihre Kinder wenigstens durch 6 oder 7 Jahre in den deutschen Schulen ließen."

XIII. „Eltern und Vormünder sollen die Kinder unfehlbar zur Schule schicken und von Magistraten und Ortsobrigkeiten hiezu verhalten werden."

XIV. „Die Waisen- und anderen Dienste sollen die Besuchung der Schulen nicht hindern. Daher haben die Herrschaften entweder die Kinder unter 13 Jahren gar nicht zur Abdienung der Waisenjahre zu nehmen oder doch diejenigen, welche dieses Alter nicht erreicht haben, in die Winterschule gehen zu lassen."

XV. „Von Wiederholungsstunden. Für die von der Schule entlassene Jugend auf dem Lande und in Städten werden nach dem Nachmittagsgottesdienste zwei Wiederholungsstunden in der ordentlichen Schule veranstaltet. Dieselben dauern bis zum 20. Jahre. Zum Besuche dieser Wiederholungsstunden sind namentlich Handwerkslehrlinge zu verhalten, und es darf keiner freigesprochen werden, welcher nicht durch das schriftliche Zeugnis des Schulaufsehers nachweisen kann, dass er Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen erlernt, sowie diese Wiederholungsstunden von Zeit zu Zeit fleißig besucht habe."

XVI. „Über den Fleiß und Fortgang der Schüler sind Kataloge zu führen. Einer, welcher das Verzeichnis der Schüler enthält und in Städten vom Magistrate zweimal, zu Ostern und Michaeli, zu verfassen ist, auf dem Lande vom Schullehrer. Der zweite ist der Fleiß-Katalog."

XVII. „Von den ordentlichen Aufsehern. Die Obrigkeiten haben eigene Aufseher zu ernennen und der Schulcommission an-

zuzeigen. Bei Normal- und Hauptschulen kommt diese Aufsicht dem Director zu. Als Aufseher in kleineren Städten, Märkten und auf dem Lande fungieren der Pfarrer, ein herrschaftlicher Beamter, dann ein verständiger Mann von den Gerichtsgeschworenen."

XVIII. „Von der Bestellung der Oberaufseher. Die Schulcommissionen haben darauf Bedacht zu nehmen, dass taugliche Männer zu Oberaufsehern ausfindig gemacht und jedem derselben gewisse Bezirke zum Bereisen angewiesen werden."

XIX. „Wann und wie die Schulverbesserung überall einzuführen sei. Die Normalschulen außerhalb der Residenz, sowie auch einige Hauptschulen sollen, wo es sich thun läßt, mit Anfang des bevorstehenden Jahres (1775) eröffnet und nach Maßgabe der Schulordnung eingeführt werden. Die Bildung der Schulleute für Städte, Märkte und Dörfer soll sobald als möglich vor sich gehen. Alle Candidaten müssen sich zu tüchtiger Führung des Lehramtes in der Normalschule oder wenigstens in einer nächstgelegenen Hauptschule bilden. Sie müssen sich in der Normalschule der Prüfung unterziehen und dürfen nicht früher auf einem Posten wirklich angestellt werden, als bis sie vom Director der Normalschule das Zeugnis ihrer Tüchtigkeit und von der Schulcommission ein Decret über die Anstellung erhalten haben. Im nächsten Sommer sollen die vorhandenen, noch nicht vorschriftsmäßig abgerichteten Lehrer aus den Städten und vom Lande in die Normal- oder wenigstens in eine Hauptschule der Provinz sich begeben, um in dem Wesentlichsten, d. i. im Gebrauche der Bücher und in der Führung der Schullisten oder Kataloge, unterwiesen zu werden."

XX. „Anwerber auf geistliche Pfründen mit der Seelsorge und Ordens-Candidaten müssen vorläufige Kenntnis des Schulwesens haben, und zwar wegen des denselben obliegenden Unterrichtes und wegen der ihnen auf dem Lande zukommenden Aufsicht über die Schulen."

XXI. „Schulmeister sollen keine Schankhäuser erhalten und zwar im Übertretungsfalle unter Absetzung vom Schuldienste. Auch ist es den Schulmeistern nicht gestattet, bei Kirchweihen, Hochzeiten und anderen Gelegenheiten zu musicieren. Auch dürfen Pfarrer, wenn sie Kranke versehen, nicht mehr wie bisher die Schulmeister mit sich nehmen, sondern jemand andern zu ihrer Begleitung wählen."

XXII. „Von den Schulprüfungen und Belohnungen. In allen Normal-, Haupt- und Landschulen sollen halbjährig über alle Gegenstände, die gelehrt worden, in Gegenwart von Magistratspersonen

in Städten, auf dem Lande in Gegenwart des Pfarrers, des herrschaftlichen Beamten und einiger Geschworenen Prüfungen angestellt werden. Jedermann, der Interesse daran findet, hat Zutritt."

XXIII. „Von Berichten, welche über die Schulverfassung zu erstatten sind. Die Aufseher jedes Ortes haben zu Ostern und Michaeli dem Oberaufseher von dem Zustande der Schulen Bericht zu erstatten. Der Oberaufseher hat aus allen eingelaufenen Nachrichten des ihm angewiesenen Bezirkes eine Generaltabelle zu verfassen und mit Beilegung der Berichte von den Aufsehern den 1. Mai über die Winterschulen, den 1. November über die Sommerschulen an die Landesstelle abzugeben."

XXIV. „Auf die mit Eifer sich hervorthuenden Aufseher und Schulleute wird mit Beförderungen gelegentlich Rücksicht genommen."

Die Durchführung der allgemeinen Schulordnung, an der die Schulcommissionen der einzelnen Länder einen großen Antheil hatten, gieng in der Weise vor sich, dass zunächst die Normal- und Hauptschulen gegründet wurden, die als Pflanzstätten der Lehrer eine segensreiche Wirksamkeit entfalteten. In der Gründung und gesetzmäßigen Einrichtung der Landschulen gieng die Kaiserin auf ihren Patrimonial- und den Cameralherrschaften mit dem schönsten Beispiele voran; was der Schulfond nicht leisten konnte, leisteten sie, die Geistlichkeit, der Adel, die Städte und Bürger. So schritt in den k. k. Erbländern die Schulverbesserung rüstig fort; Ungarn und Galizien blieben jedoch zurück. Sechs Jahre nach dem Inslebentreten des Theresianischen Schulgesetzes zählte man in den nicht-ungarischen Ländern 3993 verbesserte Schulen und zwar: 15 Normalschulen, 83 Hauptschulen, 47 Mädchenschulen und 3848 Trivialschulen mit einer Gesammtzahl von 208.580 Schülern.*)

Die Methode in den verbesserten Schulen war die Felbigers. Sie bestand der Hauptsache nach: 1. Im Zusammenunterrichten und Zusammenlesen. 2. In der Buchstabenmethode. 3. Im Tabellarisieren und 4. Im Katechisieren.

Als einen großen Fortschritt müssen wir das Zusammenunterrichten — wir sagen heute: den Massenunterricht — bezeichnen. Während früher der Lehrer ein Kind nach dem andern an seinen Tisch kommen ließ, um es zu „überhören," ihm eine Rechnung aufzugeben oder einen Buchstaben zum Nachmalen vorzuschreiben, wobei die anderen

---

*) 1788 zählte man in Böhmen allein 2336 Schulen, 223.879 schulfähige und 174.909 (im Sommer nur 146.006) schulbesuchende Kinder. Ein Jahr später gab es daselbst: 1 Normalschule, 20 Haupt-, 42 Stadt-, 3 Klosterfrauen-, 2168 Trivial-, 23 Juden- und 252 Industrialschulen.

treiben konnten, was sie wollten, (wenn sie nicht mit Ruthe und Stock in verhältnismäßiger Ruhe erhalten wurden) so dass auf einen Schüler im Jahre etwa zehn Stunden directer Unterricht entfielen, hörte das nun auf. Der Lehrer musste alle Kinder gleichzeitig unterrichten. Die allgemeine Schulordnung also ist es, welche einen zweckmäßigen, nutz- und fruchtbringenden Unterricht ermöglicht und geschaffen hat, und das ist kein geringes Verdienst. Das Zusammenlesen, welches als Chorlesen insbesondere beim ersten Leseunterrichte auch heute noch neben dem Einzellesen zur Anwendung kommt, wurde ebenfalls durch Felbiger in Österreich eingeführt.

Die Buchstabenmethode, die darin bestand, „dass man bei Dingen, die ins Gedächtnis sollen gefasset werden, sich eines gewissen Vortheils" bediente — nämlich die einzuprägenden Sätze nur mit den Anfangsbuchstaben der Wörter an die Schultafel schrieb — findet ebenso wie die Tabellarisiermethode, „dass man für alles, was zu lehren ist, gewisse Tabellen brauchet, darin die zu erlernenden Sachen in gehöriger Ordnung und Deutlichkeit, auch so ausführlich, als nöthig ist, zu finden sind," den Beifall der modernen Pädagogik nicht. Übrigens sind die Anklagen gegen den geistlosen Mechanismus derselben nicht von heute; schon zeitgenössische Pädagogen verleihen denselben Worte. Ein treffendes Urtheil darüber fällte Dr. Fried. Dittes: „Die Tabellar- und Literalmethode mechanisierte den Unterricht und machte die Jugend denkfaul. Freilich wollte Felbiger etwas Besseres: Er stand im Wesen auf dem Boden des Pietismus, ja theilweise des Philantropinismus. Er wollte nämlich einen gründlichen, nicht bloß das Gedächtnis, sondern auch den Verstand bildenden, auf Sachen gerichteten, das Nützliche betonenden, in Frage und Antwort gekleideten, leicht und angenehm hinfließenden Unterricht. Allein das übereifrige Streben nach sichtbaren Resultaten verleitete ihn zu einem Verfahren, das wohl für repetitorische Zusammenfassungen eine gewisse Berechtigung hat, den grundlegenden Unterricht aber lähmt." Diese Methoden sind als pädagogische Missgriffe zu bezeichnen; dagegen verdient das Katechisieren: „dass man durch fleißiges Befragen unablässig untersuchet, ob die Schüler den Unterricht recht begriffen haben," unseren vollen Beifall.

Leider ist es hier nicht möglich, den Fortgang der österreichischen Schulverbesserung zu verfolgen. Wir müssen uns auf das beschränken, was sich direct auf Felbiger bezieht.

Da es noch immer an brauchbaren Schulbüchern mangelte, schrieb Felbiger eine Anzahl derselben oder nahm auf die Verfassung Einfluss. Sie erschienen in dem 1772 begründeten Normalschulbücherverlage oder im Verlage der deutschen Schulanstalt, wie man damals

sagte. 1780 zählte diese Verlagsanstalt bereits hundert Artikel, von denen sehr viele aus Felbigers nimmermüder Feder geflossen waren. Das bedeutendste Werk ist jedenfalls das 1775 erschienene „Methodenbuch," dessen vollständiger Titel lautet: „Methodenbuch für Lehrer der deutschen Schulen in den kaiserlich-königlichen Erbländern, darin ausführlich gewiesen wird, wie die in der Schulordnung bestimmte Lehrart nicht allein überhaupt, sondern auch insbesondere bei jedem Gegenstande, der zu lehren befohlen ist, soll beschaffen seyn. Nebst der genauen Bestimmung, wie sich die Lehrer der Schulen in allen Theilen ihres Amtes, ingleichen Directoren, Aufseher und Oberaufseher zu bezeigen haben, um der Schulordnung das gehörige Genüge zu leisten." Das Werk, bei dessen Abfassung zwei frühere Schriften Felbigers benützt worden sind und zwar „Eigenschaften, Wissenschaften und Bezeigen rechtschaffener Schulleute" und „Nothwendiges Handbuch zum Gebrauche der Lehrer in den deutschen Schulen," jedoch, wie Freiherr von Helfert sagt, „nur zum geringsten Theile mit Beibehaltung des Wortlautes, zum bei weitem größeren mit vollständiger Umarbeitung des Inhaltes und durchgängiger Änderung der Aufeinanderfolge, zum größten aber mit Hinzugabe von ganz neuen Stücken," fand damals auch in Deutschland ungetheilte Anerkennung. So sagte der Recensent in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek," Jahrg. 1777, von demselben: „Das ganze Werk ist so abgefasst, dass, wenn auf die Befolgung der darin enthaltenen Vorschriften ernstlich gehalten wird, die österreichischen Lande davon die größten Vortheile erwerben können. In allem zeigt sich ein sehr gesunder Verstand, viel wahre Menschenliebe, warme Liebe der Wahrheit und eine menschenfreundliche Gesinnung in Absicht auf die Verschiedenheit der Urtheile und Meinungen." Helfert sagt: „Das große Methodenbuch war unstreitig nach der allgemeinen Schulordnung und dem übereinstimmenden Katechismus*) die bedeutendste That der ganzen neuen Schulgesetzgebung. Es war der Codex der verbesserten Lehrart in vollem Umfange, es war das Buch der Bücher im Gebiete der Normalschulliteratur, es war das Organon und der Canon für alle Personen, in deren Hände von

---

*) Es sind gemeint die verschiedenen von Felbiger stammenden Katechismen: Der große Katechismus (zwei Hauptausgaben, mit Einleitung und Beweisstellen, und ohne dieselben), der Auszug aus dem großen und der kleine Katechismus. Übereinstimmend heißen sie deshalb, weil der Inhalt der einzelnen Katechismen übereinstimmte, so dass die größeren den der kleineren mehr ausgeführt enthielten.

oben bis hinunter die Ausführung der allgemeinen Schulordnung gelegt war... Wer vom Fache sich die lohnende Mühe geben will, näher auf dessen Inhalt einzugehen, der wird wohl viel darin finden, was nur vom Standpunkte der Methode, die man dazumal für die allein richtige hielt, entschuldigt werden kann; er wird manches darin finden, worüber er nicht ohne Grund meinen wird, besserer Ansicht zu sein als der Verfasser; er wird hin und wieder etwas finden, worüber er sich heute eines Lächelns wird nicht erwehren können; aber er wird ungleich mehr darin finden, womit er sich aus voller Überzeugung und vollem Herzen einverstanden erklären muss; er wird unendlich viel darin finden, wobei es ihm ergehen wird wie dem Berliner Recensenten vom Jahre 1777, dass er ‚den Verfasser dafür umarmen möchte.'"

Das Methodenbuch bestand aus drei Theilen: 1. Von der Lehrart überhaupt und insbesondere. 2. Das, was die Personen angeht, welche in deutschen Schulen die Lehrart lernen, lehren und die Aufsicht haben sollen." 3. Verschiedene Verordnungen zur Einrichtung und Aufrechthaltung des deutschen Schulwesens." Die Hauptstücke dieses dritten Theiles sind folgende: Allgemeine Schulordnung; Schulgesetze für Schüler; Bestimmung der Schulzucht; von Schulberathschlagungen; von den Schulbesuchern oder Visitationen; von den halbjährigen Schulprüfungen; von den Prämien und Belohnungen.

Wir geben, da man den Pädagogen Felbiger auf diese Weise am leichtesten würdigen lernt, auch den Inhalt des Buches „Eigenschaften, Wissenschaften und Bezeigen rechtschaffener Schulleute." Es enthält vier Hauptstücke: I. „Von den Eigenschaften, welche Schulleute an sich haben sollen. II. Von den Wissenschaften rechtschaffener Schulleute, a) überhaupt, b) insbesondere: 1. Vom Zusammenunterrichten. 2. Vom Katechisieren. 3. Von der Buchstabenmethode. 4. Von Tabellen. III. Von dem Bezeigen eines Schulmeisters in seinem Amte. 1. Theil überhaupt, 2. Theil. Von dem, was ein Schulmeister in Absicht auf die Religion mit seinen Schülern zu thun hat. 3. Theil. Von Dingen, die ein Schulmeister eigentlich die Jugend lehren soll. (§ 1. Von Erkenntnis der Buchstaben. — §. 2 Vom Buchstabieren. — § 3. Vom Lesen. — § 4. Vom Schreiben. — § 5. Von der Rechtschreibung. — § 6. Von schriftlichen Aufsätzen. — § 7. Von Erzählungen. — § 8—10. Von Briefen. — § 11—13. Von anderen kleineren und größeren schriftlichen Aufsätzen. — § 14. Vom Rechnen. — § 15. Vom Rechnungsführer. [Gemeinrechnung, Kirchenrechnung]). IV. Von Dingen, welche die Schulleute noch sonst zu beobachten haben, um ihrem Amte zweckmäßig und zum

wahren Besten der Jugend vorzustehen. (§ 1. Wie ein Schulmann bei seinen Schülern sich Gehorsam und Ansehen verschaffen, sich beliebt und fruchtbar machen solle. — § 2. Schulleute müssen ihre Schüler in guter Zucht halten, von der Schulzucht aber richtige Begriffe haben und sich beim Ermahnen, Warnen, Drohen und Strafen weislich verhalten. — § 3. Von dem Bezeigen der Schulleute bei Kindern von verschiedener Fähigkeit, Gemüthsbeschaffenheit, Aufführung, von verschiedenem Alter und Geschlechte. § 4. Lehrer müssen ihren Schülern Abscheu vor dem Lügen und Betrügen, Liebe aber zur Wahrheit beibringen, ingleichen sie zur Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit leiten, ihnen auch Grundsätze, welche zur Erlangung dieses Endzwecks dienlich sind, einflößen und die Bewegungsgründe bekannt machen, darnach man sich verhalten muss. § 5. Schulleute sind auch schuldig, das äußerliche Bezeigen der Jugend zu bessern; sie müssen Schüler jedes Standes zur Sittsamkeit, Artigkeit oder Höflichkeit, das ist zur Beobachtung der Wohlanständigkeit in Worten, Gebärden und in ihrem ganzen Verhalten gegen andere anleiten.)“

Was den Religionsunterricht anlangt, so fordert Felbiger Schulgebete, religiöse Gesänge, biblische Geschichte und Religionslehren. Die biblischen Erzählungen und religiösen Lehren sind aber nicht nur zu memorieren, sondern auch durch Erklärungen dem Verständnisse nahe zu bringen; auch soll die Jugend angehalten werden, die Vorschriften der Religion im Leben zu üben.

„Alle Dinge, welche die Jugend zu lernen hat, und also auch die Religionswahrheiten, muss man derselben zuerst in das Gedächtnis bringen. Bei kleinen Kindern ist das Auswendiglernen der vornehmsten Stücke eines Lehrgegenstandes umso nöthiger, da es ihnen an Worten ebenso sehr fehlet als an den Begriffen der Sachen, das sogenannte Auswendiglernen ist also bei der Jugend nicht gänzlich zu verwerfen. Es muss aber das Erlernte wohl verstanden werden, man muss die Jugend anführen, sich darüber, sobald sie es nur zu thun im Stande ist, mit eigenen Worten auszudrücken, davon wie von jeder bekannten Sache zu reden; es muss endlich das Gehörte und Gelesene nicht bloß erlernt und verstanden, sondern auch dem Gemüthe nahe geführt und der Wille dadurch bewegt werden. Es muss daher der Katechet beim Religionsunterrichte, wo es nöthig ist, A. erklären, d. h. Worte und Sachen verständlich machen, davon zu vermuthen ist, dass Schüler etwa gar keinen oder einen unrichtigen Begriff haben, B. erläutern, d. h. Worte, welche unverständlich oder unbekannt sein möchten, durch bekanntere verständlich, Sachen durch Beispiele und Gleichnisse noch deutlicher machen, C. zergliedern, d. h. weitläufige Sätze und Perioden in kleinere

auflösen, D. erweisen aus der heil. Schrift, aus den Zeugnissen der heil. Väter, aus der Vernunft; E. die Bewegung des Willens endlich ist die Hauptsache des Katecheten; sie besteht darin, dass er die Religion von der gefälligen oder von jener Seite vorstelle, da sie sich als Beförderin unserer Glückseligkeit, unserer Beruhigung und auch übereinstimmend mit dem zeiget, was ein aufgeklärter Verstand von unseren Pflichten von selbst zu erkennen vermag.“ Über den letzteren Punkt lesen wir im Methodenbuche Folgendes: „Die Gründe zur Bewegung des Willens sind mancherlei . . . . Nachdenkende können bei den göttlichen Befehlen, welche unsere Sitten betreffen, den Grund einsehen, warum dies oder jenes verboten ist; deshalben steht es dem Katecheten frei, auch diese Gründe bei Gelegenheit seinen Katechumenen bekannt zu machen und etwa zu sagen, warum Gott den Gehorsam gegen Eltern und Obrigkeiten befohlen habe, warum er den Todtschlag, das Stehlen, Falsche-Zeugnis-Geben, Verlangen nach fremdem Gute u. s. w. verboten habe. Das Anführen dieser Gründe wird wenigstens folgenden Nutzen haben: Die Jugend wird daraus Gott als den Liebhaber der Ordnung, als einen höchst gütigen Herrn erkennen und ihn dafür preisen, dass er für diejenigen, welche über das, was zu thun und zu lassen ist, Untersuchungen anzustellen entweder nicht im Stande sind oder dazu sich nicht Zeit nehmen, deutliche Vorschriften gegeben hat, aus denen sie ohne Kopfbrechen sehen können, was sie thun oder lassen sollen . . . . Schriftstellen sind zur Bewegung des Willens ungemein geschickt, und es ist sehr gut, darüber solche *) Gespräche zu halten. Man muss aber auch die Schriftstellen auswendig lernen lassen; denn wenn endlich das Gespräch selbst sich aus dem Gedächtnisse verliert, so bleibt doch die Schriftstelle und folglich der Grund des Unterrichtes in dem Gedächtnisse. Die Erfahrung lehrt, dass uns im spätesten Alter noch einfällt, was man in der Jugend gut auswendig gelernt hat; Schriftstellen sind für Lasterhafte, denen dergleichen Stellen doch manchmal einfallen, ein Schreckenbild, und eine solche Erinnerung leget wenigstens in Zeiten, wo die Leidenschaften nicht mehr sehr heftig sind, bei einem und dem anderen den Anfang der Besserung. Erzählungen und Beispiele thun eben die Wirkung und machen bei der Jugend starken Eindruck; auch dieser Mittel, zum Guten zu bewegen, bediene sich der Katechet; er hüte sich aber vor Erdichtungen, ungewissen, sehr außerordentlichen und schwer zu glaubende Dinge betreffenden Erzählungen; er sammle sich dergleichen lieber aus der heiligen Schrift oder bediene sich solcher, welche andere, aber mit guter Wahl gesammelt haben.“

*) Wie Felbiger als Beispiel eines einfügt.

Obwohl also im Religionsunterrichte sehr auf die Bewegung des Willens gesehen wurde, gab es noch einen eigenen Unterrichtsgegenstand, der einen ähnlichen Zweck verfolgte: die Anleitung zur Rechtschaffenheit. Durch dieses Unterrichtsfach sollten die Kinder aufgeklärt werden über ihre Pflichten als Schüler, als Menschen gegen den Nächsten und die Gesellschaft; auch erhielten sie Belehrungen über eine gute und richtige Haushaltung.

Vom Unterrichte im Lesen wurde schon erwähnt, dass dem Zusammenlesen große Bedeutung beigelegt ward. „Erst wenn die Schüler schon einige Fertigkeit im Lesen erlangt und nicht mehr nöthig haben, alle Aufmerksamkeit anzuwenden, um für jedes Wort sich auf den gehörigen Laut zu besinnen, kann mit dem Zusammenlesen derart begonnen werden, dass die Schüler anfänglich kurze, bei größerer Geübtheit längere Sätze öfters sowohl alle zusammen, als auch bankweise und einzeln lesen, bankweise und einzeln vorzüglich dann, wenn die meisten Schüler gut zu lesen noch nicht vermögen.“ „Unter dem Zusammenlesen versteht man keineswegs, 80 oder gar 100 Schüler in einer Schule ohne Ordnung aus vollem Halse schreien zu lassen. Man verlange nur, dass die Schüler nicht immer einer nach dem anderen lesen, oder währenddem, dass der 80. liest, die übrigen 79 müßig sein sollen; dies geschah vorhin bei den meisten, die nach der alten Art unterwiesen wurden.“ (Methodenbuch, I. Abtheilung, 2. Hauptstück.) — Felbiger fordert, dass jeder Schüler schön, verständnis- und ausdrucksvoll lesen lerne.

Soll der Schreibunterricht gedeihen, so muss auf musterhafte Vorschriften und auf den Fortgang vom Leichteren zum Schwereren gesehen werden. Die Schüler dürfen die Buchstaben nicht nachmalen, sondern sie müssen sie leicht und rasch schreiben lernen.

Für das Rechtschreiben sind die ähnlichlautenden Wörter, die Abstammung der Wörter und die Satzzeichen wichtig. Als Übungen werden empfohlen: Abschreiben, Aufschreiben und Dictieren.

In der Sprachlehre müssen die Schüler vor allem im Abwandeln der Haupt- und Zeitwörter und im Analysieren geübt werden. Machen sie Fehler im Schreiben oder Reden, so leite sie der Lehrer auf die Regeln, ja er schreibe ihnen sogar Sätze mit Fehlern auf und lasse dann dieselben sowie die in Anwendung kommenden grammatikalischen Regeln aufsuchen. Die Schrachlehre ist nicht nur da, um die Muttersprache richtig gebrauchen zu lernen, um die Gesetze derselben zu verstehen, sondern auch, um ein Hilfsmittel für die Aneignung einer fremden Sprache zu gewinnen.

Für die Erwerbung eines guten Stiles ist Übung im Denken, die mündliche und schriftliche Wiedergabe von gelesenen Erzählungen,

Lectüre guter Schriften nöthig. Die Abfassung von Briefen und Geschäftsaufsätzen finde eine sorgfältige Pflege. Die äußere Form der schriftlichen Arbeiten sei musterhaft.

Das Zusammenunterrichten und Zusammenlernen werde auch beim Rechnen gepflegt. Wenn ein Schüler an der Tafel eine Aufgabe löst, müssen die übrigen mit diesem gleichmäßig fortarbeiten. Die Beispiele seien dem Haushalte, dem Handel und Handwerke entnommen.

Die Mess-, Bau- und Bewegungskunst werde ohne mathematische Beweisführung in anschaulicher und praktischer Weise in einem Umfange gelehrt, als sie „von jedermann durch den bloßen gesunden Menschenverstand zu fassen ist." Daher soll der Lehrer „Modelle oder wenigstens große Zeichnungen bei der Hand haben, um den Schülern alles recht sinnlich zu machen." Dabei mussten die Schüler mit Reißfeder und Lineal umgehen lernen.

Anschaulichkeit ist auch eine Hauptforderung für den Unterricht in der astronomischen Geographie, Naturgeschichte und Physik.

Recht „modern" sind Felbigers Ansichten über die Ertheilung des geographischen Unterrichtes. Auch hier vertritt er den Grundsatz, vom Bekannten zum Unbekannten, vom Nahen zum Fernen fortzuschreiten. „Bisher ist man wohl bei dieser Wissenschaft diesen Weg nicht gegangen; man fieng mit Betrachtung der ganzen Erdkugel oder doch unseres Welttheiles an, und selten kam man bis zum Vaterland, dessen Kenntnis uns doch am wichtigsten sein sollte." Um den Schülern die Bedeutung der Landkarte klar zu machen, verwende der Lehrer den Grundriss der Schule, zeige „auf demselben die Zahl der Fenster und Thüren u. dgl. Bald werden sie gewahr werden und gestehen, dass die Vorstellung, d. i. der Riss der vorgestellten Sache, hier der Schule gemäß sei; nur muss ihnen gewiesen werden, dass dies die Ähnlichkeit nicht nur so ohngefähr sei, sondern dass jeder Schaft, jedes Fenster, dass die Thüre der Öfen ebenso viel Ellen und Zolle des Maßstabes auf der Zeichnung habe, die man findet, wenn man das Stück mit einem gewöhnlichen Maßstabe misst." Hierauf bringe der Lehrer den Plan einer Stadt. „Hier sage er schon etwas von der eigentlichen Orientation, das ist von den vier Hauptgegenden, besonders von der Nordgegend, lehre sie die Magnetnadel kennen oder gebe auch andere Merkmale an, daraus sie die Nordseite von anderen zu unterscheiden vermögen." (Methodenbuch, I. Theil.) Ferner mache er die Jugend mit den wichtigsten Gebäuden, Plätzen und Gassen und mit der noch größeren Verjüngung des Maßstabes bekannt; erst dann lege er ihr Karten vor, zunächst die des Vaterlandes, dann die der Nachbarstaaten &c. — Im Geschichtsunterrichte wird auf Biographien großer Männer ein

besonderes Augenmerk gerichtet. Außer den erwähnten Gegenständen wurden noch Landwirtschaft und Singen gelehrt.

Über die so wichtige Fragestellung lesen wir: „Wohl zu fragen ist so leicht nicht, als mancher denkt. Der Lehrer muss vorerst selbst deutlich und ausführlich wissen, was er vortragen und durch Fragen herausbringen will: er muss im Stande sein, über das Vorgetragene selbst Fragen zu machen, nicht bloß eingelernter Frageformeln sich zu bedienen; er muss sich dabei kurz und deutlich auszudrücken verstehen; er muss die Fragen auf mancherlei Art verändern und die Kinder dadurch bemüßigen, die Antwort selbst aus ihrem Lehrbuche oder aus dem gehörten Vortrage herauszufinden, was ohne einiges Nachdenken nicht möglich ist; er muss endlich aufmerksam und scharfsinnig genug sein, um die Antworten zu beurtheilen, das Unrichtige, Mangelhafte und Überflüssige derselben wohl zu bemerken und zu verbessern. Wird das Katechisieren in solcher Weise geübt, so werden die Schüler Wahrheiten nicht bloß in das Gedächtnis, sondern auch in den Verstand bringen; sie werden dadurch auch zur Munterkeit, Aufmerksamkeit beim Lesen und Zuhören, zum Nachdenken, Urtheilen und dahin gebracht, dass sie sich richtig ausdrücken können. Bei der alten Lehrart waren alle diese Vortheile nicht zu erhalten; der Lehrer, wenn er etwas vortrug, sprach meistens allein und hoffte, dass er verstanden würde; bei der katechetischen Lehrart aber untersucht er und wird leicht gewahr, ob er verstanden worden sei und ist nebstbei im Stande, aus den Antworten der Kinder unzählige falsche Begriffe, eingesogene Vorurtheile, irrige Meinungen zu entdecken und sie davon zu befreien.“ (Vgl. Methodenbuch 1. Theil, 5. Hauptstück: Vom Katechisieren.)

Viel hielt Felbiger auf eine gute Schulzucht. Dieselbe „beruhet darauf, dass alles beobachtet werde, was durch die Schulgesetze vorgeschrieben ist. Die Klugheit des Schulmeisters wird darauf gerichtet sein, alles zu kennen und auszuüben, was erfordert wird, damit er sich bei seinen Schülern Ansehen, Ehrerbietigkeit und Gehorsam verschaffe, und sein Bezeigen dem Alter und Geschlechte, den verschiedenen Fähigkeiten, der Gemüthsbeschaffenheit und der Aufführung seiner Schüler derart anzupassen, dass er ihnen mit seiner Unterweisung wahrhaft nütze. Der Schulmann wird sich gegenwärtig halten, dass Menschen aller Art, selbst die zarteste Jugend, lieber der Freundlichkeit und der Vernunft als dem Zwange folgen; er wird daher vor allem beflissen sein, durch Vorstellung der Billigkeit und des Nutzens seiner Befehle Gehorsam zu erhalten. Damit soll aber nicht gesagt sein, dass er jeden Artikel, darüber er Gehorsam fordert, gegen seine Schüler rechtfertige; denn dies würde sie nur verwöhnen oder, wie man sich mit einem fremden Worte ausdrückt,

zum Raisonnieren, d. i. zum unbefugten und unzeitigen Beurtheilen verführen. Der Schulmann wird alles vermeiden, was sein Ansehen in den Augen der Schüler mindern oder herabsetzen kann; er wird sich gegenwärtig halten, dass Schüler, so wenig Überlegung sie auch machen, doch bald merken, welche Bewegungsgründe den Lehrer in seinem Verhalten bestimmen; er wird sich ebenso wohl hüten, etwas aus bloßem Eigensinn vorzuschreiben, als im Zorn zu handeln. Der Schulmann wird Strenge, dadurch die Furcht beigebracht und erhalten wird, nur anwenden, wenn Liebe nichts fruchtet; er wird in solchem Falle von der Ermahnung zur Warnung, von der Warnung zur Drohung übergehen oder auch wohl durch Verheißungen seinen Zweck zu erreichen suchen, erst wenn alles dieses nicht verfangen will, müssen wirkliche Strafen erfolgen.“ (Methodenbuch II. Theil, 4. Hauptstück: Von der Klugheit eines Schullehrers, und III. Theil, 3. Hauptstück: Von der Schulzucht.)

Vernehmen wir nun Felbigers Ansichten über Strafen und Belohnungen. „Folgende Strafen sind in der Schule erlaubt: die Ruthe für kleinere und mittlere Schüler; geschmeidige Stöckel für größere Schüler — durch Vermehrung der Streiche wird die Strafe vergrößert; Beraubung angenehmer Dinge; Beschämungen, welche auf das Vergehen sich wohl schicken. Zu verbannen dagegen sind alle Beschimpfungen, alle ehrenrührerische und mit Fleiß ausgedachte Beschämungen; dergleichen sind die Eselsohren und Strohkränze. Ist es dem Schüler nicht Schande genug (wenn er doch eine verdient), dass er auf der letzten Bank sitzet? Oder machet er sich hieraus nicht viel, so wird er wohl auch noch den Strohkranz gleichgiltig ertragen; und was hernach? Man muss bei Erfindung solcher Dinge seinen Witz nicht verderben. — Da der Leib bei den meisten Schülern sehr zart ist und daran gewisse Theile sehr leicht zu beschädigen sind, so sind auch alle derben Strafinstrumente zu verwerfen, dergleichen die Ochsenziemer und theils gefährliche, theils knechtische und pöbelhafte Schläge, wie die Ohrfeigen, Stöße und Schläge mit der Faust, das Haarreißen, das Ohrenzwicken u. dgl. Die Patzen oder Ferel, damit man auf die Hände schlägt, sind deshalben verwerflich, weil beim Missbrauche leicht zum Zittern und Aufschwellen der Hände Anlass gegeben werden kann.“ Wir sehen also, dass er, obwohl er die körperliche Züchtigung gestattet, jedem Missbrauche dieser Bestrafungsart entgegentritt.

„Es gibt unter den Strafen gewisse Grade, und die Billigkeit sowohl als die Klugheit erfordert, solche zu beobachten und die Strafe mit dem Fehler oder Verbrechen und den dabei vorkommenden Umständen in ein gewisses Verhältnis zu setzen. Die Vernunft selbst gebietet, Strafen, solang wir zornig sind, nicht zu vollstrecken. Strafen,

die ein Schüler während der Schulzeit*) verdient, sind bis ans Ende derselben zu verschieben; man dictiert sie zwar alsogleich und sondert den schuldigen von den übrigen Schülern ab oder schreibt seinen Namen auf eine eigens dazu bestimmte schwarze Tafel auf. Dabei wird ein Doppeltes gewonnen: man versäumt erstlich von dem Unterrichte nichts, und zweitens ist die Furcht vor der Strafe, die der Schüler dabei aussteht, oft empfindlicher als die Strafe selbst.**) Zuweilen ist es auch gut, die Strafen nachzusehen. Das Bitten, Weinen und Heulen des Strafwürdigen ist aber niemals ein zureichender Beweggrund dazu, wenn man nicht aus allen Umständen hoffen kann, dass eine Besserung erfolgen werde. Die ersten Strafen der Schuldigen können meistens gemindert werden. Ein sehr gewöhnlicher und dabei höchst schädlicher Fehler aber ist es, vortrefflichen Talenten die gröbsten Ausschweifungen durch die Finger zu sehen, oder es bei ihnen, um sie zum Lernen nicht unlustig zu machen, bei Warnungen und Drohungen bewenden zu lassen. Dieses ist offenbar Ungerechtigkeit und wahres Verderben solcher Kinder. — Wenn Fehler und Ausschweifungen zu ahnden sind, so ist im Gegentheile Fleiß und Wohlverhalten auszuzeichnen. Die Belohnungen sollen wo nicht häufiger, doch auch nicht sparsamer als die Bestrafungen gebrauchet werden. Aber wie im Bestrafen, so wird auch im Belohnen der Lehrer stufenweise vorgehen; bezeigtes Wohlgefallen, Ermunterung, gemäßigtes Lob, Anrühmen bei den Schulvorgesetzten, besondere Ehrenplätze sind dergleichen Grade. Der Schulvorsteher kann die verdienten Schüler öffentlich anpreisen, sie als Muster der Nachahmung vorstellen, auch ihre Namen in besonders dazu gewidmete Bücher einschreiben lassen." (Methodenbuch, III. Theil, 3. und 7. Hauptstück.)

Wir kommen zum Prämien- und Prüfungswesen. Die Prüfungen sind entsprechend den eingeführten halbjährigen Cursen ebenfalls halbjährig und öffentlich abzuhalten. Bei denselben „sollen den verdientesten Schülern zu ihrer ferneren und auch zu anderer Aufmunterung Belohnungen zuerkennt werden. Diese öffentlichen Belohnungen oder Prämien sollen mit den Vorzügen und Tugenden, wofür sie bestimmt sind, im Verhältnisse stehen; dem Fleißigsten kann ein brauchbares Buch, eine Landkarte, ein physikalisches Instrument, dem Gesittetsten ein Ehrenzeichen, dem Frömmsten ein geistliches Buch, ein Crucifix, ein erbauliches Buch gegeben werden. Die Prämienvertheilung soll am Ende der öffentlichen Prüfung stattfinden, wo die Namen der zu belohnenden Schüler mit einer feierlichen und umständlichen Anrühmung ihres Wohl-

*) = Unterrichtsstunde.
**) Das kommt uns etwas grausam vor.

verhaltens und ihrer Verwendung vor allen Zuhörern bekannt zu machen sind und ihnen sodann aus den Händen einer Person von Ansehen das Geschenk zu überreichen ist.“ (Methodenbuch, III. Abtheilung. 7. Hauptstück.)

Aus dem Methodenbuche wurden auch kürzere Auszüge gemacht und veröffentlicht, nämlich:

Kern des Methodenbuches, besonders für die Landschulmeister in den k. k. Staaten.

Forderungen an Schulmeister und Lehrer der Trivialschulen, auf deren Erfüllung die bestellten Visitatoren zu sehen und darnach sie die Geschicklichkeit derer, welche die Jugend unterweisen, zu beurtheilen haben. —

Die Kunst wohl zu fragen in Regeln und Beispielen.

Die Eigenschaften, welche Felbiger von den „Schulleuten“ fordert, sind folgende: Kenntnis der Wichtigkeit ihres Standes und ihrer Standespflichten, Geneigtheit, letztere zu erfüllen, Frömmigkeit, Liebe zu den Kindern, Geduld, Fleiß und Genügsamkeit. Ihre Wissenschaften sollen sich erstrecken auf die Hauptabsicht des Unterrichtes — rechtschaffene Christen, gute, arbeitsame, fleißige und sittsame Menschen zu erziehen — und auf ein ausführliches und gründliches Wissen alles dessen, was sie zu lehren verpflichtet sind. In dem „Bezeigen eines Schulmeisters“ finden sich Vorschriften über die Vorbereitung des Lehrers auf den Unterricht, über sein Verhalten beim Unterrichte jedes Lehrgegenstandes (worüber schon einiges mitgetheilt wurde) und über die ordentliche Geschäftsführung.

Dies in großen Zügen das Bild des Pädagogen Felbiger.

Bei seiner Bedeutung für das österreichische Schulwesen darf es uns nicht wundern, wenn er zahlreichen Anfeindungen ausgesetzt war, in denen er freilich an der Kaiserin einen festen Rückhalt hatte. So schrieb die Monarchin einmal in einer Streitsache zwischen ihm und der Schulcommission an die letztere:

> „der prelath als urheber bey denen catholischen schullen hat mein biliges vertrauen seine so große gedult sich hier so lang dessenthalben auffzuhalten verdient all mein erkanntlichkeit, erwarte also von der comission eyffer alle mitwürckung einmahl zu dem vollständigen ende zu kommen.“

Bisher war Felbiger, der noch immer den König von Preußen zu seinem Herrn hatte, auf die Einkünfte seiner Saganer Prälatur angewiesen, nur empfieng er in Wien außer mancherlei Geschenken Wohnung und Verpflegung. Er war ja nur beurlaubt, das Schulreformwerk in Österreich zur Durchführung zu bringen. Ende November oder anfangs December 1777 erklärte der König, ihn aus seinem Unterthanenverbande

entlassen zu wollen, natürlich gegen Verzichtleistung auf die Abtswürde. Maria Theresia ernannte ihn nun zum Oberdirector des österreichischen Schulwesens mit 6000 fl. Gehalt; auch erhielt der nun Repatriierte die Probstei Pressburg. Bischofswürden schlug er aus, damit er sich besser dem Schulwesen widmen könne und nicht den Verdacht des Eigennutzes erwecke.

Nachdem Maria Theresia gestorben war, zog Josef II. Felbigers Gehalt ein und beauftragte ihn, das Schulwesen Ungarns zu reformieren. Hieraus wurde aber nichts, da es ihm an der nöthigen Unterstützung gebrach. Er starb beinahe vergessen am 17. Mai 1788 in Pressburg.

Quellen: Die Gründung der österreichischen Volksschule durch Maria Theresia. Von Al. Freiherrn von Helfert. — Geschichte der Erziehung und des Unterrichtes. Von Dr. Fried. Dittes. — Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen classischer Studien bis auf unsere Zeit. Von Karl von Raumer. — Kaiser Josef als Reformator des österreichischen Volksschulwesens. Von Franz Böhm. — Johann Ignaz Melchior von Felbiger. Von August Janotta (Pädagogium, XI. 5. Heft.)



II.

Ferdinand Kindermann Ritter von Schulstein.

Von Heinrich Jahne.

Nach dem unheilvollen 30jährigen Kriege befand sich das Schulwesen Österreichs in einem Zustande, wie er schlimmer nicht zu denken ist. Da es vor Maria Theresia ein Schulgesetz für die k. k. Erblande nicht gab, war die Gründung und Erhaltung der Schulen dem Belieben der geistlichen Corporationen, der Gemeinden und der Grundherren überlassen. Freilich bestanden schon vor der glorreichen Regierung der erhabenen Monarchin Schulen, allein ihre Zahl genügte bei weitem nicht dem Bedarfe — das heißt, sie hätte dem Bedarfe nicht genügt, wenn es den Eltern zur Pflicht gemacht worden wäre, ihren Kindern Unterricht ertheilen zu lassen — und der Staat nahm auf die Erhaltung und Beaufsichtigung der bestehenden und auf die Errichtung neuer Schulen so gut wie keinen Einfluss; denn er sah es eben noch nicht als seine Pflicht an, für einen geregelten Unterricht seiner Bürger Sorge zu tragen, er ließ es zu, dass z. B. in Krain auf der Kanzel gegen das Lesen als eine zum Übel führende Sache losgezogen werden durfte; „das Landvolk,“ so hieß es, „stehe in der Religion und Sittenzucht dem Bürger, der des Lesens und Schreibens kundig sei, nicht nach, ja übertreffe ihn noch, während die Erfahrung lehre, dass Landleute, namentlich weiblichen Geschlechts, wenn sie sich auf das Lesen und Schreiben einlassen, gemeiniglich nichts denn Faulenzerinnen und Bet-

schwestern seien, mehr das Büchel als die Haue, so ihnen doch anständiger wäre, lieben und weder zum Dienst, noch zu der Bauernarbeit so gut mehr taugen.“ In Schlesien besuchten 1771 nur 2300 von 58.000 schulfähigen — schulpflichtigen darf man nicht sagen — Kindern den Unterricht, und in Böhmen gab es damals nicht mehr als 1000 Schulen, die bestimmt von nicht einmal 30.000 Kindern besucht wurden. Darum darf es uns nicht wundern, dass die Kaiserin in einem Rescripte vom Jahre 1770 dem Grafen Chotek, Kanzler von Böhmen, ihr besonderes Missfallen über den Zustand des böhmischen Schulwesens ausdrückte. In diesem Schriftstücke heißt es, dass es in den von Klöstern und anderen geistlichen Stiftungen erhaltenen Schulen am allerübelsten aussehe, und dass in den klösterlichen Domänen die Ansicht vorzuherrschen scheine, es sei für den Nutzen der Herrschaft besser, wenn die Unterthanen in voller Unwissenheit gelassen würden. Man meine aber ja nicht, es sei in den großen Städten mit dem Unterrichtswesen viel besser bestellt gewesen. In Wien z. B., das in Bezug auf Güte der Schulen an erster Stelle zu nennen ist, gab es 1770 von 19314 Kindern, die im schulfähigen Alter standen, nur 4665, die die öffentlichen Schulen besuchten, während 8017 Kinder überhaupt keinen Unterricht erhielten, nicht einmal in der Religion. — In den Dörfern waren die Schulhäuser oft die elendesten Hütten, und die Schulstube diente gleichzeitig dem Schulmeister und seiner Familie — selbst seinem Viehstande als Wohnraum.*) Übrigens gab es arme Gemeinden genug, die wohl einen Schulmeister besaßen, aber kein Schulhaus. Da musste der Lehrer seine „Werkstatt“ — das Wort ist in jedem Sinne zu verstehen — einfach in den einzelnen Bauernhäusern aufschlagen und reihum Schule halten.

Die sociale Stellung der Lehrer war die denkbar erniedrigendste. Die Besoldung war so gering, dass es ihnen einfach unmöglich war, von den Einkünften ihres Berufes zu leben, ja es gab Gemeinden, in denen den Lehrern für ihre pädagogische Thätigkeit gar nichts gezahlt wurde. Dafür wurde ihnen während des Sommers das einträgliche Amt eines Gemeindehirten übertragen. Als Entgelt für diese Vergünstigung konnten

*) Die Tage, seit denen solche Zustände verschwunden sind, liegen übrigens nicht gar so weit hinter uns. So heißt es in der Selbstbiographie des wackeren Lehrerbildners J. D. Manzer, der 1826 seine erste Anstellung als Schulgehilfe in Sandau bei Böhm.-Leipa erhielt: „Mein Lehrzimmer war nicht bloß Unterrichtslocal, sondern zugleich Wohnzimmer der Lehrerfamilie. In diesem Zimmer stand neben dem Speisetisch auch die Wiege mit dem kleinen Kinde.“ Da konnte es nun vorkommen, dass die Lehrersgattin zu dem unterrichtenden Gehilfen sagte: „Wollen Sie so gütig sein, der Wiege manchmal einen Stoß zu geben, damit das Kind nicht aufwache und den Unterricht störe!“

sie schon im Winter ihren Lehrerberuf ohne Entschädigung ausüben.*) Man sah überhaupt bei Lehreranstellungen weniger auf Kenntnisse und methodisches Geschick, als auf Fertigkeit im Orgelspiel, im Singen — die Lehrer waren ja meistens Organisten und Küster — insbesondere galt eine vernehmliche Bassstimme als gute Empfehlung, denn die ließ sich bei Wallfahrten und Processionen sehr gut verwenden; eine andere Hauptsache, einen Schuldienst zu erlangen, war der Ruf, ein heranziehendes Donnerwetter schon Stunden lang vorher „wittern“ und demselben durch ausgiebiges Läuten rechtzeitig und wirksam begegnen zu können. Außer diesen schätzbaren Kenntnissen wurde noch manch anderes von dem Bewerber verlangt, z. B. dass er des letzten Schulmeisters Witwe heirate oder den zur Schulmeisterwahl versammelten Vätern der Gemeinde reichlich Bier und Wein vorsetze, wie denn zahlreiche Lehrer der guten alten Zeit gleichzeitig Schenkwirte waren. Wo die Gemeinde das Recht besaß, den Schullehrer zu wählen, galt die Wahl nur für ein Jahr. Wehe ihm, wenn er es einmal mit dem Wetterläuten versehen hatte! Er verlor seine Stellung und wurde nicht selten obendrein misshandelt. Sogar in Wien befanden sich in jener Zeit sehr viele Schulstellen in den Händen von Musikanten, die die ganze Nacht zum Tanze aufspielen und am Tage unterrichten sollten; hiebei kam der Unterricht jedenfalls schlecht genug weg. Von den Erfolgen, die dergleichen Leute in der Schule erzielt haben, wollen wir schweigen, nur sei bemerkt, dass es an harten Schlägen nicht gebrach, wie denn die Ruthe das Sinnbild der Schulmeisterwürde war. Übrigens war es damals von keiner Bedeutung, wenn die Kinder auch nicht viel lernten; die Hauptsache blieb, dass der Lehrer seine Ämter als Küster und Orgelspieler richtig versah; war dies der Fall, so stand er beim Pfarrer und bei der Gemeinde gut angeschrieben. Wir können uns des Lächelns nicht erwehren, wenn wir im „Magister jovialis“ (Neuses am Berg in Baiern) lesen, was ein nordböhmischer Schulmeister im 17. und 18. Jahrhunderte alles können und kennen musste: „Lesen, schreiben, rechnen, orgeln, katechisieren, singen, Federn schneiden, die Orgel stimmen, musicieren, Gevatterbriefe stilisieren, Regeldetri ohne und mit Brüchen, die ganze heilige Schrift (das alte und neue Testament), den Altar und den Priester bekleiden, den ganzen Himmelsweg, alle Sprüche im ganzen Christenthum, Linien ziehen, Noten schreiben, Latein, Collecten singen, Fractur, Kanzlei und Current schreiben, Perücken accommodieren, Uhren aufziehen und

*) Übrigens gab es Ortschaften genug, in denen Lehrer und Schüler den ganzen Winter Ferien hielten, wenn nämlich die Eltern durch ihre Kinder nicht genügend oder gar kein Heizmaterial in die Schule schickten.

aufstellen, die Bußpsalmen, barbieren, läuten, den Klingebeutel tragen, Schulregister machen, auch etwas dabei schneidern und schustern muss er können. Hat er Feld und Wiesenwachs bei seiner Schule, so muss er auch mähen, dreschen, Holz machen, graben, hacken, Häckerling schneiden, dengeln, pfropfen, Schleifen und Seile machen können." Wir lachen darüber; allein es war thatsächlich nicht anders. Zum Beweise, wie mannigfach nur die kirchlichen Dienste eines Lehrers sich bis zu der unter Maria Theresia vollzogenen Schulreform gestalteten, führen wir die darauf bezüglichen Absätze einer Instruction für den Schulmeister an, de dato 26. Juni 1675, gezeichnet von Max Rudolph, Bischof von Leitmeritz... „1. Soll der Schulmeister sowohl in den Wochen- als an Sonn- und Feiertagen zu dem heiligen Messopfer und Administrierung anderer heil. Sacramente die Kirchen und Sacristei aufsperren, das Läuten der Glocken verrichten, in der Woche die Lichter auf dem Altar anzünden, den Priester selbst an- und ablegen, dann den Communicanten in der Woche vor dem Altare das Tuch auflegen, ihnen nach Genießung des Hochwürdigsten den Wein reichen, nach vollbrachter Mess und Gottesdienst die Lichter auslöschen und die Thüren alle zusperren. 2. Sonntag und Feiertag, und wann es sonsten gebräuchlich, bei dem Orgelwerk und auch ohne dasselbe bei währendem Gottesdienste, wie auch vor und nach der Predigt andächtige und auferbauliche Lobgesänge nach der Zeitgewohnheit singen. 3. Den Pfarrer bei Administrierung der heil. Sacramente bedienen, bei der heil. Taufe den Taufstein auf- und zuschließen, Licht, Salz und andere Nothwendigkeiten präparieren, bei Darreichung des hochwürdigsten Abendmahles denen Kranken wie auch bei der letzten Ölung.... selbsten das Geleite geben und was dazu vonnöthen, präparieren; es sei in oder außerhalb der Gefahr der Krankheiten. 4. Bei andern gewöhnlichen Kirchen-Ceremonien in und außerhalb der heil. Charwoche denenselben nach seines Dienstes Schuldigkeit fleißig beiwohnen, bei dem heil. Grabe aber gottesfürchtige und traurige Gesänge singen.... Wornach sich denn sowohl der itzige als auch der künftige Schullehrer zu richten haben..."

Das Verdienst, in den traurigen Schulzuständen Österreichs Wandel geschaffen zu haben, gebürt der großen Kaiserin Maria Theresia. Erfüllt von dem besten Willen, das Wohl ihrer Unterthanen nach Möglichkeit zu fördern, hatte sie das Glück, zur Durchführung ihrer reformatorischen Ideen immer geeignete und wackere Männer zu finden. In der Schulreform standen ihr Johann Ignaz von Felbiger und Ferdinand Kindermann treu zur Seite.

Ferdinand Kindermann, der Volks- und Industrieschulen-Reformator Böhmens, war geboren am 27. September

1740 zu Königswalde bei Schluckenau im nördlichsten Böhmen. *) Seine Eltern — Hans Balzer Kindermann und Anna Sophie, geborene Pohlin — waren arme Häuslersleute, deren ganzes Sinnen und Trachten auf die Erschwingung des nothdürftigsten Lebensunterhaltes gerichtet sein musste, worin sie der Knabe durch Spinnen und andere Arbeitsverrichtungen nach Möglichkeit unterstützte. Unter solch ärmlichen Verhältnissen konnte von einem regelmäßigen Unterrichte nicht wohl die Rede sein, indessen zeigte der Knabe einen großen Eifer für das Lernen, und die damaligen Kapläne von Schluckenau, die an der Filialschule des eingepfarrten Königswalde den Religionsunterricht ertheilten, nahmen sich des fleißigen, begabten und körperlich schönen Knaben freundlich an; sie unterwiesen ihn auch in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache. Wie eifrig der Knabe den Studien oblag, geht daraus hervor, dass er seine Bücher schon frühmorgens zum Spinnrocken stellte und der Bücher halber oft der Arbeit vergaß. Sprach dann der Vater in ernstem Tone: „Was soll wohl aus dir werden, wenn du fortfährst, mehr Lust zum Lesen als zum Spinnen zu zeigen?" so entgegnete der Gescholtene naiv: „Vater, ich will Bischof werden!" Ob er auch dieses Ausspruches wegen oft gehänselt worden sein mag, so sollte er diese Würde doch einst erreichen. Über seine ersten Studien lässt sich mit absoluter Sicherheit nichts sagen. Nach der einen Version haben ihn, der auch eine schöne Stimme besaß, die Kapläne von Schluckenau zu den Cisterciensern nach Sagan gebracht, wo er unter Felbiger studierte. Andere sind der Ansicht, er hätte zunächst als Sängerknabe im Prämonstratenser-Kloster zu Neuzell Aufnahme gefunden und hiebei die Gymnasialstudien unentgeltlich durchgemacht. Indessen ist ein Doppeltes gewiss: Einmal, dass ihm seine Eltern die Mittel zum Studium nicht gewähren konnten, und zweitens, dass er sich thatsächlich — wenn auch später — in Sagan aufgehalten und hiebei die Bekanntschaft mit dem nachmaligen Schulreformator Felbiger gemacht hat. Auch ist der Verkehr mit dem berühmten Schulmanne jedenfalls für Kindermann von Einfluss gewesen, denn Kindermann machte später die pädagogischen Grundsätze des Abtes von Sagan zu den seinigen, ja vielleicht hat ihn seine Berührung mit Felbiger geradezu auf den Gedanken geführt, ebenfalls seine Aufmerksamkeit dereinst ganz besonders dem Schulwesen zuzuwenden; allein wahrscheinlich ist er mit dem Prälaten erst nach dem theologischen Studium, das er ohne Zweifel in

---

*) In der Schluckenauer Taufmatrik ist nur angegeben, dass Johann Ferdinand Kindermann den 27. September 1740 getauft worden ist. Es ist darum nicht unmöglich, dass er am 26. September geboren wurde, da Kinder armer Leute gewöhnlich einen Tag nach der Geburt getauft wurden.

Prag absolvierte, zusammengekommen, denn er sagt, „dass er, bevor er noch einen Schritt in der Seelsorge that, nach Sagan gegangen, um sich sowohl mit der dort üblichen Schulmethode als mit dem Geiste des Herrn Abtes von Felbiger bekanntzumachen.“ *)

Nach Leitmeritzer Aufzeichnungen erwarb er 1766 den theologischen Doctorgrad, und er nennt sich auch selbst „Artium liberalium et Phil. Magister“ und „Theologiae Baccalaureus.“ Die erste Anstellung fand Kindermann als Katechet an der Schule der Ursulinerinnen in Prag, in welcher Eigenschaft er mit dem Grafen Johann Bouquoi bekannt wurde, dem die materielle Hebung seiner Güter und die geistige Ausbildung seiner Unterthanen sehr am Herzen lag. Bouquoi berief ihn 1771 als Pfarrer nach Kaplitz im südlichen Böhmen. Die Reform des tief darniederliegenden Schulwesens war von nun an seine Lebensaufgabe. „Der erste Tag, den ich der Seelsorge widmete, war auch der erste, den ich auf die Schule verwendete.“ Obwohl sich dem Reformwerke des menschenfreundlichen Priesters schier unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenthürmten, gelang es seinen rastlosen und angestrengten Bemühungen dennoch, die Kaplitzer Schule zu einer Musteranstalt, zu einer Art Hochschule des Volksschulunterrichtes emporzubringen, wovon übrigens später. 1773 wurde dieselbe zur Normalschule erhoben und eine Industrieschule mit ihr verbunden. Die Verbesserung des Schulwesens blieb natürlich nicht auf den Wirkungskreis Kindermanns beschränkt, ausgehend von den Centren Wien, Kaplitz und Friedland gewann sie von Jahr zu Jahr an Boden. Bald kamen zu Kindermann, der in Wien die k. k. Normalschule besucht und ihre hochgepriesenen Einrichtungen eingehend studierte hatte, zahlreiche Fremde, Herrschaftsbesitzer, Kirchenfürsten, Schulfreunde, Geistliche und Lehrer, um die Unterrichtsweise nach der sagan'schen Methode und die sonstigen von ihm getroffenen Verbesserungen kennen zu lernen und in ihrem Wirkungsorte einzuführen. So schickten der Provincial der böhmischen Serviten, der Prior in Gratzen und der Prälat von Hohenfurt Glieder ihrer Klostergemeinden nach Kaplitz, und der Schutzherr von Welleschin, welches Städtchen von einer furchtbaren Feuersbrunst verheert worden war, wusste kein besseres Mittel, den Einwohnern wieder aufzuhelfen, als dass er ihre Schulen verbesserte und mit Lehrern versah, die in Kaplitz gewesen waren. Von Linz kam der Schreib- und Rechenmeister Goldknab, um sich über Kindermanns Reformen zu informieren.

---

*) Außer mit Felbiger machte er sich mit dem trefflichen Lehrer Kautschke, dem durch seine Schulschriften damals bekannten Prior Strauch, dem braunschweigischen und preußischen Schulreglement bekannt.

Die ersprießliche Thätigkeit Kindermanns auf dem Gebiete des Volksschulwesens blieb auch höchsten Ortes weder unbekannt noch ungewürdigt. Maria Theresia berief ihn nach Wien, um seinen Rath zu hören betreffs der nöthigen Schulreformen und ihm die Durchführung derselben in Böhmen zu übertragen. Sie ernannte ihn 1774 zum Organisator des böhmischen Schulwesens und 1775 zum referierenden Rath der Schulcommission und Oberaufseher des Schulwesens im Königreiche Böhmen. Die Aufgabe dieser Schulcommission war die Durchführung der von Felbiger ausgearbeiteten allgemeinen Schulordnung für die deutschen Normal-, Haupt- und Trivialschulen in sämmtlichen k. k. Erblanden, welche am 6. December 1774 die kaiserliche Sanction erhalten hatte, in Böhmen. Unter ihren Mitgliedern befanden sich hervorragende Schulmänner, von denen der aus Schlesien stammende Karl Heinrich Seibt, Professor an der Universität Prag, genannt zu werden verdient. Im Frühjahre 1775 trat sie in Wirksamkeit. Das erste Werk der Schulcommission war die Errichtung der Normalschule in Prag, die am 15. November 1775 eröffnet wurde. Bei dieser Gelegenheit hielt Kindermann, der im Juni d. J. auch auf die pädagogische Kanzel des Kleinseitner Gymnasiums berufen worden war, seine treffliche, ja classisch zu nennende Inauguralrede „Über den Einfluss der niederen Schulen auf das gemeine Leben, auf die mittleren und höheren Schulen“ (Verlag der k. k. Normalschulbuchdruckerei, Prag, 1776), aus der wir, da sie sehr selten geworden ist — sie ist nur in einem Exemplar in der k. k. Hofbibliothek zu finden*) — und einen Einblick in Kindermanns pädagogische Ansichten gewährt, weiter unten einige Stellen anführen werden. Die Prager Normalschule, die sich im ehemaligen Gymnasialgebäude der Jesuiten befand, zählte tüchtige Lehrkräfte, von welchen der Landschafts- und Architekturmaler Ludwig Kohl zu nennen ist. Unter Kindermanns Oberleitung, der 1777 zum Dechant des Allerheiligencapitels in Prag, mit Hofdecret vom 18. April 1777 in den Adelsstand mit dem Prädicate „Ritter von Schulstein,“ bald darauf zum infulierten Abt („Abbas infulatus“) von Petur in Ungarn und am 24. December 1781 zum Propsten von Wyschehrad erhoben wurde, gelangte diese Anstalt zu hoher Blüte; sie ward wahrhaftig eine Normalschule.**)

---

*) Wie wir der am Schlusse des Artikels angeführten Quelle: „Der Volks- und Industrieschulen-Reformator Ferdinand Kindermann“ entnehmen, die übrigens einen Abdruck derselben enthält.

**) Auf seine Dechantei in Kaplitz verzichtete Kindermann erst am 20. Febr. 1778. Nach seinem Weggange kam der frühere Pfarrer von Sonnberg, Paul

„Sie gewann noch dadurch einen besonderen Einfluss auf das Schulwesen des ganzen Landes, dass Kindermann die in Druck gelegten Einladungen zu den Prüfungen an derselben dazu benützte, mit denselben nicht nur die neuesten Verordnungen in Schulsachen zu verbinden, sondern auch aus den ihm amtlich zukommenden Schulberichten die im Schulwesen gemachten Fortschritte und gesammelten Erfahrungen mitzutheilen und so zur öffentlichen Kenntnis zu bringen. Diese Einladungen bildeten so eine fortlaufende Geschichte der Entwickelung des Volksschulwesens in Böhmen und waren zugleich das Organ, durch welches Kindermann sich mit dem gesammten Schulpersonale über Gebrechen sowohl als Fortschritte des Unterrichtes verständigte.“ *) — Nach Eröffnung der Normalschule in Prag befasste sich die Commission mit der Gründung eines Schulfondes, mit der Errichtung neuer und der Verbesserung bestehender Schulen. In dieser wie in jener Hinsicht fand sie überall, sowohl bei dem hohen und niederen Clerus, als auch bei dem Adel und den Städten große Unterstützung. Der Erzbischof von Prag, Graf Přichowsky, versicherte ein Capital von 40.000 fl. für den Schulfond und verordnete, dass in Hinkunft niemand eine Weihe oder Pfründe erhalten solle, der in der Katechetik nicht nach der neuen Lehrart unterrichtet worden sei; ferner gab er dem ihm unterstehenden Clerus den Befehl, den Gottesdienst an den Schultagen so einzurichten, dass dadurch der Unterricht keine Störung oder Behinderung erleide. Gleiche Verordnungen ergiengen von den Bischöfen von Königgrätz und Leitmeritz, welch letzterer — Graf Waldstein — übrigens bereits 1771 einen Geistlichen an die k. k. Normalschule in Wien gesandt hatte, damit die Einführung der sagan'schen Lehrweise an den Schulen seiner Diöcese ermöglicht werde. Von den Städten, die sich mit Erfolg an der Verbesserung ihres Schulwesens betheiligten, nennen wir Reichenberg, Böhmisch-Kamnitz, Plan, Prachatitz, Königgrätz. In Prag wurde 1776 die Hauptschule am Teyn eröffnet, 1777 für die Schule St. Heinrich in der Neustadt ein neues Gebäude erbaut. Auch die Klosterschulen daselbst wie auf dem Lande konnten sich

---

Spalt an seine Stelle, der die Kaplitzer Schule in blühendem Zustande Christian Matthias Hoffmann überließ. Derselbe wirkte von 1816—1842 als Schuldistricts-Aufseher im Kaplitzer, sechs Jahre auch in der gleichen Eigenschaft im Beneschauer Tracte. Gleichzeitig mit ihm wirkte der brave Musterlehrer Ignaz Tiatiovn in Kaplitz. Nach Hoffmann folgte Franz Kamaryt. Hiemit nähern wir uns schon der Zeit, da das Reichsvolksschulgesetz erlassen ward. A. d. V.

*) Aus: Maria Theresia und die österreichische Volksschule. Von Dr. F. Rulf, k. k. Regierungsrath und Professor der Rechte an der k. k. deutschen Universität in Prag. Verlag des Vereines zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag.

den neuen Reformen nicht verschließen; sie führten den Unterricht in den weiblichen Handarbeiten ein, welchem Beispiele auch die Städte folgten. Dass der Schulbesuch ebenfalls ein besserer wurde, ist einleuchtend. Im Jahre 1780 hatte er sich gegen 1770 bereits mehr als verdoppelt; in diesem Jahre zählte man in Böhmen 65.000 schulbesuchende Kinder.

Da sich die Arbeiten des Schuloberaufsehers von Jahr zu Jahr vermehrten, sah er sich nach einer geeigneten Hilfskraft um. Seine Wahl fiel auf den bekannten pädagogischen Schriftsteller P. Franz Scholz in Reichenberg, den Graf Clam-Gallas schon 1776 zum Director sämmtlicher Schulen auf den Herrschaften Reichenberg, Grafenstein, Lämberg und Friedland bestellt hatte und dem es zu verdanken ist, dass schon 1777 auf allen diesen Herrschaften keine Schule ohne einen an der Prager Normalschule geprüften Lehrer bestand. P. Franz Scholz leistete dem Schulreformator Böhmens als Secretär vorzügliche Dienste.

Unter Kaiser Josef II. wurde dem rastlos thätigen Schul- und Volksfreunde, der 1786 auch zum Oberdirector des neuorganisierten Armeninstitutes in Prag ernannt worden war, die Bürde seines Amtes durch die Bestellung von königlichen Kreis-Schulcommissären — für jeden Kreis einer — erleichtert. Die Bewerber um einen derartigen Posten mussten sich im November 1786 einer Prüfung in Prag unterziehen, die unter persönlicher Leitung Kindermanns stattfand. Diese Prüfung bestand zunächst in der schriftlichen Beantwortung von je zehn Fragen aus dem Gebiete der Pädagogik und der Methodik und ferner zehn Fragen über die Leitung der Schulen und die Manipulation beim kgl. Kreisamte. Die Prüfungsarbeiten wurden an die Studienhofcommission nach Wien geschickt. An die schriftliche Prüfung schlossen sich praktische Auftritte, um das methodische Geschick der Bewerber kennen zu lernen; auch wurden ihnen dem Leben entnommene Vorfälle bekanntgegeben, die sie dann amtlich behandeln mussten. Ein Kreis-Schulcommissär erhielt 600 fl. Gehalt und 150 fl. Reisespesen.

Neue Auszeichnungen lohnten Kindermanns Verdienste. Am 27. April 1788 trat er als Scholasticus in das Prager Metropolitan-Domcapitel ein, und am 29. Januar 1790 wurde ihm unter Beibehaltung der Würde eines k. k. Schulenvisitators der bischöfliche Stuhl von Leitmeritz verliehen.*) Am 24. Juli zum

*) Das darauf bezügliche kaiserliche Handschreiben — eines der letzten Schriftstücke des zu früh verschiedenen Volkskaisers Josefs II. — hat folgenden Wortlaut:

„Lieber Baron Kresel!

Wenn Sie sich versichert halten, dass das wichtigste Schulgeschäft in Böhmen durch die Ernennung des Propsten Schulstein zum Leitmeritzer Bischof nicht in Verfall gerathen werde, so will ich demselben, der es gewiss vorzüglich verdient, dieses Bisthum verleihen. Josef.“

Bischofe geweiht, ward er am 10. October desselben Jahres feierlich inthronisiert. Am 24. August 1791 gründete er daselbst ein Mädcheninstitut*) und eine Dompfarrschule. Nach einem fruchtbringenden, dem Wohle der Schule gewidmeten Leben starb er am 25. Mai 1801 in Leitmeritz. Seine Grabschrift lautet einfach: Ferdinandus Kindermann, Eques de Schulstein, Septimus Episcopus Litomericensis, pie in Domino obiit die 25. Maji 1801. (Ferdinand Kindermann, Ritter von Schulstein, siebenter Bischof von Leitmeritz, starb ergeben im Herrn den 25. Mai 1801).

Am 23. Juni 1883 wurde in seinem Geburtsorte Königswalde eine von dem Schluckenauer Communalarzt und damaligen Landtags-Abgeordneten Dr. Laurenz Zellner gespendete und am Schulhause angebrachte Gedenktafel feierlich enthüllt. Die Inschrift derselben lautet: „Dem Vater der österr. Volksschule, P. Ferd. Kindermann, Ritter von Schulstein, geb. 27. Sept. 1740 in Königswalde, gest. 25. Mai 1801 in Leitmeritz als Bischof. Ehre seinem Angedenken." Der damalige k. k. Bezirksschulinspector von Rumburg und Schluckenau, Ferd. Jakl, hielt die Festrede.

Auch das Schulhaus in Kaplitz trägt seit 27. Juli 1884 eine reich ornamentierte Tafel von imitiertem Marmor mit dem nach des Wiener Architekten Gisel von Anton Scharff gefertigten Bronce-Medaillon Kindermanns. Sie enthält die einfachen Worte: Ferdinand Kindermann von Schulstein, dem großen Jugendbildner." Phil. Dr. Schneider von der Landsmannschaft Moldavia sprach bei der Enthüllungsfeierlichkeit die Gedenkrede.

Nach diesem kurzen Umrisse des Lebensbildes dieses hervorragenden deutsch-böhmischen Schulmannes erübrigt uns noch, seine Reformen auf dem Gebiete des Volksschulwesens zu besprechen. Wir werden ihm meistens selbst das Wort ertheilen und laden nunmehr, da die Verbesserungen der Schulen von Kaplitz ausgiengen und hier das Reformationscentrum zu suchen ist, unsere Leser ein, uns in diese Stadt, die durch Kindermann zu einer so großen Berühmtheit gelangt ist, zu folgen. Wir geben zunächst einen Auszug aus seiner Schrift: „Nachricht von der Landschule zu Kaplitz in Böhmen unter dem Schutze

---

*) Diese Anstalt, in der Mädchen im Alter von mindestens elf Jahren Aufnahme fanden, wurde von Kindermann auf eigene Kosten errichtet. Den Unterricht ertheilte ein Director, ein Lehrer und eine Lehrerin. Es wurde gelehrt: Religion, biblische Geschichte, bürgerliche Pflichten, Gesundheitslehre, Naturgeschichte, Geographie und Geschichte Böhmens, Schön-, Recht- und Fertigschreiben, Rechnen, Gesang, Zeichnen, alle Arten der Strickerei mit Zwirn und Seide, Aus- und Weißnähen, Klöppeln und Stickerei.

Sr. Excellenz des Herrn Grafen Bouquoi." (Prag, 1774, bei Johann Ferdinand Edlen von Schönfeld.)

„Es war im Jahre 1771, als ich der Pfarre zu Kaplitz vorgestellt wurde. Da ich die Reihe meiner Pflichten überdachte, die mir oblägen, so fiel mir unter den Grundlinien, die ich zu dem Plane meiner Seelsorge zog, jene von der Verbesserung der Schulen vorzüglich in die Augen. Die Landschulen hatte ich an vielen Orten im elendesten Zustande getroffen, wie konnte ich von der Schule, die mir mit der Seelsorge anvertraut wurde, etwas Besseres vermuthen? Ich fand sie wirklich in einer Verfassung, die einer gründlichen Verbesserung schon lange entgegenzuseufzen schien und mich nicht den geringsten Erfolg von meiner Seelsorge hoffen ließ, so lange sie eben dieselbe blieb. Je mehr ich dieser Pflicht nachdachte, je weiter weitete sich das Feld aus, welches mir zu bearbeiten bevorstand, und je größer es ward, desto mehr wurde ich in meinem Vorhaben gestärkt, an die Schulverbesserung Hand anzulegen . . . . Die Art, das Schulwesen auf dem Lande zu verbessern, war mir noch unbekannt; wenigstens wollte ich darin, so lange ich nicht andere Schulen gesehen hätte, nichts unternehmen. Ich las zu diesem Endzweck das braunschweigische, das kgl. preußische Schulreglement, die Schulschriften des Herrn Abtes von Felbiger. Ich lernte aber daraus weiter nichts, als dass diese Vorschriften, wenn sie geschickt befolgt würden, allerdings ihren großen Nutzen haben könnten. Aber eben dies war die Frage: Wie man sich bei Anwendung derselben zu verhalten hätte? Es ist unstrittig weit leichter, gute Pläne zu entwerfen als auszuführen. Es fehlt uns auch nicht so sehr an großen Geistern als an starken Seelen."

Nun schildert er den Zustand des Kaplitzer Schulwesens, wie er es mit seiner Seelsorge übernahm.

„Die Schule war sehr baufällig. Es mangelte an dem nöthigen Geräthe, vorzüglich an Büchern. Die Kinder waren alle, groß und klein, unter einander vermengt. Die einen verlangten, dass man ihnen Brot brächte, die andern wollten Milchspeise, und noch andere schienen gar nichts zu wollen. Aus Mangel der nöthigen Aufseher konnte keine Disciplin gehalten werden, und die Kinder machten, was ihnen gefiel. Bald lief eins hinaus, bald kam eins herein. Wenn eines die Lection laut aufsagte, so schwatzte ein anderes, das dritte lallte, oder murmelte des ersten Worte nach. Viele kamen nur alsdann in die Schule, wenn sie die Zeit anders nicht zuzubringen wussten. Der Schulmeister, mitten unter ihnen, war allein nicht vermögend, dem Übel abzuhelfen. Er konnte das Schulwesen nicht anders treiben, als er gelernt hatte, und sich einen tüchtigen Gehilfen an die Seite zu setzen, gestattete sein ge-

ringes Einkommen nicht. Die Leichtfertigkeiten der Kinder konnte er so wenig verhüten als ihnen das Essen oder Lachen verwehren. Strafte er die Ausgelassenheit des einen oder des andern, so war gar bald die zärtliche Mutter da und verwies ihm öffentlich diese tyrannische Kinderzucht, die gleichwohl noch das einzige Mittel war, diesen verwahrlosten Geschöpfen beizukommen. Einem Schulmeister dieser Art den Gebrauch des Steckens oder der Ruthe versagen zu wollen, würde soviel heißen, als ihn der Discretion seiner zügellosen Unterthanen preisgeben. Die Kinder, von denen hier die Rede ist, brachten weiter nichts in die Schule mit als gesunde Glieder, eingewurzelte Trägheit und verzärtelte Unarten. Hier sollte der Schulmeister ausrotten und dort einpflanzen, und die Kinder hatten weder Lust zum Lernen, noch Willen, gebessert zu werden. Viele Eltern, um selbst die Erziehung der Kinder nach eigener Willkür leiten zu können, ließen sie zu Hause von geschickteren Soldaten unterrichten. Die Lehrart war, wie in den meisten Landschulen, ganz mechanisch. Sie gieng nur dahin, den Kopf mit Wörtern anzufüllen, mit denen die Schüler keine Begriffe verbanden, in den Verstand kam davon wenig und in das Herz noch weniger — gar nichts. Die Religion war ein bloßes Gedächtniswerk; und einige Fragen aus dem Katechismus beantworten, machte das ganze Wesen des Unterrichtes in der Religion aus. Hiernächst ward noch ein bißchen Musik gelernt, woraus die Landschulen insgemein einen ihrer wichtigsten Gegenstände zu machen pflegen. Ob die Kinder noch etwas mehr zu lernen hätten, daran war so wenig gedacht worden, als man sich vielmehr beredete, sie wären auf das beste unterrichtet. Hieraus ergibt sich von selbst, dass die Kenntnis des Menschen, seiner Pflichten, die Tugendlehren, ein einleuchtender und philosophischer Begriff von Gott und seinen Eigenschaften, eine bis in das Herz dringende Religion, kurz alles, was den Menschen aufklären und moralisieren kann, gerade diejenigen Dinge waren, von denen die Kinder kein Wort hörten."

[Anfang der Reform.] „Bei so bewandten Umständen legte ich, ohne diese Fehler sonderlich zu wägen oder die Nachlässigkeit des Schullehrers zu ahnden und ohne erst durch neue Anordnungen eine Verbesserung zu versuchen, selbst Hand ans Werk, rief einige Kinder sammt dem Schulmeister zu mir ins Zimmer, fieng es im kleinen an, ließ andere am Pulte Systeme und Pläne zur Schulverbesserung entwerfen und wieder ausstreichen, kurz, ich führte eine neue Lehrart ein, ohne es merken zu lassen, dass ich eine einführen wollte, und kam dadurch vielen Hindernissen vor, die sich bei Neuerungen dieser Art, wenn man sie ge-

radezu aufdringen will, umso häufiger hervorthun. Die Kinder wurden aufmerksam, als einige derselben binnen 3 oder 4 Wochen den ganzen Katechismus nach der neuen Lehrart ohne Fehler aus dem Gedächtnis hersagten, den sie sonst viele Jahre nicht erlernt und nie den summarischen Inhalt desselben eingesehen hätten. Ich trieb es hierin so weit, als ich es nur immer bringen konnte, theils um mich selbst von den Vortheilen dieser Methode zu überzeugen, theils um bei den Kindern Aufmerksamkeit zu gewinnen. Ich wusste wohl, dass es allerdings nicht vortheilhaft sei, das Gedächtnis auf einmal so hoch zu spannen und die Aufmerksamkeit so auszudehnen, ohne die erlernten Kenntnisse verdauen zu können. Es half indessen dieser Kunstgriff meinen Absichten sehr. Dieses vermeinte Vielkönnen erregte nämlich Aufsehen. Die Kinder wachten aus dem Schlummer auf; viele kamen aus Neugierde, das Schauspiel der gleichsam zaubernden neuen Lehrart zu sehen; und viele blieben, um sich gleichfalls unterrichten zu lassen."

[Musikunterricht]. „Hierauf drang ich auf die Verbesserung des Unterrichtes in der Musik, in der Absicht, die Eltern für die Schule zu gewinnen und die Kinder von selbst zuzuziehen. Der Musik sind die Eltern immer geneigt. Ihre Kinder lassen sich zu ihrem Vergnügen in der Kirche hören, und viele werden dadurch in fromme Stiftungen oder Seminarien aufgenommen. Von den Lehren hatten sie keinen Begriff, deren Nutzen zu weit über ihren Gesichtskreis hinausliegt, als dass er sie für die Schulen einnehmen konnte. Diese Neigung zur Tonkunst wandte ich zu meiner Absicht und zu ihrem Nutzen an. Um den Endzweck gewiss zu erreichen, zog ich einen guten Musikanten an die Stelle des Organisten und dadurch der Schule zu. Den Kindern versprach ich, sie an meinen Tisch zu ziehen, wenn sie sich auf dem Chore, mit einem Concerte oder einer Arie hervorthaten, und ich hielt auch Wort."

[Folgen dieser Maßregeln]. „Die Schule hatte nun Kinder, und die neue Lehrart fand immer mehr Anhänger. Man machte zwar täglich einen weiteren Fortgang, aber es wuchsen auch die Hindernisse mit demselben. Man sah gar bald ein, dass ein einziger Schullehrer nicht hinlänglich wäre, das anfangs im kleinen unternommene Werk im großen fortzusetzen. Der Schulmeister hatte keine Tabellen*), die Kinder keine Bücher, die Schulen keine bequemen Tische und Bänke zum Schreiben. Ein Behältnis ward für vielerlei Classen und für die nun merklich zugenommene Anzahl der Kinder zu eng. Diese Anstände nö-

*) Die Tabellen waren ein Hauptbestandtheil der Methode Felbigers.

thigten den Schulmeister, die alte Lehre in vielen Stücken beizubehalten. Ich hätte freilich diese Hindernisse eher wegräumen können, ich wollte aber das Alte nicht auf einmal ganz verwerfen. Das Neue hat ohnehin das Schicksal, verhaßst zu sein. Stößt man das Alte gar zu jäh um, so rächt sich das an dem Neuen, das man einführen will."

Graf Bouquoi war ein treuer Verbündeter Kindermanns; er versah die Schule mit den nöthigen Geräthen und Büchern und stiftete den Gehalt für einen zweiten Lehrer. Bald kamen Lehrer und Geistliche aus der Umgebung — zuerst von Krumau — um sich die neue Methode anzueignen, und als im Dorfe Meinetschlag der Schuldienst erledigt ward, sandte der Gutsherr den Lehrer Anton Holl von Kaplitz dahin, damit er auch den Zustand dieser Schule verbessere.*)

Das Werk der Schulverbesserung hätte seinen ruhigen Fortgang nehmen können, allein die Missernte und Hungersnoth von 1770 und 1771 bewirkte einen gewaltigen Rückschlag.

„Wenn man nun die Schulsachen nach den Absichten und Bemühungen, die man hierorts darauf verwendet, beurtheilen sollte, so würde nun ein jeder das Werk der Schulverbesserung auf einem unumstößlichen Fuße geglaubt haben. Allein die eisernen Zeiten wütheten, wo jeder mehr besorgt war, wie er sein Leben fortbringen als die Seelenkräfte ausbilden sollte, wo beinahe keiner auf jenes, was in der Zukunft nützen, sondern was für jetzt der Seinen Noth wehren könnte, seine

---

*) Kindermann gab dem scheidenden Lehrer eine Instruction mit, aus der man unschwer den künftigen großen Pädagogen erkennen kann. Es heißt darin: „Man verfehlt hier immer seines Zieles, wenn man ins Weite geht und nicht vom Kleinen anhebt. Man unterhält nur das Übel, wenn man nicht besorgt ist, die Quelle zu verstopfen und den Menschen von Grund aus zu bessern. Hütet Euch, eifriger Schulfreund, das Alte in einem gebieterischen Tone und mit Verachtung zu verwerfen! Es ist nichts Neues so gut, das nicht eine verhaßste Seite, nichts Altes so übel, das nichts Gutes hätte. Je mehr Ihr die Absicht der Schulreformation verstecken werdet, desto mehr Früchte werdet Ihr einernten! Lehret Sachen, aber nicht leere Worte! Lehret Eure Wahrheiten mehr in Beispielen als Regeln! Lehret nach Grundsätzen, benehmet aber Euerer Lehrart das Künstliche, das Regelmäßige, sogar auch die strenge Ordnung, die der menschlichen Freiheit und der Gemüthsart der Kinder so sehr zuwider ist! Bringet ihnen die Sittenlehre nach den sich ereignenden Vorfällen bei, sie macht mehr Eindruck, wenn sie zur rechten Zeit angebracht wird. Eine Homilie, auf die sich ereignenden Umstände vorgetragen, that bei den ersten Christen mehr Wirkung, als bei uns die bündigste Predigt. Überhaupt vergesset nicht, dass die beste Lehrart der Sitten die Schulzucht und der beste Unterricht in den Wissenschaften die Verbindung der Regeln mit der Übung sei.

Blicke warf. Einige drückte die Armut, andere beherrschte der Luxus, beides große Feinde der guten Erziehung. Die Kinder verließen die Schule aus Mangel an Schulgeld, ob es gleich wöchentlich nur 6 Pfennige betrug. Viele kamen die Woche einige Tage; neigte sich die Woche zum Ende und kam der Zahltag, so blieben sie aus. Viele suchten zur Schulzeit ihr Brot von Haus zu Haus. Fiel in der Woche ein Feiertag ein, es mochte nun ein aufgehobener oder ein gebotener sein, so hielten viele auch die ganze Woche Schulferien, um nicht das Schulgeld für fünf Tage entrichten zu dürfen. Es giengen durch dieses unterbrochene Schulegehen alle Vortheile des zusammenhängenden Unterrichtes verloren, es blieben große Lücken in der Seele, die man mit vieler Mühe nicht ausfüllen konnte. Bei manchen schlichen sich entgegengesetzte Lehren ein, sie schlugen tiefe Wurzeln, und die Widerstände bekamen täglich neue Kräfte; der Leib ward immer untüchtiger, die Einbildungskraft schläfriger und träger, und die ganze Seele sträubte sich hernach wider die besten Lehren. Viele Eltern blieben dem Schulmeister das Schulgeld gar schuldig. Dies schmälerte seine Nahrung und schlug seinen Muth, eifrig fortzufahren, nieder. Gar armen Kindern war die Schule meistens verschlossen. Es wurden verschiedene Anschläge gemacht, um diesen so schädlichen Unordnungen abzuhelfen, aber sie hatten alle, so gut sie auch waren, keinen Erfolg. Ich hörte nur immer von fern das alte Lied. Die Eltern schützten vor, sie könnten ihre Kinder zur Schulzeit nicht entbehren. Der Stricker brauchte sie zum Wollekrämpeln und Handschuhnähen, der Weber zum Spulen, der Inmann zum Spinnen, die Mutter zum Kinderwarten, der Landwirt, um entweder das Haus in seiner Abwesenheit oder das Vieh im Sommer zu hüten.

Der Schul- und Kinderfreund aber ließ sich nicht abschrecken. Er bemühte sich, die Vorwände, unter denen die Kinder von der Schule ferngehalten wurden, zu entkräften; er streute Bücher unter das Volk, die von der Nothwendigkeit und dem Segen einer guten Schulbildung handelten, und von der Kanzel herab ermahnte er die Eltern, die Jugend fleißig zur Schule anzuhalten. Der Erfolg blieb nicht aus.

„Viele entschlossen sich, ihren Kindern lieber eine gute Erziehung als Vermögen zu hinterlassen; viele wollten sich's lieber an ihrem Maule abdarben, als ihre Kinder von dieser Seite ohne Hilfe lassen. Der Magistrat machte Vorschläge, den künftigen Unordnungen vorzubeugen. Er verleitete die Bürgerschaft dahin, das Schulgeld aus der Gemeindecasse jährlich zu bezahlen. Der Schutzherr hielt diesen Aufwand für genehm. Saumseligen wurden dadurch alle Entschuldigungen und den

Armen alle Hindernisse benommen. Es lag nur am Magistrate, über die Befolgung einer so heilsamen Einrichtung zu wachen. Allein noch immer gab es zahlreiche Gegner der neuen Schuleinrichtungen unter den Eltern; einige wollten, dass ihre rohen und unbiegsamen Kinder einen ebenso großen Fortschritt machten wie die fleißigen, viele wollten aus Eigensinn nach dem alten, liebgewordenen Schlendrian Unterricht haben, und weil dies nicht sein konnte, so nahmen sie ihre Kinder aus der Schule weg oder suchten dieselbe herabzusetzen, noch andere behaupteten, es sei nicht nöthig, so viel zu lernen, sie selbst hätten das schwerste Handwerk ohne die neumodische Gelehrsamkeit erlernt, und was dergleichen Anschuldigungen mehr sind."

Allein Kindermann verzagte nicht; unentwegt den Blick auf sein schönes Ziel gerichtet — schritt er auf den eingeschlagenen Bahnen weiter. Einmal musste der Tag kommen, an dem alle Anklagen und Anfeindungen verstummen und Lob und Anerkennung an ihre Stelle treten würden.

„Mir blieb nun nichts als die Hoffnung übrig, dass mein Eifer, der Lehrer Einsicht, Emsigkeit und Geduld endlich doch die kalten Herzen erwärmen und der Fortgang der Kinder die Eltern von selbst bewegen würde, ihre vorgefassten Meinungen abzulegen und unseren Schulbemühungen aufrichtig und aus eigener Entschließung die Hand zu bieten . . . In der That vermochte das Stillschweigen über die Tadelsucht, der fortgesetzte Unterricht, meine unverdrossene Mitarbeitung, die öffentlichen Prüfungen, der empfehlenswürdige Besuch der Großen und ihr aufmunternder Beifall so viel, dass immer einer nach dem andern aus den Widriggesinnten die Kinder in die Schule schickte. Man wurde noch aufmerksamer gemacht, als mehrere Auswärtige hieher kamen, um diese Lehrart in ihre Schulen zu übertragen."

Die Methode, nach welcher in Kaplitz unterrichtet wurde, war das Buchstabieren und Tabellarisieren, also die Felbigers.*)

---

*) In der Inauguralrede sagt er darüber Folgendes: „In den niederen Schulen wird die ganze Lehrmethode auf die Sinne gerichtet. Es wird den Kindern viel Natur gezeigt; die Sprache wird täglich gebessert; die Einbildungskraft wird stets durch die mannigfaltigen Bilder, die man ihnen vorträgt, belebt; der Witz verfeinert sich durch die Mannigfaltigkeit der Bewegungen, die man immer von den Schülern entstehen lässt. Das noch zarte Ohr des Kindes gewöhnt sich beizeiten durch das öftere Anhören, Erzählen und Lesen der schönsten und bündigsten Fabeln an das Silbenmaß, an den der Sache angemessenen Ton, an den Wohlklang, an das Harmonische, an das Schöne der poetischen Sprache und an den würdigen Vortrag. Kurz, der Zweck ruht auf dem einzigen Punkte: Dass Kinder frühzeitig zart und edel fühlen und über Dinge, die in ihrem Gesichtskreise liegen, richtig urtheilen."

Außer der bestehenden Landschule gründete Kindermann noch eine höhere Privatschule für solche, „die es entweder durch die Feder oder durch das Studieren weiter bringen wollten." Die Lehrgegenstände der Landschule waren folgende: Kenntnis der Buchstaben, Buchstabieren, biblische Geschichte vermittels der Bilderbibel, der erste Katechismus für das Gedächtnis, der zweite Katechismus für den Verstand, die Schönschreibekunst, Musik, Lesen, die Sittenlehre sammt den geprüften Mitteln, die Gesundheit zu erhalten, die Tabelle von der Religionsgeschichte, die Rechtschreibekunst und die Arithmetik. — In der Privatschule, in die niemand aufgenommen wurde, der nicht die Landschule absolviert hatte, lehrte man: Moral, Erziehungskunst, Geschichte des Vaterlandes, mit der Geographie verbunden, höhere Rechnungsarten, Gedankenlehre, Anfangsgründe der Geometrie, der lateinischen und griechischen Sprache.

Als einer besonderen Einrichtung müssen wir der Fleißtabellen gedenken.

„Es werden auch alle Monate dem Magistrate des Ortes die Fleißtabellen aus allen Classen übergeben, der Grundobrigkeit jährlich. Beide sehen hier den Fleiß oder die Nachlässigkeit der Kinder, den Eifer oder die Lauigkeit der Eltern, die dafür entweder belohnt oder bestraft werden. Man legt ihnen auch ein genaues Verzeichnis aller Kinder vom sechsten bis zwölften Jahre bei. Dieses Verzeichnis hält man auch in Dörfern bei christlichen Lehren und Wiederholungsstunden, zu denen man auch Zwanzigjährige ruft."

Ein ganz hervorragendes Verdienst Kindermanns ist die Aufnahme des Industrialunterrichtes in den Lehrplan der Volksschule oder vielmehr die Errichtung der Industrieclassen und die Verbindung derselben mit der Volksschule. Er berichtet darüber in der Schrift: „Kurze Beschreibung des Propsten von Schulstein von der Entstehungs- und Verbreitungsart der Industrieclassen in den Volksschulen." (Dresden 1792).*)

Kindermann machte die Wahrnehmung, dass die Kinder in den Schulen gerade das, was sie später am meisten brauchen, am wenigsten lernen, und er fand darin „die Quelle des Müßigganges, der Armut, der Bettelei, der seichten Religionskenntnis, der Lauigkeit in der Ausübung ihrer Gebote und mehrerer Untugenden." Da sich nun solche und andere Fehler bei den Erwachsenen nur schwer ausrotten lassen, so richtete er sein Augenmerk auf die Jugend, überzeugt von der Richtig-

---

*) Archiv der Geschichte und Statistik von Böhmen, herausgegeben von dem Gubernialrathe Josef von Riegger, Waltherʼsche Hofbuchhandlung, pag. 475.

keit des Gedankens, dass bei jeder Besserung und Hebung des Volkes der Hebel an der Jugend angesetzt werden muss. Natürlich gab es auch bei dieser neuen Einrichtung Hindernisse genug zu bewältigen; hier gebrach es an den nöthigen Mitteln, dort an Zimmern zur Unterbringung der Industrieclassen, hier an geeigneten Lehrkräften, dort an Grund und Boden für die Anlage des Schulgartens. In anderen Schulen hatte der Lehrer bei den zahlreichen Schülern Mühe, das Lehrziel in den früheren Lehrgegenständen zu erreichen, und es schien gewagt, neue Unterrichtsfächer in den Lehrplan aufzunehmen. Auch zeigten sich die Seelsorger anfangs nicht geneigt, zu der Aufsicht über die Volksschule noch jene über die Industrieclassen zu übernehmen. Kindermann schreibt:

„Den Geistlichen oder den Seelsorgern wollte und konnte man vom Anfang so etwas nicht zumuthen, noch weniger auftragen. Überall sträubte sich die Abneigung zu mehrerer oder anderer Arbeit, als man vorher gewohnt war, dawider. Alle diese Hindernisse und Schwierigkeiten standen meiner Absicht entgegen. Indessen ließ ich meinen Muth nicht sinken; ich war einmal sicher, dass Arbeitsamkeit jedem Menschen nützlich und dass die Jugend jeder Richtung fähig ist. Ich hatte es nur dahin zu bringen, dass es die Jugend vergnügte und die Eltern interessierte, frühzeitig arbeitsam zu sein. Das Vergnügen aber bestand für die Jugend:

a) Aus der Abwechslung der Lehr- und Arbeitsstunden.

b) Aus der Gesellschaft, in welcher sie — sich selbst zur Arbeitszeit überlassen — sich auch nach ihrer Bequemlichkeit mit Gesprächen und anmuthigen Gesängen unterhalten.

c) Aus dem Gewinn, den sie wöchentlich aus ihrer Arbeit ziehen.*)

d) Aus der Beschenkung der wohlmeinenden Eltern und patriotischen Vorgesetzten.

Ich hatte nun meinen Vorschlag**) nur noch interessant für die Lehrer und Eltern zu machen, — ich zeigte dem dürftigen Schulmann, wie er sich und seine Nahrungsumstände durch Industrialclassen zu ver-

*) Daraus geht hervor, dass die Kinder für die angefertigten Erzeugnisse auch einen Lohn erhielten. Kindermann berechnet ihn auf 1 kr. pro Tag, was immerhin viel gewesen sein muss; denn er bemerkt, dass ein Schüler, sobald er die Schule verläßt, „doch gewiss täglich drei Kreuzer verdienen werde.“

**) Ich weiß nicht, ob es allgemein bekannt ist, dass sich im vorigen Jahrhunderte über die Priorität dieser Erfindung ein Streit entsponnen hat. Freiherr von Helfert (Die Volksschule) schreibt darüber: „Beinahe zehn Jahre früher, ehe in den gelehrten Journalen des protestantischen Deutschland die Idee davon angeregt wurde

bessern vermöchte, seine Ehegattin mit Stricken, Nähen, Spinnen, Wollekrämpeln u. s. f., er aber mit der Baumzucht, mit der Cultur des Küchengartens, Seidenbaues u. dgl. sich einen Verdienst verschaffen und damit seine Nebenstunden so nützlich als angenehm ausfüllen könnte. Die Vorsteher der Schulanstalten würden ihre Bemühung entweder mit einer Remuneration oder einer Gehaltszulage bedenken, wie auch wirklich schon viele deswegen mit beiden in Böhmen bedacht worden sind.

Man bediente sich aber noch ferner anderer Klugheitsregeln und zwar: 1. Dass man den Menschen immer nahm, wie er ist, und doch immer durch Vorstellungen besserer Beispiele ihn dahin zu bringen trachtete, wo und wie er sein solle. 2. Dass man es auch überall nur im kleinen anfieng. 3. Dass man dafür die Geistlichen gewann, die bei dem Volke Zutrauen hatten und bei selbigem in Ansehen standen. 4. Dass man sich bestrebte, dafür auch die Vorsteher der Armenversorgung zu interessieren und einzunehmen, die ohne Arbeitsanstalten das Armeninstitut nicht nützlich errichten, noch weniger aufrecht halten könnten, und endlich 5. dass man niemanden mit Zwang zur Einführung der Arbeitsclassen, auch nicht dieser oder jener Gattung der Arbeit oder gerade zu diesem oder jenem Zweige der Industrie anhielt. Man befriedigte sich, wenn nur Arbeitsstunden in der Schule gehalten wurden . . . Nach einigen Jahren könnte man hierzulande ohnedies in Schulen die Industrialgegenstände mit den literarischen gesetzmäßig verbinden. Dies würde das Volk ebenso wenig befremden, als es sich jetzt über das vorgeschriebene Lesen, Schreiben und Rechnen aufhält; es lässt sich vielmehr vermuthen, dass es den ersteren mehr als den letzteren gemeinnützigen Kenntnissen nachhängen werde, weil die Eltern gleich die Vortheile davon ziehen.

Die **Vortheile**, welche aus diesen Industrieschulen herfließen, sind groß, sehr beträchtlich. Sünde und Laster wird verhütet, und der Wohlstand der menschlichen Gesellschaft wird gefördert; denn die Jugend wird dadurch a) von dem so schädlichen als sträflichen Müßiggange abgehalten, zur Arbeit frühzeitig gewöhnt, durch moralische Erzählungen und lehrreiche Lieder zur Tugend gebildet, die Armut der Kinder und Eltern vermieden, das Armeninstitut unterstützt, die Bettelei aus der

---

und der Professor Sextroh in Göttingen mit dem gefeierten Pädagogen Joachim Heinrich Campe in Hamburg um die Priorität der Erfindung stritten, hatte Schulrath Kindermann in Böhmen schon den thatsächlichen Anstoß zu einer Einrichtung gegeben.... Es war dies eine organische Verbindung der Volksschule mit der Industrieschule.“ Hierauf führt Helfert den Beweis, dass diese Idee wirklich auf niemand andern als Kindermann zurückgeht.

Wurzel behoben und mancher entweder für den Staat als für die Religion erhalten. Daher wenden b) die Eltern bei diesen Anstalten nicht mehr vor, dass sie ihre Kinder zu Hause und zur Feldarbeit brauchen. Sie schicken sie jetzt, weil sie in der Schule mehr als zu Hause verdienen und einigen Gewinst mit nach Hause bringen, gern und fleißiger zur Schule, c) die Kinder lernen jetzt um einige Jahre früher ihr Brot verdienen. Deswegen haben sich viele Lehrer der Landschulen an der Normalschule ein Modell genommen und im Orte ihrer Bestimmung für die Jugend den Industrialunterricht eingeführt, nur mit dem Unterschiede, dass auf dem Lande, gleichwie da die Knaben des gemeinen Mannes sich auch mit dem Spinnen, Stricken, Klöppeln u. s. f. in der Schule abgeben, die Mägdlein auch die Gartenarbeit mittreiben und besonders die Anpflanzung der Küchengewächse erlernen. Diese Anstalt verbreitet sich nun seit acht Jahren an sehr vielen Orten, auch ohne sonderliche Fonds, von sich selbst. (Man kann dermalen in Böhmen mit Gewissheit bis 200 solche Schulen angeben, welche den Industrialunterricht mit dem literarischen bloß der angeführten Vortheile wegen verbinden und mit gutem Fortgange ertheilen.)*) Wo sich an der Schule nicht zwei Lehrzimmer vorfinden, da gibt die Gattin des Lehrers indessen in ihrem Wohnzimmer den Industrialunterricht; und wo der Schulmann kein Feld, auch kein Gärtchen hat und die Gemeinde dazu auch kein Stück Grund mietet, da mietet der Schulmann oder der Aufseher gegen Zins ein Stück, welchen Zins man ganz leicht von der unternommenen Gartencultur entrichten kann." Die Einwendungen, die man gegen den Industrialunterricht, der sich an manchen Orten auch auf Seidenbau, Bienenzucht ꝛc. erstreckte, machen könnte (und wohl auch wirklich machte), widerlegt der warmherzige Volks- und Jugendfreund mit folgenden Worten:

„Wollte man wider die Anlegung der Industrialclassen oder wider die Verbindung derselben mit den übrigen gemeinnützigen Schulen einwenden, dass die Jugend des gemeinen Mannes die Industrialarbeiten leichter zu Hause bei ihren Eltern erlerne, und dass das viele Sitzen in den Arbeitsstunden dem Wachthum derselben schade, so müsste ich freilich erwidern, dass die Kinder des Bauern oder des gemeinen Mannes im Durchschnitt genommen viele Industrialarbeiten erstens zu Hause gar nicht erlernen können, weil die Eltern selbst in manchem Kreise sie nicht betreiben, auch nicht zu betreiben wissen, zweitens, dass hier auch in Betrachtung komme, dass die Kinder in der Mitte ihrer Gespielen alles gern thun, alles lieber erlernen und in ihrer Gesellschaft auch mit

*) Im Jahre 1790 sollen in Böhmen 252 Industrialschulen bestanden haben.

Vergnügen der Arbeit obliegen; da sie unter den Augen ihrer Vorgesetzten oder ihrer Eltern alles ungern, auch mit Widerwillen verrichten und sich gemeiniglich wider die Arbeit sträuben. Zu Hause haben sie in den Arbeitsstunden auch nicht die Unterhaltung, die man ihnen in der Schule durch Erzählung moralischer Begebenheiten und durch Anstimmung anmuthiger Lieder verschafft, welches alles zugleich auch zur Bildung ihres Herzens beiträgt. Dem Wachsthum der Kinder können die Industrialclassen auch nicht nachtheilig sein, wenn sie auch viel sitzen müssen; sie sitzen ja nicht immer, sie machen auch Bewegung, die bei ihnen noch durch die Handarbeit gefördert wird. In dem böhmischen Riesengebirge, wo alles von Kindesbeinen an spinnt und folglich den größten Theil des Tages hindurch sitzt, hat man den größten Schlag von Menschen, die gesund, frisch und stark sind. Nichts schadet dem Wachsthum mehr als der Müßiggang und die Unthätigkeit. Ferner ist es gewiss, dass die Eltern jetzt bei den bestehenden Industrialclassen die Kinder fleißiger in die Schule schicken; es läßt sich daher auch mit gutem Grunde hoffen, dass sie selbige, weil sie darin ihr Brot zu verdienen angehalten werden, und auch wirklich daraus den erworbenen Gewinst mit nach Hause bringen, länger, wenn es nöthig wäre, in der Schule lassen und sie ihrer Hausarbeit wegen derselben nicht entziehen werden."

Aus mehrfachen Gründen haben wir diesen Ausführungen Kindermanns einen so breiten Raum gegönnt. Einmal erkennt man aus ihnen so recht, welch warme Theilnahme er dem Volke und der Jugend entgegenbrachte, ferner ist es wohl nicht zu viel gesagt, wenn wir in ihm den Vater des Unterrichtes in den weiblichen Handarbeiten erblicken; endlich verdienen gerade seine Bestrebungen und Ansichten über den Industrieunterricht in unseren Tagen, da der Knabenhandfertigkeitsunterricht bereits in vielen Schulen eingeführt ist, ganz besondere Beachtung, und schließlich schien uns die Hervorhebung dieses Verdienstes Kindermanns ein Gebot der Pflicht, weil er selbst in großen erziehungsgeschichtlichen Werken mit einer verblüffenden Kürze abgethan wird. Karl von Raumer z. B. widmet ihm folgende Worte: „Vornehmlich fanden Felbigers Einrichtungen in Böhmen großen Anklang durch den Dechanten Kindermann zu Kaplitz, dessen pädagogischen Eifer, besonders in Einführung von Industrieschulen, Maria Theresia dadurch belohnte, dass sie ihn in den Adelsstand mit dem Namen von Schulstein erhob." Das ist nun freilich den Thatsachen vollkommen entsprechend, aber für einen Pädagogen von der Bedeutung Kindermanns eben — nicht zu viel.

Ein anderer Aufsatz über den Industrialunterricht findet sich ebenfalls in dem vorhin genannten Riegger'schen Archiv. Er trägt den Titel: „Nachricht an die Vorsteher böhmischer Ortschaften im flachen Lande über die Frage: Wie man in Böhmen die Industrie des deutschen Gebirgsbauers auf den pur böhmischen Landmann am besten verbreiten oder ins Land übertragen könne." In der Überschrift dieses Artikels wird der Verfasser vom Herausgeber ausdrücklich als der „große Schulfreund und Beförderer alles Guten" bezeichnet.*)

Wir können von Kindermann nicht Abschied nehmen, ohne einige Kernsätze seiner Inauguralrede wiederzugeben; sie werden zur Vervollständigung seines Charakterbildes nicht unwesentlich beitragen.

[Einfluss der Schule auf Berufswahl und Beruf.] „Die meisten Menschen werden in der Wahl ihres Standes entweder von ihren Eltern und Anverwandten oder von zufälligen Umständen geleitet und ergreifen größtentheils einen Beruf, wozu sie weder Vorsehung noch Natur bestimmen. Gegen diese Art von Fatalismus ist der Schüler, der seine Kräfte und Fähigkeiten kennen gelernt, wo nicht ganz gesichert, wenigstens argwöhnisch und behutsam gemacht. Er wird leichter als ein anderer einsehen, dass er in keinem anderen Stande als in demjenigen, den ihm seine Seelen- und Leibesfähigkeiten anweisen, glücklich sein könne. Eltern, die diesen Vortheil für unbedeutend halten, müssen entweder das wahre Wohl ihrer Kinder nicht kennen oder sehr geneigt sein, es der Befriedigung ihres eigenen Sinnes nachzusetzen. Der Jüngling, der seinen Verstand in Schulen geübt, wird hier nicht den blinden Trieben seines Herzens folgen, er wird sich selbst untersuchen; er wird nachforschen, ob mit seinen natürlichen Neigungen auch die erforderlichen Fähigkeiten verbunden sind; er wird zuvor seine Leibeskräfte, Gemüths-

*) Dass übrigens auch in Deutschland den Industrialschulen Kindermanns Aufmerksamkeit entgegengebracht wurde, ist leicht zu glauben. Am 26. Mai 1789 ward von der „Hochfürst. Würzburg gnädigst aufgestellten Schulcommission aus Specialbefehl Seiner Hochfürstlichen Gnaden" das Studium „über diese Gattung Schulen und die Versuche eines großen Kenners und in diesem Fache vorzüglich erfahrenen Mannes des Herrn Propsten von Schulstein, Normalschul-Aufsehers im Königreiche Böhmen," „gnädigst befohlen" und die Pfarrer und Beamten des Hochstiftes „gnädigst und ernstlich beauftragt, ihren Gemeindevorstehern, den Eltern schulmäßiger Kinder und besonders den Ortsarmencommissions-Mitgliedern diese auf das bürgerliche sowohl als moralische Beste Höchstdero Unterthanen abzweckende Absicht und Entschließung ohne Verzug vorzutragen" und innerhalb dreier Monate „über ihre gemachten oder vorhabenden Einrichtungen zu berichten." Von welchem Erfolge dieser Erlass begleitet war, können wir nicht sagen.

gaben und die Umstände, in welche er versetzt ist, zu Rathe ziehen . . . Die Geschäfte dieses Berufes wird er mit Lust vollziehen; er hat diesen Stand selbst nach Gründen gewählt. Überzeugt, dass der Reichthum, der Überfluss des Staates sowohl als der einzelnen Bürger nur aus der Emsigkeit und Arbeitsamkeit entstehe, wird er auch in seinen Verrichtungen emsiger und in der Werkstätte arbeitsamer sein. Die Arbeit wird ihm um so mehr geläufig, weil man die harte Mühe ungemein erleichtert hat. Man gibt nicht etwa nur in Schulen Arbeit auf; man zeigt ihm auch die beste Art, nach welcher sie leicht ausgeführt werden kann."

[Der Landmann und die niedere Schule.] „Nebst den allgemeinen Vortheilen der Arbeitsamkeit entlehnt sich der Landmann noch andere, besondere aus den Schulen . . . So lange er nichts für die Arbeitsamkeit, nichts für das geschäftige und thätige Leben empfindet, so lange er keinen offenen Kopf, keine besseren Sitten, kein rechtschaffenes Herz hat, fallen die klügsten Vorschläge zur Besserung des Landmannes ohne alle Wirkung aus. Er muss erst arbeitsam, mäßig, häuslich klug werden, ehe er wirtschaftlich wird. . . Soll er emsiger und vorsichtiger werden, so muss er voraus erkennen, dass, wie ein jeder Staat, der keinen Überfluss hat, nicht bestehen kann, also auch ein jeder Ackersmann, der keinen Vorrath macht, beim ersten widrigen Vorfalle zugrunde gehen muss. Mit allen diesen Kenntnissen wird die Landjugend schon in Schulen ausgerüstet; die Lehre von der Rechtschaffenheit versieht sie mit diesen Klugheitsregeln. Sollte sie denn nichts von dem, was sie in der Schule wohl gefasst und für gut befunden, in der Folge versuchen wollen? Die Landjugend hört jetzt in Schulen eine Menge Vorschläge aus der Naturkunde, aus der Landwirtschaft; und an anderen Orten, wo dergleichen Schulen entweder einen Garten oder ein Stück Feld zum praktischen Unterricht besitzen, sammeln sich die Schüler eine Menge Handgriffe und Vortheile zur Verbesserung des Acker- und Gartenbaues."

[Der Handwerker und die niedere Schule.] „Der Handwerker, der Künstler, der die Producte des Landmannes zu unserem Genusse, Vergnügen und Gebrauch oder zu unserer Bequemlichkeit zubereitet, sammelt sich die beträchtlichsten Vortheile in den niederen Schulen. Mit dem reichen Stoffe der Natur bekannt, mit einem ansehnlichen Vorrathe der erforderlichen Kenntnisse bereichert, von einem warmen Herzen angefeuert, von einem entwickelten Geiste belebt, tritt er an die Werkstätte, die man ihm vorher sammt ihren Werkzeugen, wenigstens im Kupfer, bekannt gemacht hat. Das Wichtigste aber dabei ist dies, dass er sie schon zu brauchen weiß und sich in Schulen Hilfsmittel und Kunstgriffe verschafft hat, seine Arbeit zu erleichtern und zu verfeinern . .

Woher sollen vortreffliche Künstler entstehen, wenn man sie nicht bildet und für den Staat erzieht? Wie soll der Künstler, der Handwerker die rechte Anwendung von seinem Stoffe, von den Producten der Natur machen, wenn er sie nicht aus dem gehörigen Gesichtspunkte zu betrachten, sie nicht gehörig zu messen und zu vergleichen weiß? Man lehrt deswegen in verbesserten Schulen größerer Städte mit der Rechenkunst auch Geometrie; man lehrt selbe auf eine Art, nach welcher sie der Künstler braucht."

[Empfänglichkeit der Kinder in der ersten Jugend.] „In den zarten Jahren steht das zarte Herz allen Eindrücken offen; das Temperament ist noch biegsam; die Empfindungen sind noch nicht verwahrlost, das Herz ist noch gesund; kein Laster hat es vergiftet, und das Kind hat sich auch noch keinen andern Plan einer falschen Glückseligkeit entworfen; der Unterricht kommt hier den Leidenschaften, mit denen der Lehrer auf den mittleren Schulen zu kämpfen hat, zuvor; die Neigungen des Kindes sträuben sich noch nicht wider des Führers Hand; er kann sie ungehindert auf jene Gegenstände lenken, deren Besitz sie einstens glücklich macht."

[Wert der Mädchenerziehung.] „Unser Schicksal wird meistens in den ersten Kinderjahren, in welchen wir noch den Händen der Kinderwärterinnen anvertraut sind, entschieden. Es hängt von ihnen ab, uns einen gesunden Körper, scharfe Sinne und eine gute Anlage zu einem scharfsinnigen Verstande zu geben oder nicht. Unter ihren Händen bilden sich unsere Organe, unsere Temperamente, und von ihrer Leitung bekommen unsere Empfindungen, Neigungen und Begierden ihre Richtung, sogar der Mundart geben sie den Ton. Dies ist unstreitig wahr; und was in der Folge oft noch weit ärger ist, ist dies, dass man sich sehr selten von Fehlern, die aus einer schlechten Erziehung und einem verwahrlosten Temperamente entstanden sind, losmacht. Wir müssen Vorurtheile deswegen entweder in der Geburt ersticken, oder sie gar nicht aufgehen lassen. Man wird aber die Quelle des Übels nicht eher gänzlich verstopfen, als bis man in den ersten Jahren der Kindheit aufgeklärtere Erzieherinnen gibt. Deswegen hat man sich bestrebt, Schulen entweder für das junge weibliche Geschlecht zu errichten oder die errichteten zu verbessern. Mädchen können nun alles dies in den Schulen lernen, was sie bei der ersten Erziehung der Kinder brauchen und in ihrem künftigen Stande nützen können."

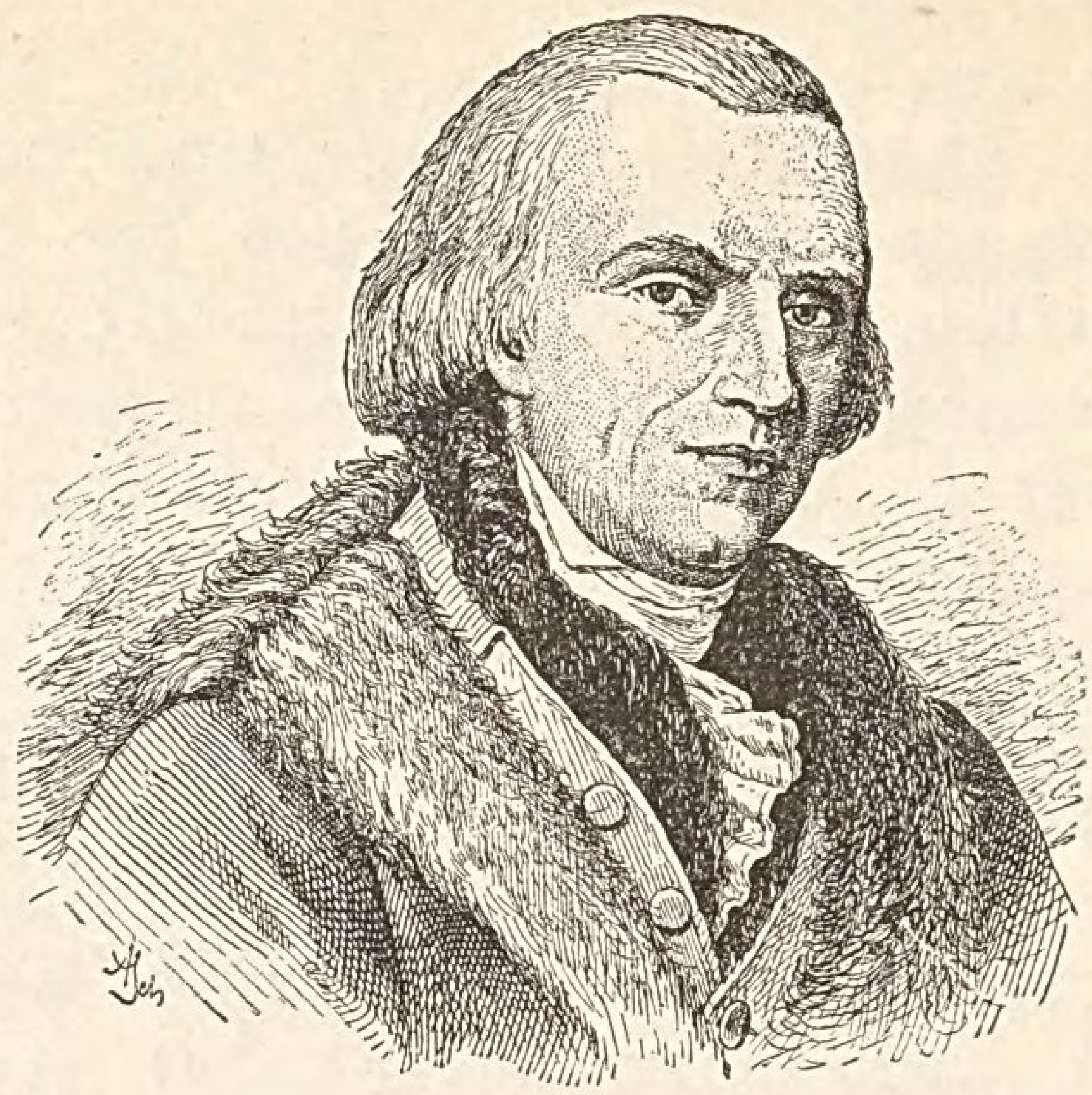
Sodann weist Kindermann nach, welch großen Einfluss eine gute Volksschulbildung auf die mittleren Schulen ausübt, ja er verfolgt ihn bis zur Universität. Wie er diesen Einfluss meint, mag folgende Stelle erweisen.

„Ein Jüngling, der auch nur in den ersten Schulen die mathematischen Anfangsgründe gefasst, wird sich mit vieler Leichtigkeit in den philosophischen Schulen über die Lehrsätze erklären; er hat schon in den niederen Schulen viele Probleme nach einer mathematischen Methode aufgelöst... Die Kinder beweisen hier (nämlich in den niederen Schulen) „schon die gefassten Wahrheiten zwar nicht durch künstliche Demonstration, sondern durch ihre moralischen Handlungen; sie lernen hier nicht Schlüsse, nach denen sie syllogistische Leisten zusammenketten; nur recht denken und recht thun lernen sie... Der Schüler, der sich selbst aus den Folgen seiner Erfahrung, aus den wiederholten Versuchen und aus seinen eigenen Handlungen Grundsätze auszieht, setzt die einzelnen Begriffe zusammen und richtet sich selbst aus den durch die Erfahrung bewährten Wahrheiten ein System auf, und so wird seine Erfahrung seine Theorie. Prüft der Meister die eingeholten Begriffe der Lehrlinge, so sieht er nicht soviel darauf, wie viel sie derselben hersagten, als auf die Empfindung und Beurtheilung, mit welcher sie selbe auseinandersetzen, und welche Fertigkeit sie verrathen, die empfangenen Lehrsätze in Zukunft anzuwenden. Und so haben die niederen Schulen bereits den würdigsten Theil der Philosophie bearbeitet. Welchen Vortritt hat nicht ein solcher Schüler in die Schulen der Weisheit gemacht? Der Lehrer der Philosophie darf ihm nur das Ziel weiter stecken, und der Jüngling wird es gewiss erreichen; denn er hat voraus gelernt, auf diesen Hauptzweck alle seine Handlungen zu richten."

Wir können nicht besser schließen als mit den Worten des Freiherrn von Helfert: „Wenn unter Österreichs Schulmännern in der theresianischen Zeit dem Prälaten Felbiger ohne Zweifel der erste Platz gebürt, weil seiner einsichtsvollen und fruchtbaren Wirksamkeit die Begründung der verbesserten Schuleinrichtung im ganzen Umfange der Erbstaaten zunächst zuzuschreiben war, so ist es einzig um dieses Umstandes willen, dass man Kindermann, dessen Thätigkeit auf einen Bestandtheil derselben beschränkt blieb, nicht in gleiche Linie mit jenem setzen kann. Denn in jeder andern Hinsicht möchte es nicht leicht sein, Felbiger den Platz vor Kindermann einzuräumen. Kindermann hat in seinem engeren Wirkungskreise, wie in seinem weiteren Felbiger, seinen Posten ganz ausgefüllt, jeder von ihnen hat seine Sendung nach jeder Richtung hin vollzogen, beide haben in ihrer Stellung alles geleistet, was in ihr zu leisten war. In gesetzgeberischem Gebiete hat Kindermann auf seinem beschränkteren Gebiete eine gleiche Um-

sicht und Thatkraft bewiesen wie Felbiger in weiterem Umfange, und wenn der letztere auf dem Felde der Schulliteratur eine Thätigkeit entwickelt hat, welcher Kindermann schon wegen des Grundsatzes der Einförmigkeit der Schulschriften fremd bleiben musste, so hat dagegen dieser eine organisatorische, alle Verhältnisse seines Landes umfassende Rührigkeit entfaltet, zu welcher Felbiger in seiner mehr auf das Ganze gerichteten Wirksamkeit keine Gelegenheit hatte. Jedenfalls aber stehen Felbiger und Kindermann so hervorragend da, dass alle andern Schulmänner jener Zeit, wie groß auch die Verdienste, wie rasch auch die Erfolge einzelner aus ihnen gewesen sein mochten, doch nur in weitem Abstande hinter diesen beiden Koryphäen aneinander gereiht werden können."

Quellen: Der Volks- und Industrieschulen-Reformator Bischof Ferdinand Kindermann. Von Josef Aigner, Justiz-Ministerialbeamten. Wien, Mayer u. Comp., 1867. — Maria Theresia und die österreichische Volksschule. Von J. U. Dr. F. Rulf, k. k. Regierungsrath und Professor der Rechte an der k. k. deutschen Universität in Prag. Verlag des Vereines zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. 1883. — Kleine Beiträge zur Geschichte des Volksschulwesens in Deutsch-Böhmen. Von Ferdinand Thomas. Böhm.-Leipa, Verlag von Johann Künstner, 1884. — Mittheilungen des nordböhmischen Excursionsclubs in Böhm.-Leipa (verschiedene Jahrgänge).



III.

Franz Michael Vierthaler.

Von Dr. F. M. Wendt.

Michael Vierthaler ist zwar kein bahnbrechendes Genie auf dem Gebiete der Pädagogik, wohl aber gehört er zu jenen gottbegnadeten Erziehern, welche durch ihre praktische Thätigkeit tausendfachen Segen gestiftet haben und es darum nicht verdienen, dass ihr Name der Vergessenheit anheimfalle.

Michael Vierthaler wurde 1758 als der Sohn des Maurermeisters Jakob Michael Vierthaler zu Mauerkirchen im Innviertel geboren. Seiner ausgezeichneten Talente wegen bestimmten ihn seine Eltern für das Studium und schickten ihn, 11 Jahre alt, auf das Gymnasium nach Salzburg, wo er auch bereits 1778 als Hörer der dortigen Universität immatriculiert wurde. Er studierte Philosophie, hernach Jurisprudenz und nahm 1783 die Stelle eines Instructors für lateinische Sprache und Geschichte an der hochfürstlichen Pagerie und am Virgilianischen Collegium zu Salzburg an, einem Institute für adelige Studenten. Vierthaler legte bereits 1787 diese Stelle nieder, weil man bei einer Beförderung einen minder befähigten Collegen ihm vorgezogen hatte. Noch im selben Jahre erschien die erste Frucht seiner gelehrten Studien, nämlich der I. Band seiner „Philosophischen Geschichte der Menschen und Völker,“ von welcher er in den drei nächsten Jahren den II., III. und IV. Band herausgab, und welche er mit dem V., bis auf Alexander den Großen fortgeführten Bande abschloss. Im Jahre 1790

wurde Vierthaler von der Schulcommission als die geeignetste Persönlichkeit zum Director der durch den Fürstbischof Hieronymus Grafen von Colloredo errichteten Lehrerbildungsanstalt ernannt. In der That besaß Vierthaler alle Eigenschaften, um diese schwierige Stellung in segenbringendster Weise einzunehmen. Er hatte durch seinen eisernen Fleiß sich umfassende Kenntnisse auf den meisten Wissensgebieten erworben, er war schon als Student und später als Instructor am Collegium begeistert für das Lehramt, weil es sich die Veredlung der Menschheit zur Aufgabe stellt.

Vierthaler liebte Salzburg und seine Bewohner, die er auf mannigfachen Reisen kennen gelernt hatte, und verband mit einer einnehmenden Persönlichkeit eine anspruchslose Bescheidenheit. Sein Gehalt war ein sehr geringes; er bezog anfangs 300, vom Jahre 1794 an 400 fl.

Als Vierthaler im November 1790 seine neue Stelle antrat, gab es wenige selbstständig für ihren Beruf vorgebildete Lehrer. Die meisten waren Handwerker, welche den Unterricht der Kinder als Nebengeschäft betrieben. Daher galt Vierthalers erste Sorge der besseren Bildung des Lehrerstandes.

In wöchentlich drei Stunden trug er Erziehungs- und Unterrichtslehre im „einjährigen" Lehrerbildungscurse vor und schrieb, da ihm dieser Unterricht zu wenig ausreichend schien, eine Compilation aus den Werken der besten pädagogischen Zeitgenossen unter dem Titel: „Elemente der Methodik und Pädagogik," welche schon 1791 gedruckt wurde. Auch mussten seine Zöglinge fleißig in anderen Schulen hospitieren und über das Gesehene und Gehörte Rechenschaft ablegen.

Die materielle Stellung der Lehrer suchte Vierthaler dadurch zu bessern, dass die Lehrer ihr Gehalt aus der Gemeindecasse gezahlt erhalten sollten. Das Fehlende sei vom Schulfond zu ergänzen, die Lehrer aber sollten kein Schulgeld mehr absammeln; auch sollte sich bei jedem Schulhause ein Gärtchen befinden.

Im Jahre 1803 wurde Vierthaler Director sämmtlicher Volksschulen in Salzburg. Im folgenden Jahre erschienen seine „Lehrpläne für sämmtliche Volksschulen des Landes." Auch sorgte er für die Herbeischaffung und Ausarbeitung tauglicher und wohlfeiler Schulbücher. Er selbst gab 1797 seine ABC-Tafeln und ABC-Bogen, später sein „Kinderbuch" für fortgeschrittenere Schüler heraus. Für die Landschulen schrieb er den „Kleinen ABC-Schüler," welches Büchlein 10 Auflagen erlebte. 1793 erschien seine „Anleitung zur Rechenkunst" in zwei Theilen, überdies noch ein Evangelienbuch und verschiedene Lesebücher, wie „Franz Traugott," eine lehrreiche Kindergeschichte, „Der goldene Spiegel," ein

Buch für solche Mädchen, welche in den Dienst treten wollen, und eine Geographie von Salzburg.

Um aber das Schulwesen noch mehr zu heben, suchte er der Schule allenthalben Freunde zu erwerben, und es gelang ihm dies auch sowohl unter den Geistlichen, wie den Beamten und Gemeinden.

Mit Zustimmung des Erzbischofs hielt er für die angehenden Priester pädagogische Vorlesungen, welche die Heranbildung guter Katecheten zum Zwecke hatten. Sein Hauptwerk „Geist der Sokratik," ist die Frucht dieser Vorlesungen (1793).

Auch wurde auf Vierthalers Wunsch an der Universität Salzburg eine pädagogische Lehrkanzel errichtet, welche er selbst von 1792—99 innehatte, und welche auch nachher bis 1857 fortbestand. Seine Vorlesungen an der Universität waren Zwangscollegien für alle Aspiranten für den Staatsdienst. Unter dem Titel „Entwurf der Schulerziehungskunde" übergab Vierthaler 1797 seine hier vorgetragenen Ansichten über Erziehung und Unterricht der Öffentlichkeit.

Um die Gemeinden aber für sein Werk zu gewinnen, trat er, wo es ihm möglich war, mit den einflussreichen Männern in freundliche Beziehungen. Es ist kein Wunder, dass das Schulwesen Salzburgs unter seinem Einflusse einen außerordentlichen Aufschwung nahm. In der Zeit von 1790 bis 1807 hat er unter den schwierigsten Verhältnissen, während der Kriegsjahre, 84 Lehrer gebildet, 130 geistliche Lehrer zu Schülern gehabt; 33 Schulhäuser wurden theils ganz neu errichtet, theils umgebaut, die Zahl der schulbesuchenden Kinder hob sich auf mehr als 60%, die Schulzeit wurde verlängert, die Landschulen zum großen Theile für ganzjährigen Unterricht eingerichtet.

Inzwischen war Vierthaler auch noch weiter literarisch thätig. Er veröffentlichte eine „Geschichte der Cultur und des Schulwesens in Salzburg", von der leider nur ein Theil erschien. Anregung und Gelegenheit zu den Studien für dieses Werk fand er wohl als Bibliothekar der landesfürstlichen Hofbibliothek, welches Amt er seit 1796 bekleidete. Vierthaler schrieb ferner: „Reisen durch Salzburg," zu welchem Werke auch Alexander von Humboldt Beiträge lieferte, sowie „Wanderungen durch Salzburg," 1816 (in 2 Theilen) erschienen. Im Jahre 1800 wurde Vierthaler Redacteur der „Literaturzeitung in Salzburg," später der „Salzburger Staatszeitung" und des „Intelligenzblattes".

Inzwischen hatte sich durch seine Verheiratung mit Josefine von Kleinmayern (1802) auch seine materielle Lage bedeutend gebessert. Doch starben seine beiden Kinder, Ferdinand und Marie, in früher Jugend.

1804 wurde der thätige und gewissenhafte Mann Director der beiden Waisenhäuser in Salzburg, als welcher er bis 1806 wirkte. Er

ordnete die zerrütteten Vermögensverhältnisse des Waisenhauses, ließ die Kinder alle Tage einige Stunden im Freien arbeiten und besuchte mit den Knaben an Ferialtagen die Werkstätten verschiedener Handwerker, damit die Zöglinge sich bei der Berufswahl leichter entscheiden könnten.

Als Vierthaler 1806 zum Director des großen Wiener Waisenhauses ernannt wurde, übergab er die Leitung der Salzburger Anstalt seinem Schüler Professor Aingler.

In Wien nun entfaltete Vierthaler in einer 20jährigen großartigen Thätigkeit alle liebenswürdigen Eigenschaften seines Charakters, wusste auch hier seinen Bestrebungen zahlreiche Freunde und Gönner zu erwerben, und wer zu seinen Lebzeiten von gebildeten Fremden die alte Kaiserstadt besuchte, pilgerte wohl auch in das Waisenhaus, um Vierthalers Wirksamkeit mit eigenen Augen zu beobachten. Während des Congresses besuchten manche der fremden Könige und Fürsten das Waisenhaus und sprachen mit Bewunderung von den Wirken seines Leiters.

Und in der That hatte Vierthaler in den zwanzig Jahren seiner Thätigkeit als Director der Anstalt ganz außerordentliche Erfolge erzielt. Die militärische Verfassung des Waisenhauses schaffte er ab; als Aufseher der Zöglinge — es waren bei seinem Dienstantritte 500 interne — stellte er trotz mannigfacher Hindernisse und Anfeindungen nur solche Personen an, welche mit den Grundsätzen der Erziehung und des Unterrichtes vertraut waren. Die Schule des Waisenhauses wurde zu einer vierclassigen Hauptschule erweitert, in welcher die Knaben auch Unterricht im Zeichnen, in der Baukunst, Geometrie, Naturgeschichte, Naturlehre und Erdbeschreibung erhielten, während die Mädchen in allen Arten weiblicher Handarbeit unterwiesen wurden. Die Zahl der internen und externen Zöglinge stieg unter Vierthaler bis auf 2.800. Kaiser Franz ertheilte ihm für seine ausgezeichnete Leitung den Titel eines kaiserlichen n. ö. Erziehungsrathes, und wiederholt wurde er durch Besuche von Mitgliedern des Kaiserhauses geehrt.

Im October 1827 traf den sonst so gesunden, rüstigen Mann ein Schlaganfall, dem er in einigen Tagen erlag. Er starb am 13. October 1827. Seine Frau folgte ihm erst 1842 in den Tod. Ein gemeinschaftliches Grab umschloss die Überreste beider auf dem Währinger Friedhofe zu Wien, woselbst ihm auch ein Denkmal aus dem Waisenhausfonde errichtet wurde. Das schönste Denkmal aber, dessen sich Vierthaler wert gemacht, ist die lebendige Erinnerung an sein Leben und Wirken.



IV.

Vincenz Eduard Milde.

Von Heinrich Jahne.

Vincenz Eduard Milde, ohne Zweifel der bedeutendste Pädagog Österreichs in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, wurde am 11. Mai 1777 in Brünn, Nonnengasse 3, geboren. Sein Vater, der das ehrsame Buchbindergewerbe betrieb, war ein wohlhabender Mann, dem wegen seiner strengen Rechtlichkeit und Ordnungsliebe allgemeine Achtung entgegengebracht wurde. Leider starb er, da Vincenz das sechste Lebensjahr noch nicht erreicht hatte. Den ersten Unterricht erhielt der Knabe von dem Privatlehrer Franz Scheu, dessen Charakter und Leitung für ihn jedenfalls von Einfluss gewesen sein muss; denn Milde pflegte später von seinem Lehrer zu sagen: „Dieser fromme Mann hat mich wahrhaft beten gelehrt." Milde besaß einen schwächlichen Körper, aber einen lebhaften, feurigen Geist, allein trotz seiner körperlichen Schwäche legte er die Gymnasialstudien in Brünn — Priester der aufgehobenen Gesellschaft Jesu waren seine Lehrer — und die philosophischen Studien in Wien und Olmütz mit glänzendem Erfolge zurück. In der Mathematik und Physik übertrafen seine Leistungen alle Erwartungen, so dass er von dem in Mähren commandierenden Feldmarschall-Lieutenant Marquis Botta, dessen Aufmerksamkeit er auf sich gelenkt, eingeladen wurde, die Ingenieur-Akademie in Wien zu besuchen und sich der militärischen Laufbahn zu widmen. Allein obwohl ihm baldigst eine Officierstelle und eine ehrenvolle Zukunft in Aussicht gestellt wurde, blieb er

seinem schon früher gefassten Entschlusse, Priester zu werden, treu. Da er bei Ausführung dieses Planes von Seite seines Stiefvaters auf Widerstand stieß, sah er sich veranlasst, um Aufnahme in das Wiener Priester-Seminar anzusuchen. Bei seinem kränklichen Aussehen, bei dem Mangel jeder Anempfehlung und bei dem Umstande, dass der Cardinal-Erzbischof keineswegs geneigt war, Studierende aus anderen Diöcesen in das Wiener geistliche Seminar aufzunehmen, schien es sehr zweifelhaft, ob seine Bitte erhört werden würde; sie wurde aber dennoch erfüllt. Der Alumnatsvorsteher, der sofort zur Überzeugung gekommen war, „dass in Milde ein nicht abzuweisender Candidat sich vorgestellt," nahm es auf sich, den Erzbischof Grafen Migazzi in Betreff dieses Bewerbers anders zu stimmen, und so konnte Milde im Herbste 1794 seine Studien an der genannten Anstalt beginnen. Wie in seiner Gymnasialzeit blieb er auch als Alumnus hinter keinem seiner Collegen zurück, und bei einer Inspection trat Cardinal Migazzi an ihn heran, klopfte ihm auf die Schulter und sprach: „Aus einem Mährer kann auch etwas werden."

Im Seminar verlegte sich Milde mit besonderem Fleiße auf das Studium des Neuen Testamentes und auf die morgenländischen Sprachen, denn er hatte den Plan gefasst, einst eine Professur dieses Faches zu übernehmen. Seine Studien, die auf seinen schwächlichen Körper gewiss nachtheilig einwirkten, beendete er im Jahre 1798, allein da er erst 21 Jahre zählte, konnte er noch nicht zum Priester geweiht werden. In der Zeit bis zu seiner Priesterweihe — 9. März 1800 — wirkte er als Correpetitor der orientalischen Sprachen im Alumnate und durch etwa sieben Monate als Katechet in den beiden Altlerchenfelder Schulen „mit großem Eifer und in so ausgezeichneter Weise, dass man im Anfänger den künftigen Meister im Fache erkennen konnte." Seine priesterliche Thätigkeit begann er an der Pfarre zu den neun Chören der Engel am Hof in Wien, wohin er als Curat (Seelsorgspriester) berufen wurde. Mit Regierungsdecret vom 19. Mai 1802 aber wurde ihm ein anderes Amt überwiesen: er wurde Katechet an der k. k. Normalhauptschule zu St. Anna und am k. k. Mädchen-Pensionate in Wien, mit welchem Amte zugleich der Unterricht der geistlichen Präparanden in der Methodik und Katechetik vereinigt war. „Wir haben," schreibt Dr. A. Thurnwald, „es uns angelegen sein lassen, bei vielen Leuten geistlichen und weltlichen Standes, die mit Milde im persönlichen Verkehr standen und oft Gelegenheit hatten, ihn als Katecheten zu beobachten, Umfrage zu halten über dessen methodisches Geschick. Da gibt es nur eine Stimme: Milde war ein geborener Schulmeister, die Art und Weise der Fragestellung, der kindliche Lehrton, die

Kunst, das Vertrauen der Kinder rasch zu gewinnen, waren bewunderungswürdig. Und in dieser großen Kunst, zu den Kindern herabzusteigen, in ihre Welt sich zu versetzen, und mit ihnen die Sprache des Herzens zu reden, sagt der Leitmeritzer Domherr Ginzel, blieb er Meister bis zum höchsten Greisenalter." Dafür hiengen auch die Kinder mit Hingebung und Verehrung an ihrem Lehrer, der ihnen freilich bald entrissen werden sollte; denn schon am 3. März 1804 erfolgte die Ernennung des ausgezeichneten Katecheten zum Religionslehrer an der Realschule und der Akademie der bildenden Künste in Wien. Diese neue Stellung war für Milde keineswegs eine leichte; denn die Schüler begrüßten die Errichtung eines Lehrstuhles der Religion nicht eben freudig. Aber es gelang ihm, durch sein taktvolles Auftreten und seine gediegenen Vorträge die Abneigung der Studenten vor dem ihnen neuen Lehrgegenstande in kurzer Zeit vollständig zu besiegen und in lebhaftes Interesse für seinen Gegenstand zu verwandeln. Auch an diesen Anstalten war seines Bleibens nicht lange; er stieg rasch von Stufe zu Stufe. Am 23. Juli des nächsten Jahres wurde er „in gnädigster Berücksichtigung seiner besonders angerühmten vorzüglichen Eigenschaften und ausgezeichneten Verdienste" zum k. k. Hofkaplan und Hofburg-Pfarrvicar ernannt. In dieser Stellung gewann er die Huld des Kaisers Franz, indem er, als der Monarch nach einer unglücklichen Schlacht in trüben Gedanken im Schönbrunner Garten wandelte, denselben zu trösten suchte. Beim Abschiede reichte der Kaiser seinem Kaplan die Hand und sprach: „Diese Stunde, lieber Milde, werde ich nie vergessen."

Am 22. März 1806 wurde Milde als Professor der Erziehungskunde an die Wiener Universität berufen, doch lehrte er nebenbei noch immer Methodik und Katechetik für die Studierenden der Theologie. Als pädagogischer Schriftsteller von Rang führte er sich ein durch sein Lehrbuch der allgemeinen Erziehungskunde zum Gebrauche der öffentlichen Vorlesungen. Der erste Theil erschien 1811, der zweite 1813, neue Auflagen 1829 und 1843. Im Jahre 1821 erschien ein Auszug des umfangreichen Werkes, den Professor Franz Tomberger 1877 unter dem Titel: Allgemeine Erziehungskunde von V. E. Milde (Wien, Carl Graeser) neu herausgegeben hat. Diese Erziehungskunde, über die wir später noch sprechen werden, war dem Kaiser Franz mit folgenden Worten gewidmet:

Eure Majestät!

Österreich, das an Lehr- und Erziehungsanstalten so reiche Österreich, hatte keine öffentliche Anstalt zur Bildung der Erziehungsfähigkeiten derjenigen, welchen die Bildung der Jugend anvertraut werden

sollte. Der väterlichen Sorgfalt Eurer Majestät konnte dieser Mangel nicht entgehen, und die Errichtung öffentlicher Lehrstühle über die Erziehungskunde wurde allergnädigst beschlossen. Durch diese allerhöchste Verfügung soll einem wichtigen Bedürfnisse des Erziehungswesens abgeholfen werden; denn der Erfolg der öffentlichen und der Privat-Erziehung hängt nicht allein von dem guten Willen und Eifer, sondern auch von der Geschicklichkeit derjenigen ab, denen der Staat oder der Privatmann seine Kinder anvertraut. Dadurch soll es jedem, der sich diesem wichtigen Geschäfte widmet, möglich gemacht werden, sich die erforderlichen Kenntnisse zu erwerben; dadurch sollen nach und nach deutliche Einsichten und feste Grundsätze an die Stelle hergebrachter Gewohnheiten und dunkler, oft irriger Maximen treten. Eure Majestät haben durch diesen allerhöchsten Entschluss die fortschreitende Verbesserung Ihrer Lehr- und Erziehungsanstalten begründet, und die Zukunft wird die wohlthätigen Früchte anschaulich darstellen. Um zur Erreichung eines so wichtigen Zweckes nach meinen Kräften beizutragen, habe ich dieses Lehrbuch der Erziehungskunde verfertigt, welches ich Eurer Majestät in tiefster Ehrfurcht zu Füßen lege mit dem Wunsche: Möge die Vorsehung Ihre Bemühungen um das Wohl Ihrer Völker segnen und Ihrem Herzen die süße Belohnung gewähren, zu sehen, wie durch die verbesserte Erziehung die Wohlfahrt einzelner Familien und des ganzen Staates immer mehr und mehr entwickelt und befördert wird."

Dr. Friedrich Dittes, dem das Verdienst zuzuschreiben ist, die Aufmerksamkeit auf den wenige Jahre nach seinem Tode vergessenen Pädagogen gelenkt zu haben, sagt über dieses Werk, das 1814 als Lehrbuch der Erziehungslehre vorgeschrieben wurde: „Das Werk ist eine der ausgezeichnetsten Leistungen auf dem Gebiete der Pädagogik. Es stützt sich durchaus auf die Anthropologie, ist planvoll angelegt, sorgfältig ausgearbeitet, voll schöner Gedanken und vernünftiger Rathschläge, frei von theologisierender Manier und confessioneller Engherzigkeit . . . Milde legt ein umfassendes und gründliches Wissen, ein unbefangenes und selbständiges Urtheil an den Tag; mit der Fachliteratur ist er wohl vertraut, und er fasst sie durchaus objectiv auf. Die Schriften von Comenius, Locke, Rousseau, Basedow, Rochow, Campe, Salzmann, Guts-Muths, Niemeyer, Schwarz, Pestalozzi, Kant, Schiller und anderen bedeutenden Männern kennt er genau, und er citiert sie oft zur Bestätigung eigener Ansichten."

Nach einer überstandenen schweren Krankheit legte Milde seine Professur nieder und übernahm 1810 die Pfarre zu Wolfpassing im Viertel unterm Manhartsberg. Schon nach vier Jahren übersiedelte er nach Krems. Am 20. November 1814 ernannte ihn Kaiser Franz in An-

erkennung seiner Verdienste zum Ehrendomherren bei St. Stefan in Wien. Auch an anderen Ehrenämtern fehlte es ihm nicht. Er wurde Consistorialrath von St. Pölten, Dechant und Schuldistrictsaufseher des Kremser Decanates und Local-Director der philosophischen Studien; auch sollte er die Stelle eines Domscholasters und Diöcesan-Schulenoberaufsehers in Wien übernehmen, was er jedoch ablehnte, da er ohnehin sehr überbürdet war. Es könnte den Anschein haben, als ob Milde nach Ehrenstellen gestrebt habe. Dies war aber nicht der Fall. In seinem Testamente schreibt er: „Ich habe das Eitle des Erdenglückes stets erkannt; weder Ehre noch Wohlstand haben mich geblendet. Meine glänzende Würde, die ich gegen meinen Willen erhielt, war mir allezeit eine Bürde, und der Gedanke an die Verantwortung, die ich einst geben muss, hat dem äußeren Glanze allen Reiz genommen.“ — Am 16. Januar 1823 folgte seine Ernennung zum Bischofe von Leitmeritz. Hier nahm er sich der Bildung der Priester in besonderer Weise an. Er schrieb die „Statuten für das Leitmeritzer bischöfliche Clerical-Seminar“ und eine „Anweisung für junge Priester zu höherer Standesbildung.“ Aus letzterer sei Folgendes entnommen, woraus man Mildes Geist wird erkennen können: „Vervollkommnung des Herzens in religiöser und moralischer Hinsicht ist das erste, was ich zu erreichen suche, den religiösen Ansichten und Gesinnungen Reinheit, Leben, Kraft und Dauer zu geben, diese zum festen Charakter und zur Quelle eines reinen, unvertilgbaren Eifers für Religion und das Seelenheil der Menschen zu machen, ist meines Herzens höchster Wunsch. Wenn mit dieser Bildung sich eine höhere Brauchbarkeit zu Geschäften durch bessere, gründliche, scientifische und äußere Bildung vereint, dann werden die Priester dem Himmel und der Erde dienen, hier reichlich säen und dort reichlich ernten .... Nebstdem, dass die Priester ihre eigene innere Vervollkommnung des Herzens als den Zweck ihres Hierseins erkennen, sollen sie zugleich ihre Brauchbarkeit für die Kirche und den Staat erhöhen und vermehren; sie sind bestimmt, einst für Gottes Reich und das Seelenheil der Menschen zu wirken. Alles dasjenige daher, wodurch sie zu dieser Wirksamkeit mehr geeignet werden, müssen sie als ihr Geschäft ansehen, mit Liebe und Eifer betreiben. Erhöhte Geistesbildung, Vermehrung der Kenntnisse, tieferes und gründlicheres Studium, Übung in äußeren Geschäften sind ein wesentlicher Theil des Zweckes ihres Daseins .... Meine Priester werden für den Himmel gebildet, aber sie sollen zugleich für die Erde brauchbar sein; sie sollen gelehrt und fromm, aber zugleich klug, höflich, anständig sein ...“ Um die Ausbildung der Alumnen noch mehr zu fördern, wurde die Seminar-Bibliothek durch eine große Anzahl pädagogischer, theologischer und anderer Werke vermehrt; ferner

bestrebte sich Milde, die Zöglinge für die literarische Thätigkeit zu gewinnen und vorzubereiten, indem er ihnen alljährlich vor den Schulferien Stoffe zur Bearbeitung vorlegte. Die besten Aufsätze erhielten einen Preis, der meist in wertvollen Schriften bestand. Auch erkannte er die Bedeutung der Lectüre einer politischen Zeitung für die Zöglinge, weshalb er einige Exemplare der damals von Pilat redigierten Zeitung „Der österreichische Beobachter" aus eigenen Mitteln für dieselben bestellte. Mit der Einmischung der Geistlichen in die Politik war er, wie wir noch sehen werden, freilich nicht einverstanden. Um die Lehrer der Leitmeritzer Diöcese hat er sich ein großes Verdienst erworben. Er brachte eine Reorganisierung des Pensionsinstitutes für Lehrerwitwen und -Waisen zustande und beugte durch zweckmäßige Maßregeln für die Zukunft jeder Unordnung vor, so dass das Vermögen dieses Fondes in einem Zeitraume von 25 Jahren beinahe auf den sechsfachen Betrag anwuchs. Aber auch die Wohlfahrt des Volkes lag ihm am Herzen. Als in manchen Orten seiner Diöcese die Brandlegungen so häufig wurden, dass man zum Standrechte seine Zuflucht nehmen musste, erließ er eine „Aufforderung und Anordnung zur Hintanhaltung des Verbrechens der Brandlegung" (1827), und als die Cholera ihren Einzug hielt, erschienen seine „Weisungen an die Seelsorger in Bezug auf die Cholera morbus" und die „Instruction über das Verhalten der Seelsorger in dem Falle, wenn die Cholera morbus in einem Orte eintreten sollte." (1831). Im December des Jahres 1831, als Milde eben krank darnieder lag, erhielt er ein allerhöchstes Handschreiben, in dem ihm der Kaiser seinen Entschluss ankündigte, ihn auf den erzbischöflichen Stuhl von Wien zu erheben, und ihn zugleich ersuchte, ihm einen Nachfolger für Leitmeritz zu nennen. Obwohl Milde mit dem Hinweise ablehnte, dass er „nicht adelig sei und weder Familienverbindungen noch mächtige Freunde besitze," blieb der Kaiser bei seinem Entschlusse. Das bezügliche neuerliche Handschreiben vom 27. December 1831 lautet: „Lieber Bischof Milde! Ich habe die Gründe, aus welchen Sie das Erzbisthum Wien ablehnen zu sollen glauben, wohl erwogen und dessenungeachtet die beruhigende Überzeugung behalten, dass ich den erzbischöflichen Stuhl von Wien keinen würdigeren Händen anvertrauen kann. Ich habe daher bereits das Erforderliche wegen ihrer Ernennung zum Fürst-Erzbischofe zu Wien an meinen obersten Kanzler erlassen."

Mildes Stellung in seinem neuen Amte, war ungemein schwierig; denn er war der erste Bürgerliche, der zur Würde eines Wiener Fürst-Erzbischofes emporgestiegen war. Das konnte ihm der Adel nie verzeihen, und damit es dem neuen Kirchenfürsten nicht an einem Adelsprädicate fehle, nannten ihn gewisse Kreise „den von

Pappendeckel." Ja auch unter den Geistlichen schuf er sich eine Oppositionspartei, die ihn in einer Adresse vom 18. April 1848 zur Abdankung aufforderte. Der Grund lag in einem Erlasse, worin den Priestern die Theilnahme am politischen Leben verboten wurde. In diesem Schriftstücke, ddo. 17. März 1848, heißt es: „Wenn die Priester nichts als Jesu Lehre, diese aber rein und nachdrücklich verkünden, wenn sie Gottesfurcht und Gewissenhaftigkeit, Liebe zu Gott und dem Nächsten in den Gläubigen wecken und nähren, so werden sie Ordnung und Ruhe, Sicherheit des Eigenthums, der Ehre und des Lebens der Menschen befördern. Dann werden alle Menschen, sogar diejenigen, die die Wahrheit ihrer Lehre vielleicht nicht erkennen, doch ihrem guten Willen die Achtung nicht versagen. Jener Priester dagegen, der in irdischen Angelegenheiten zu urtheilen, zu loben und zu tadeln sich anmaßt, überschreitet die Grenzen seines Berufes und schadet dem ganzen Clerus, indem er denselben zum Gegenstand des Misstrauens oder des Hasses der Menschen macht." Allein Milde blieb auf seinem Posten, obwohl ihm zudem am 5. April des Revolutionsjahres eine Katzenmusik gebracht wurde, und er wich kein Haar breit von seinen einmal als recht erkannten Grundsätzen. — Einer ministeriellen Einladung Folge leistend, nahm er auch an den unter dem Vorsitze des Cardinal-Erzbischofes von Salzburg, Friedrich Fürsten zu Schwarzenberg, abgehaltenen Berathungen des Episcopats theil, die zur Erzielung „eines harmonischen Zusammenwirkens des Staates und der Kirche zur Wahrung der heiligsten Interessen der Menschheit" vom 29. April bis 16. Juni 1849 stattfanden, allein er war mit dem ganzen Vorgange nicht recht einverstanden. — Seine rastlose Thätigkeit als Kirchenfürst konnte auch durch die immer mehr zunehmende körperliche Schwäche nicht gehemmt werden, selbst die Gefahr der Erblindung mäßigte dieselbe nicht. „Je mehr er der Schonung bedurfte, desto weniger gestattete er sie sich," doch seine Tage waren gezählt. Allein kurz vor seinem Ableben sollte ihm noch ein herber Schmerz, aber auch gleichzeitig noch einmal die Gelegenheit geboten werden, seinen Patriotismus in schönster Weise zum Ausdruck zu bringen. Das am 18. Februar 1853 auf Se. Majestät den Kaiser Franz Josef verübte Attentat veranlasste Milde zu seinem letzten Hirtenbriefe, ddo. 20. Februar, in dem es heißt: „Das Leben Seiner k. k. apostolischen Majestät, unseres allergnädigsten Kaisers, ist die Grundfeste des Friedens und der Ruhe, des Wohlstandes und des Glückes eines jeden einzelnen und des ganzen Staates. Sein Leben ist die Bürgschaft der Gegenwart und die Quelle der Hoffnung einer besseren Zukunft. Wenn ein boshafter Mensch das Leben unseres Monarchen angreift, so ist er nicht nur der Feind des geheiligten Monarchen, sondern auch der Feind von

37 Millionen Menschen, deren Glück von diesem Leben abhängt. Nicht das ohnedies allezeit kurze Leben, das ohnedies nur scheinbare Erdenglück des Monarchen, sondern die Ruhe, den Frieden, die Wohlfahrt, das Glück des ganzen Volkes zerstört er. Man sollte einen solchen schrecklichen Gedanken, einen boshaften Entschluss für Verstand und Herz eines jeden Menschen unmöglich halten, und doch ist es leider geschehen. Seine Majestät haben die allezeit schwere, in den gegenwärtigen Umständen fast unerträgliche Last der Staatsregierung übernommen, die Ruhe und die unschuldigen Freuden der früheren sonst sorglosen Jahre des menschlichen Lebens dem Wohle des Volkes geopfert. Soll dieses Opfer nun durch persönliche Drohungen und Gefahren noch erhöht, durch Undank verbittert werden? Allerhöchstdieselben haben Ihre Tage und Kräfte bis zur erschöpfenden Anstrengung den Staatsgeschäften gewidmet. Will man das Leben, das Er selbst durch Anstrengungen zu verkürzen droht, noch durch schändliche Gewalt verkürzen? Er schenkt dem Volke sein Vertrauen, geht allein und unbewacht in die Mitte desselben. Soll der Dolch des Meuchelmörders der Lohn Seines Vertrauens sein? Soll Sein Leben in der Mitte der Millionen, für die Er liebevoll sorgt, dem Tollsinne eines einzigen Bösewichts preisgegeben sein? Österreichs Geschichte ist bis jetzt frei von dem großen Schandflecke der Ermordung seines erhabenen Regenten. Soll Österreichs Volk den Namen des treuen nicht mehr verdienen? Das sei weit von uns allen entfernt! Wir wollen Liebe mit Liebe, Vertrauen mit Treue, Opfer mit Dankbarkeit vergelten."

Am Morgen des 14. März verkündigte die Riesenglocke des Stefansthurmes den Wienern den soeben erfolgten Tod des ausgezeichneten Priesters, Pädagogen und Menschen Vincenz Eduard Milde. Kurz vor seinem Ableben hatte er in das Radetzky-Album die bezeichnenden Worte geschrieben: Non in numero annorum, sed in magnitudine bonorum operum pretium vitae." Seine sterblichen Überreste ruhen in der Taufkapelle des Stefansdomes. Das Grabdenkmal nach dem Entwurfe des Architekten Sitte zeigt uns den Gesammtcharakter Mildes. Die Nische rechts stellt ihn als Lehrer dar, wie er zwei Knieende unterrichtet, darunter steht: Die Liebe. Sein Herz wurde auf seinen Wunsch nach Leitmeritz gebracht und in einem Pfeiler an der Seite des Hochaltars eingemauert. Die von ihm herrührende an beiden Orten gleichlautende Grabschrift hat folgenden Wortlaut:

Vincentius Eduardus Milde | natus | Brunae in Moravia 11. Maji 1777 | Presbyter | Viennae 9, Martii 1800 | Curatus ad novem choros angelorum | 1800—1802 | Catecheta scholae norm. real. et herularum | 1802—1805 | C. R. Capellanus aulicus et Universitatis professor

| 1805—1810 | Parochus in Wolfpassing | 1810—1814 | Canonicus Vien. Consist. Consil. Theol. Doctor | Philosophiae Director, Decanus Cremsii | 1814—1823 | Episcopus Litomericii in Bohemia | 1823 — 1832 | Princeps Archiepiscopus Viennensis | C. R. Ordinis Leopoldi magnae crucis eques et | praelatus | C. R. Majestatis a consiliis intimis | 1832— | obiis die . . . . anni. | Orate pro me ! |

Sie enthält also die ganze Biographie Mildes.

Wir erwähnen noch, dass er sich wie in Leitmeritz auch in Wien der Ausbildung der Priester in hervorragender Weise angenommen. Wie sehr er die Lehrer in sein Herz geschlossen, und wie er noch nach seinem Tode für sie sorgte, geht aus folgender Testamentsbestimmung hervor:

„. . . . Deswegen ernenne ich nach reifer Überlegung zum Universalerben meiner ganzen, nach Berichtigung der Legate und aller Auslagen rein verbleibenden Verlassenschaft die armen ohne ihre Schuld in Noth sich befindenden Priester des Säcular-Clerus und die armen Schullehrer der Wiener Erzdiöcese, zu deren Unterstützung ich eine Stiftung gründen will und zwar mit folgenden näheren Bestimmungen: a) Meine ganze reine Verlassenschaft soll, sobald es möglich ist, fruchtbringend gemacht und sichergestellt werden. Die öffentlichen und Privatschuldscheine, die Urkunden über erkaufte Realitäten sollen auch „Erzbischofs-Milde-Stiftung für arme Priester und Schullehrer" geschrieben . . . werden . . . b) Die Interessen oder Erträgnisse sind von meinen P. T. Herrn Nachfolgern auf dem erzbischöflichen Stuhle und sede vacante von dem Domcapitel jährlich an würdige, hilfsbedürftige, in der Seelsorge dienende Weltpriester und an religiöse, fleißige, noch dienende arme Schullehrer in Beträgen nicht unter ein Hundert und nicht über drei Hundert Gulden Metallmünze nach dem Conventionsfuße zu vertheilen. Ich will nur untadelhafte, fromme, noch Dienste leistende Seelsorger und Schullehrer unterstützen, welche wegen karger Dotation, oder durch Krankheit, Feuer, Misswachs oder andere Unglücksfälle oder wegen zahlreicher Familie sich ohne ihre Schuld in Noth befinden . . ."

Durch diese Stiftung, aus der 2169 Lehrer in 22 Jahren (von 1854—1876) 216.980 fl. erhielten, hat sich Milde ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

In seinem Nachlasse fanden sich auch literarische Arbeiten vor, die indessen, was jedenfalls nur zu bedauern ist, nicht veröffentlicht werden durften. „Alle Papiere, Concepte, Briefe, Notaten u. s. w. sollen meine Executoren testamenti . . . durchsehen und alle, welche zur Führung der Abhandlung nicht nothwendig sind, sogleich vernichten. Meine literarischen Schriften sind nicht ausgefeilte Arbeiten, andere Papiere

enthalten Geheimnisse, oder durch dieselben könnten einzelne Menschen compromittiert werden.“ Vielleicht hat ihn zu dieser Testamentsbestimmung das Schicksal der nachgelassenen Schriften Ladislaus Pyrkers veranlasst, die kurz vor der Verfassung des Testamentes erschienen waren und die vieles enthielten, was der Verfasser kaum zur Veröffentlichung bestimmt hätte.

Wir können dies kurze Lebensbild nicht besser schließen als mit den Worten Thurnwalds: „Den Priester charakterisiert rastlose und gewissenhafte Berufstreue, Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe. Wie er selbst in der pünktlichsten Ordnung die Stunden des Tages zur Besorgung seiner Arbeit ausnützte und, wenn es an Zeit gebrach, bis tief in die Nacht hinein thätig war, so wünschte er es auch von den Priestern seiner Diöcese; so sehr er daher strebsame, eifrige und emsige Priester schützte und liebte, ebenso wenig war er trägen, nachlässigen und pflichtvergessenen geneigt und gewogen. Auch der letzte Landgeistliche durfte sich vertrauungsvoll schriftlich und mündlich nahen und die Gewährung seiner gerechten Bitte erwarten. Milde prüfte alles mit durchdringendem Verstande, dann beschloss er, und das also Beschlossene war unwiderruflich. Den Pädagogen kennzeichnet Vertrautheit mit allen Zweigen der Philosophie, gründliche Kenntnis der Geschichte, reiche Erfahrung, tiefe Menschenkenntnis und eine hohe Gabe in der Kunst des Vortrages und der Mittheilung. Wenn Milde sprach, so wusste er jedesmal den passenden Ton anzuschlagen, und wenn er schrieb, so waren es Worte von durchsichtiger Klarheit und scharfem Schliffe. Als Mensch besaß Milde eine unbeugsame Charakterfestigkeit und ein Herz voll der edelsten Liebe. Er ist seiner Überzeugung und seinen Rechtsgrundsätzen nie untreu geworden, er kannte kein Wanken und Schwanken in guten wie in schlimmen Tagen. Freund und Feind zollen ihm willig die gerechte Anerkennung, dass er das, was er einmal für gut hielt, auch mit eisernem Willen durchzusetzen suchte. — Jeder Bedrängte fand bei Milde Trost und Hilfe. Den zehnten Theil seines Einkommens hinterlegte er in einer besonderen Casse . . . . . Daraus flossen „ohne Rechnung und Aufschreibung“ still und unvermerkt tagein, tagaus milde Gaben zur Linderung der Noth und Bedrängnis. Das herrlichste Zeugnis seines liebevollen Sinnens ist jedoch die Stiftung zur Unterstützung armer Priester und Schullehrer. In Milde war erfüllt, was der Richter in Lessings „Nathan“ den drei Brüdern sagt:

„Wohlan!
Es eifere jeder seiner unbestochenen,
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,

Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! Komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit inniger Ergebenheit in Gott
Zu Hilf'!"" — — —

Nun einige Worte über das „Lehrbuch der allgemeinen Erziehungskunde zum Gebrauche der öffentlichen Vorlesungen", von dem uns, da es verschollen ist, freilich nur der erwähnte Auszug vorliegt: Allgemeine Erziehungskunde von V. E. Milde, neu herausgegeben von Franz Tomberger. Wir werden aber schon aus diesem Auszuge den Geist der Pädagogik des „Josephiners" erkennen können.

Das Werk enthält außer einer Einleitung („Allgemeine Vorbegriffe") vier Theile, von denen je einer den physischen, den intellectuellen, den Gefühls-Anlagen und dem Begehrungsvermögen gewidmet ist. Wie Milde seine Arbeit gegliedert hat, mag die Disposition des zweiten Theiles zeigen, die denen der anderen ganz homogen ist. In diesem Theile finden sich folgende Abschnitte, von denen jeder wieder in viele Capitel (eigentlich Paragraphen) zerfällt: „I. Diätetik der formellen Cultur der intellectuellen Anlagen. II. Formelle Cultur der intellectuellen Anlagen. III. Heilkunde der formellen Gebrechen der intellectuellen Anlagen. IV. Diätetik der materiellen Geistesbildung. V. Materielle Bildungskunde des Geistes. VI. Heilkunde der materiellen Gebrechen des Geistes. VII. Anleitung zur Selbstbildung der intellectuellen Anlagen."

Über den Zweck der Erziehung äußert sich Milde, wie folgt: „Die Natur hat durch die vorhandenen Anlagen entschieden, was der Zögling werden kann und werden soll. Der letzte Zweck der Erziehung ist daher nicht der Willkür überlassen, sondern von der Natur selbst gegeben. Der Zögling soll jene Bildung erhalten, die seine Bestimmung als Mensch erfordert. Ich will ihn erziehen, kann nichts anderes heißen, als ich will ihn zum Menschen machen, ich will dazu beitragen, dass er das werde, was er vermöge seiner Natur werden soll." Die Bildung zum Menschen ist ihm aber nicht das einzige Ziel; der Zögling soll auch zum Staatsbürger erzogen werden. „Die Aufgabe für den Erzieher besteht demnach darin, beide Zwecke in Harmonie zu bringen, damit der Charakter des Menschen nicht über der Form des Staatsbürgers verloren gehe .... Die Bestimmung zum Menschen muss immer der erste und höchste Zweck sein. In keinem Falle darf die allgemeine Bestimmung zur Menschheit, einer Situation, einem Broterwerbe aufgeopfert werden. In keinem Falle darf die ganze Bildung bloß auf einen bestimmten Stand, auf einzelne wenige Verhältnisse berechnet und darauf eingeschlossen werden."

Die Aufgabe des Erziehers ist bei ihm folgende: Er soll: „1. Die Anlagen zu erhalten suchen. 2. Dieselben in ihrem Streben nach Entwicklung unterstützen und denselben eine bestimmte Richtung geben. 3. Im Falle der Schwäche, Zerrüttung oder Ausartung diese Gebrechen zu heben bemüht sein. Endlich ist 4. das Anleiten und Fähigmachen des Zöglings zur Selbstbildung seiner Anlagen ein wesentlicher Theil des Geschäftes der Erziehung." Überhaupt tritt Milde in nachdrücklicher Weise ein für die Selbstbildung, das Selbstdenken und die Selbstthätigkeit des Zöglings. „Der Erzieher kann den Zögling nicht alle Wahrheit lehren, ihn nicht vor jedem Irrthume für immer sichern, ihn nicht in solchem Grade bilden, dass keine Erhöhung der Bildung möglich wäre. Der Zögling muss sich in späteren Jahren selbst bilden, sich selbst Kenntnisse erwerben und sich vor Irrthum sichern lernen. Für diese Selbstbildung soll der Erzieher schon in den früheren Jahren sorgen. Er soll nicht nur den Willen zu derselben begründen, sondern dem Zöglinge auch über die zweckmäßigste Art und Weise die erforderliche Anweisung geben .... Wenn der Erzieher dem Zögling Interesse für Kenntnisse eingeflößt hat, so kann man mit Grund hoffen, dass derselbe auf dem Wege fortwandeln wird, auf welchem er schon so manche schöne Früchte gefunden hat. Die Hauptursache, warum so wenige Menschen in späteren Jahren für die Bildung ihres Geistes thätig sind, liegt in der zweckwidrigen Methode, nach der man bei der intellectuellen Bildung der Jugend vorgeht ...." Unsere Kinder würden weit mehr Gewandtheit des Geistes haben, wenn wir ihnen nicht immer vordenken würden, sondern sie selbst denken ließen.... Das Erregen der eigenen Selbstthätigkeit ist das erste und unentbehrlichste Mittel der formellen Bildung des Kopfes... Ich kenne kein besseres Mittel, die Geisteskraft zu ersticken, als dieses, dass man dem reiferen Jünglinge sehr viele Vorlesungen hält, demselben keine Zeit zur Verdauung läßst, nicht gestattet, dass er ein Wort hinzusetze oder weglasse, und nichts seiner Beurtheilung überläßst, sondern alles in ihn hineinträgt und jeden Gedanken ihm vorschreibt... Der vernünftige Erzieher wird dem Zöglinge die Anwendung seiner eigenen Kräfte nie überflüssig machen, im Gegentheile, er wird dieselben erregen, er wird alles dasjenige der eigenen Thätigkeit überlassen, was diese leisten kann, er wird den Zögling sogar in die Nothwendigkeit versetzen, sich seiner eigenen Augen, seines eigenen Verstandes zu bedienen."

Milde fordert ferner Berücksichtigung der Individualität des Zöglings. „Nicht alle Kinder können und sollen auf dieselbe Art behandelt werden. Die Individualität des Zöglings, die entweder ursprünglich oder durch die vorhergegangene absichtliche oder zufällige Ein-

wirkung entstanden sein kann, muss der Erzieher ebenso sehr als die allgemeine Natur bei der Behandlung desselben berücksichtigen. Nicht darum ist es in der Erziehung zu thun, alle Individualität der Menschen aufzuheben und die verschiedenen Gestalten der Natur in eine und dieselbe Form umzugießen, sondern darum, alle zwar auf verschiedenen Wegen, aber zu demselben Ziele zu führen. Die Erziehung ist umso vollkommener, je angemessener dieselbe den Anlagen und Verhältnissen des Zöglings ist. . . Kein Fehler ist schädlicher, als wenn man alle Kinder nach demselben Leisten bilden will." Um nun die verschiedenen Zöglinge individuell behandeln zu können, muss sich der Erzieher eine genaue Kenntnis der Individualitäten verschaffen. Dies geschieht am besten „durch eine fortgesetzte, ruhige, mit Nachdenken verbundene, unbemerkte Beobachtung des Zöglings. . . Die Beschaffenheit des Anschauungsvermögens läſst sich beurtheilen, wenn man beobachtet, ob und in welchem Grade äußere Gegenstände die Aufmerksamkeit des Kindes fixieren, ob nur starke, heftige Eindrücke oder auch schwächere dies zu bewirken im Stande sind, ob das Kind einzelne Objecte oder einzelne Theile derselben heraushebe, ob das Kind bei einem einzelnen Gegenstande anhalte, oder schnell von einem zum andern eile und herumflattere. Man beobachte ferner, ob das Kind ähnliche Gegenstände leicht unterscheide, die Gegenstände schnell und leicht wieder erkenne, abwesende Gegenstände leicht zu beschreiben im Stande sei. Die Thätigkeit des Verstandes, im allgemeinen Sinne des Wortes, äußert sich nicht bei allen Kindern gleich früh und gleich auffallend. Man beobachte, ob der Zögling leicht und schnell das Gemeinsame oder Unterscheidende der Objecte bemerke, ob er mehrere derselben zu ordnen, zu classificieren, unter allgemeine Rubriken zu bringen im Stande sei, ob er Geschmack an Ordnung und an Deutlichkeit habe, ob er es wenigstens fühle, wo Unordnung und Undeutlichkeit vorhanden ist; ob er alles auf einzelne Fälle reduciere oder mehr in allgemeinen Sätzen darstelle; ob er mehr nach Beispielen oder mehr nach theoretischen Definitionen und allgemeinen Regeln frage. Man beobachte, ob er den Unterschied einzelner Wörter fühle, oder ob es ihm gleichgiltig scheine, welcher Worte man sich bedient. Man beobachte, ob er bloß fremde Gedanken reproduciere oder eigene hervorbringe, ob er Geschichte und Beispiele bloß mechanisch wiederhole oder über dieselben reflectiere; ob er bloß bei den Erscheinungen stehen bleibe oder nach den Ursachen und Wirkungen frage; ob er den inneren Zusammenhang derselben wahrnehme u. dgl. Man erlaube dem Zöglinge, allezeit seine Meinung, seine Zweifel zu äußern, beobachte seine Bemerkungen, Einwürfe, Urtheile. Man sehe darauf, ob er beim Urtheilen anderer sich bloß passiv verhalte, d. h. ohne Nachdenken alles aufnehme,

nie zweifle, nie widerspreche; ob er sich binnen einer Stunde nicht etwa zweimal zu entgegengesetzter Überzeugung führen lasse; ob er sich mehr durch Autorität, durch die Lebhaftigkeit des Vortrages, durch die Schönheit der Einkleidung als durch das innere Gewicht der Gründe bestimmen lasse; ob seine Überzeugung fest und dauerhaft oder bloß wetterlauniger Meinungsausdruck sei; ob er nicht oft richtig und mit innigem Gefühle der Wahrheit urtheile, ohne sich der Gründe deutlich und einzeln bewusst zu sein, oder leichter und richtiger über einzelne Vorfälle des Lebens als über allgemeine Wahrheiten urtheile; ob er schnell oder langsam, entschlossen oder verlegen in seinen Urtheilen sei; ob er alles auf die letzten abstracten Gründe zurückführen oder mehr in Erfahrungsbelegen darstellen wolle. Aus diesen und dergleichen Bemerkungen lässt sich nicht nur der Grad der Verstandesthätigkeit, sondern auch die Art derselben erkennen. Die Phantasie äußert sich oft sehr früh durch die Erfindungsgabe der Kinder bei ihren Spielen oder kleinen Geschäften, durch die öftere Veränderung und seinsollende Verbesserung ihrer kleinen Geräthschaften, durch die Theilnahme bei Erzählungen oder bei dem Lesen einzelner Geschichten oder Dichtungen, durch den Geschmack an anschaulichen bildlichen Darstellungen, durch die Lebhaftigkeit und Leichtigkeit, mit der sie etwas wieder erzählen oder beschreiben, mit der sie Beispiele auffinden oder aufgegebene ausmalen. Sogar die Leichtigkeit und Ausführlichkeit, mit welcher Kinder die Unwahrheit sagen, Entschuldigungen ersinnen und etwas glaubwürdig zu machen wissen, zeigt oft von der Thätigkeit der Phantasie derselben. Außerdem beobachte man, ob und inwiefern Ordnung, Zusammenhang, Harmonie, Naturgemäßheit, Zweckmäßigkeit in den kleinen Producten ihrer Phantasie, ob in ihren Verbesserungen und Veränderungen Geschmack zu finden sei, ob der Verstand ihre Phantasie leite und regiere, und für welche Gegenstände sie die meiste Anlage von Natur besitzen. — Keine Anlage scheint leichter zu erkennen zu sein als das Gedächtnis, und doch irrt man sich bei keiner öfter als bei dieser. Jeder meint in dem gezwungenen Auswendiglernen den sichersten Gradmesser des Gedächtnisses gefunden zu haben, allein der Erfolg des Memorierens hängt ebensosehr von der freien Verwendung und von der vorhergegangenen Übung als von der Beschaffenheit der Anlage ab. . . Man beobachte, ob der Zögling das Gesehene oder Gehörte leicht und schnell wieder erkenne, sich leicht und lebhaft an dasselbe wieder erinnere, welche Art der Gegenstände er am leichtesten oder längsten behalte, ob er bloß schnell auffasse oder lange behalte, ob er ein bloß mechanisches oder ein raisonnierendes Gedächtnis besitze. . . ."

Überhaupt muss der Erzieher eine eingehende Kenntnis der Natur des Menschen besitzen, „welche die Grundlage der Erzie-

hung ist und ohne welche keine mit deutlicher Einsicht verbundene und des Erfolges sichere Cultur möglich ist.“ Dieselbe erwirbt er sich: „Zunächst durch fleißiges Studium der Anthropologie; durch Lectüre richtig gezeichneter Biographien, mit Wahrheit geschilderter Erziehungsgeschichten; durch einen bedächtigen Umgang mit Kindern, durch unbemerktes, ruhiges Beobachten derselben, besonders ihres Verhaltens gegen andere Kinder; durch Zurückerinnern an seine eigenen Jugendjahre, durch Nachdenken über den Gang, die Veranlassung, die Mittel und Hindernisse seiner eigenen Bildung, über den Unterschied zwischen seiner jetzigen und ehemaligen Art zu denken und zu empfinden; durch Nachdenken über das Gelingen und Misslingen seiner Bemühungen für die Bildung des Zöglings; durch Beobachtung des Verfahrens anderer Erzieher und des Erfolges ihrer Art, die Kinder zu behandeln; endlich durch Bemerkung des Ganges der Entwickelung der sich selbst entlassenen Natur.“

In den Capitel „Mittel der Cultur der höheren Geistesanlagen“ kommt Milde auf den Umgang des Erziehers mit seinem Zöglinge zu sprechen, dem er eine große Bedeutung beilegt. „Es ist eine große Kunst, mit Kindern zweckmäßig umzugehen. Schwer ist es, den rechten Mittelweg zwischen dem Zuviel- und dem Zuwenigreden zu finden; schwer, sich herabzulassen, ohne selbst läppisch oder kindisch zu werden, die Kinder zu erheben, ohne sie zu überspannen, und äußerst schwer, nicht ermüdet und verdrossen zu werden.“

Obwohl sämmtliche Pädagogen den Wert der körperlichen Ausbildung anerkannt haben, war selbst im Beginne dieses Jahrhunderts in Österreich die physische Bildung der Jugend noch sehr vernachlässigt, ja es gab dieselbe eigentlich nicht. Milde erhob darum ebenfalls die Stimme zu Gunsten des so stiefmütterlich behandelten Körpers. „Es würde wenig Kenntnis der Natur des Menschen verrathen, wenn man die Entwicklung und Bildung der Seele betreiben wollte, ohne für die Erhaltung und Cultur des Organs zu sorgen, durch welches sie wirkt. Diese Wichtigkeit der physischen Anlagen, die in unseren Tagen oft nicht beachtet wird, erkannten die Alten so sehr, dass sie auf die Bildung derselben fast ihr ganzes Augenmerk richteten . . . In unseren Tagen dagegen überlässt man oft die körperliche Pflege unverständigen Wärterinnen, folgt blind hergebrachten Gewohnheiten und lächerlichen Vorurtheilen; man denkt an die Bildung zur Geschicklichkeit im Gebrauche der körperlichen Kräfte gar nicht, oder man erkauft die Geistesbildung mit der Schwächung oder Zerrüttung der körperlichen Anlagen . . .“

Bezeichnend für Milde sind seine Ansichten über religiöse Gefühle und Religiosität. „Sclavische Gottesfurcht, quälende Ge-

wissensängstlichkeit, religiöse Schwärmerei sind auch Gefühle, aber wer kann dieselben billigen? . . Das ewige Predigen, die erzwungenen Meditationen und Gebete können das Gefühl bei der Jugend nur abstumpfen, aber nicht erregen. Bei vielen Kindern wird diese schöne Anlage dadurch zerstört, dass dieselben gezwungen werden, unverständliche Formen ihrem Gedächtnisse einzuprägen, oder mechanischen Übungen beizuwohnen, die für sie keinen Sinn haben. Endlich ist das Befehlen, Loben, Lohnen, Tadeln, Strafen bei den religiösen Gefühlen schädlich. Durch diese Mittel kann man Äußerungen, aber keineswegs Gefühle erzeugen, Pharisäer, aber nicht religiös gesinnte Menschen bilden. . . . . Derjenige, der seinen Zöglingen unverständliche oder sinnlose Formeln einprägt; der die Überzeugung von religiösen Vorstellungen zu begründen versäumt; der diesen Wahrheiten keinen Einfluss auf das Gefühls- und Begehrungsvermögen gibt; derjenige, der den Zögling bloß zu einer mechanischen Ausübung religiöser Gebräuche verhält, kann nicht sagen, er habe denselben religiös zu machen versucht. Religiosität und Religionskenntnis, Religiosität und Religionsübung sind verschiedene Dinge und nicht allezeit verbunden. Religiosität ist nicht bloß eine Eigenschaft des Kopfes, sondern des Herzens . . . Der Unterricht in der Religionslehre ist ein Geschäft bestimmter Stunden und geschickter Lehrer, die religiöse Bildung aber lässt sich nicht auf Stunden beschränken und gedeiht unter den Händen religiöser Eltern, besonders religiöser Mütter oft besser als gelehrter Theologen . . . . Das Anleiten und mit Zwang verbundene Anhalten zu Gebräuchen, deren Sinn und Zweck die Kinder nicht kennen, zu Äußerungen, deren Stimmungen sie nicht hegen, zum gedankenlosen Nachsprechen für sie sinnloser Formeln ist ohne Zweifel schädlich.

Damit legt man den Grund zu dem elenden Mechanismus, zur Abneigung und Gleichgiltigkeit gegen alles, was Religion heißt, und zu dem Irrglauben, der gewissen äußeren Handlungen eine magische Kraft beilegt . . . Man verhalte den Zögling nie zu sinnlosen oder zweckwidrigen oder ihm nicht angemessenen Gebräuchen; man suche ihn über den Sinn und Zweck derselben zu belehren; man zeige ihm, dass das gedankenlose Mitmachen keinen Wert habe, dass sie nur Mittel und nicht Zweck an sich sind; man überhäufe ihn nicht mit Formeln oder Übungen; man hüte sich endlich, ihn mit Strafen dazu zu verhalten oder dieselben wohl gar als Strafen zu gebrauchen. Die innere Gesinnung muss allezeit das Hauptaugenmerk des Erziehers sein und der Äußerung vorgehen und zu Grunde liegen . . . . Die religiösen Beweggründe müssen an sich und der Form nach dem Individuum angemessen sein, sonst sind sie fruchtlos. Man setze die Kraft derselben nicht in die Menge der Worte. Je länger eine solche Predigt dauert, desto weniger wirkt sie.“

Schon um dieser Worte willen verdient Milde unsere vollste Anerkennung; denn aus dem Munde eines Priesters und in einer Zeit, deren Tendenz nach rückwärts gerichtet war, berühren sie doppelt angenehm. Ebenso modern sind auch seine Bemerkungen über die Sittlichkeit. „Die Sittlichkeit des Menschen besteht nicht in dem Ausrotten aller sinnlichen Anlagen, sondern in dem Übergewichte des höheren Begehrungsvermögens und in der dadurch begründeten Beherrschung des unteren. Die Erziehung muss also dafür sorgen, dass die Sinnlichkeit nicht überwiegend, nicht alleinherrschend werde; dass sie nicht zu stark auf den Zögling wirke, weil die Sittlichkeit in einem desto gefährlicheren und schwankenderen Zustande ist, je heftiger die Sinnlichkeit in einem Menschen wirkt ... Jeder Versuch dagegen, die Sinnlichkeit ganz auszurotten, welches einst eine an manchen Orten herrschende Maxime war, muss der Natur des Menschen zufolge misslingen und die nachtheiligsten Folgen nach sich ziehen! Jedes Gelingen eines solchen Versuches ist nur ein Blendwerk, durch welches der Mensch sich selbst und andere täuscht. Man vergesse nicht, dass das Wesen der Tugend in dem Kampfe mit der Sinnlichkeit besteht, und dass die weise Vorsehung nur durch die sinnlichen Anlagen die Möglichkeit einer verdienstlichen Sittlichkeit gegründet hat."

Interessant sind auch Mildes Anschauungen über die körperliche Züchtigung, wobei wir nicht vergessen dürfen, dass damals Stock- und Ruthenhiebe, „Pfötchen" und „Klopfe" mit dem Lineal, Maulschellen und Ohrfeigen, Kopfnüsse mit Hand, Bibel oder Katechismus 2c. in allen Landen in hoher Blüte standen. „Nach meiner Ansicht," schreibt Milde, „ist körperliche Züchtigung in einzelnen, obwohl seltenen Fällen zweckdienlich, sogar nothwendig, aber diese Fälle lassen sich nicht nach äußeren Handlungen, z. B. Lügen, sondern nur nach der Gemüthsstimmung des Zöglings bestimmen. Nur in den Fällen, in welchen keine Empfänglichkeit für ein anderes inneres oder äußeres und zugleich hinreichendes Mittel vorhanden ist und in welchen die Zeit, die zur Herstellung der Empfänglichkeit erfordert wird, nicht abgewartet werden kann, darf zur körperlichen Züchtigung als einem Einschränkungsmittel gegriffen werden ... Dieses Mittel kann daher nie als Bildungs-, nie als Heilmittel innerer Gesinnungen gebraucht werden und soll, wie gesagt, nur im äußersten Falle der Noth seine Anwendung finden. Dass diese Züchtigung allezeit mäßig, dem Vergehen und der Beschaffenheit des Sträflings angemessen, zugleich aber empfindlich und durch die Art und Weise eindrucksvoll sein, mit reifer Überlegung und ruhigem Gemüthe vorgenommen werden müsse; dass es dem fremden Erzieher nie zu rathen sei, ohne bestimmte Einwilligung und in Abwesenheit der Eltern

solche Strafen zu verhängen; dass dieselben durch Dienstpersonen, Geschwister, Mitschüler oder überhaupt Kinder gleichen Alters nie vollzogen werden dürfen; dass der Erfolg nicht von der Stärke der Streiche, sondern von der Art der Vollziehung abhänge; dass nur die augenblickliche Einwirkung und Beschränkung beabsichtigt, die eigentliche Heilung aber durch andere Mittel bewirkt werden müsse, sind wichtige, leider oft vernachlässigte Vorschriften."

Aus den angeführten Stellen — von einer vollständigen Darlegung der Grundzüge des in Rede stehenden Werkes muſste aus Gründen des Raumes abgesehen werden — wird man zur Genüge den Geist des Pädagogen Milde erkennen können. Seine Erziehungskunde wird noch heute von jedem Lehrer mit Nutzen gelesen werden. Sie verdient alles Lob, und dies noch mehr, weil sie in einer Zeit erschien, die dem österreichischen Schulwesen gar nicht günstig war. Unter Maria Theresia und Josef II. hatte dasselbe einen so herrlichen Aufschwung genommen, aber unter Franz I. trat ein bedauerlicher Rückschlag ein. Es wurde eine Studienrevisions-Commission eingesetzt, welche die Aufgabe der Volksschule darin suchte, „die arbeitenden Volksclassen zu recht herzlich guten, lenksamen und geschäftigen Menschen zu machen," und die von den Lehrern so wenig hielt, dass sie sich folgenden Ausspruch leistete: „Der Unterricht müsse der großen Zahl nach unmöglich anderen als sehr gemeinen Köpfen überlassen bleiben." Das Ergebnis der Berathungen dieser Commission war die „Politische Schulverfassung der deutschen Volksschulen" vom 11. August 1805, die das Hauptgewicht auf den Religionsunterricht, auf den fleißigen und andächtigen Kirchenbesuch, auf den Empfang der heiligen Sacramente und auf die Gedächtnisbildung legte. Es ist bekannt, dass durch dieses Schulgesetz die Schule völlig unter die Herrschaft der Kirche gestellt wurde, und dass dasselbe im allgemeinen bis 1869 in Kraft stand. Ein einziger Absatz dieses Gesetzes mag genügen, darüber aufzuklären, was und wie man noch im 19. Jahrhunderte über die Volksbildung dachte: „Nur nach dem Bedürfnisse der Kinder muss man ihnen auch in den Trivialschulen richtige Begriffe beibringen und ihre Empfindungen erwecken, jedoch nur solche, welche für Menschen ihres Standes nothwendig und nützlich sind, deren vorzüglicher Zweck Moral ist, und die zur Erweckung derselben bei dieser Classe von Unterthanen geeignet sind. Vor allem aber soll dabei auf ihren Willen gesehen wer-

den, wozu bei dieser Menschenclasse, insoferne menschliches Einwirken auf den Willen des Menschen statthat, nur durch Auctorität und durch die von der Auctorität hergeholten Gründe, unter welche die den Trieb der Nachahmung reizenden Beispiele zu rechnen sind, gewirkt werden kann."

Der Josefinismus war erstorben, die Reaction hatte ihn todtgeschlagen, und nur in einzelnen auserwählten Geistern lebten die freisinnigen und fortschrittlichen Ideen des unsterblichen Volkskaisers weiter. Ein solch erwählter Geist, der den Josefinismus aus dem nach Aufklärung ringenden 18. Jahrhunderte in die Zeiten der Reaction hinüberrettete, ist Vincenz Eduard Milde; Beweis davon seine Erziehungslehre, die wenige Jahre nach der Erlassung der „Politischen Schulverfassung" erschien, just wie ein Protest gegen den Hemmschuh, den man dem Rade der Zeit angelegt. Hätte dieses Werk weiter nichts gethan als dafür gesorgt, dass der josefinische Geist auf dem Gebiete der Jugendbildung nicht gänzlich verlosch, es hätte seinen Zweck vollkommen erreicht, und es verdiente schon darum die Achtung der Nachwelt; so aber ist es auch noch heute von Bedeutung. Mit Recht sagt darum Dr. Friedrich Dittes (Geschichte der Erziehung und des Unterrichtes): „Hätte man im Geiste Mildes das österreichische Bildungswesen gestaltet, so würde man ein halbes Jahrhundert für den Fortschritt gewonnen haben".

Quellen: Fürst-Erzbischof Milde als Pädagoge. Zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Mildes (11. Mai 1877) von Dr. A. Thurnwald, Professor am Lehrer-Pädagogium in Wien. — Jahrbuch für Lehrer, Eltern und Erzieher, begründet von Ignaz Jaksch, fortgesetzt von Johann Maresch. 1860, Prag, F. A. Credner. (Dasselbe enthält eine Milde-Biographie von Dr. Th. J. Reich, die wie die des vorher genannten Werkes zum Theile auf Dr. J. A. Ginzels „Reliquien von Vincenz Eduard Milde" fußt).



V.

Anton Martin Slomšek.

Von Heinrich Schreiner.

So bekannt und gefeiert der Name Slomšek unter seinen engeren Volksgenossen ist, so fremd dürfte er dem nichtslovenischen Ohre klingen. Und doch wurde er von einem Manne geführt, der nicht nur als Priester „in der Reihenfolge der Bischöfe von Lavant für alle Zeiten einen der hervorragendsten Plätze einnehmen wird, mag man ihn betrachten als Kirchenfürsten in seinem Verhältnisse zur Diöcese, die er geleitet, und zur katholischen Kirche, die mit dem apostolischen Rufe ihn betraut, oder als Christen in seinem Privatleben, oder endlich in seiner gesellschaftlichen Stellung zum Volke, dem er durch die Geburt, und zum Staate, dem er als Unterthan angehörte; denn in jeder dieser Beziehungen hat er Tugenden geübt und Werke geschaffen, welche seinem Namen einen unsterblichen Ruhm verleihen, den bischöflichen Stuhl von Lavant mit einem unverwelklichen Ehrenkranze schmücken und deren segensreiche Früchte noch ferne Generationen zu ihrer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt genießen werden“ — wie der kürzlich verschiedene Biograph Slomšeks, Franz Kosar, schreibt, sondern der auch als Freund und Förderer der Schule sich hervorgethan, der durch seine emsige schriftstellerische und sonstige Thätigkeit zur Hebung des Volksschulwesens in Untersteiermark und einem Theile von Kärnten wesentlich beigetragen, oder vielmehr die Volksschule dieser Länder begründet hat, so dass er mit vollem Rechte in die Reihe österreichischer Schulmänner eingefügt zu

werden verdient. Es sei mir daher gestattet, ein kurzes Bild der Wirksamkeit dieses Mannes auf dem Gebiete der Schule zu entwerfen.

Anton Slomšek wurde als der Sohn ziemlich wohlhabender Landleute am 26. November 1800 in der Gemeinde Slom bei Ponigl in Untersteiermark geboren. Slom war, wie Slomšek selbst erzählt, vor 150 Jahren eine Gemeinde von 5 Besitzern. Später brachte ein gewisser Stefan Novak den ganzen Besitz an sich und erhielt dann den Vulgärnamen Slomšek. Allmählich gerieth der eigentliche Familienname in Vergessenheit, und der Vulgärname wurde der Familie seit 1700 eigen.

Den ersten Unterricht erhielt Slomšek von dem Kaplan Jakob Pražnikar, der in Ermanglung einer Schule in Ponigl in seiner eigenen Wohnung eine Nothschule errichtete, unter deren ersten 15 Schülern sich Slomšek befand. Nach dreijährigem Elementarunterricht trat er um Ostern 1814 in die dritte Hauptschulclasse in Cilli und im Herbste desselben Jahres in das Gymnasium derselben Stadt ein, nach dessen Vollendung er seine Studien in Laibach fortzusetzen beabsichtigte. Da er jedoch erfuhr, dass man in Zengg die Philosophie (die 7. u. 8. Classe des gegenwärtigen Gymnasiums) in einem Jahre vollenden könne, begab er sich dahin. Obwohl er nach einem Jahre mit vorzüglichen Zeugnissen zurückkehrte, musste er gleichwohl noch ein Jahr Philosophie in Klagenfurt hören, da jene Zeugnisse bei uns nicht als vollgiltig angesehen wurden.

Im Priesterhause zu Klagenfurt, in welches er 1821 eintrat, wurde Slomšek wegen seiner slovenischen Sprachkenntnisse mit Unterweisung seiner Collegen im Slovenischen betraut. Hier beschäftigte er sich mit Vorliebe mit der Lectüre der Kirchenväter und der hl. Schrift, was auf seine spätere Kanzelberedsamkeit und Bibelfestigkeit ohne Zweifel großen Einfluss hatte.

Am 8. September 1824 zum Priester geweiht, begann er seinen Seelsorgedienst im Herbste 1825 zu St. Lorenzen in Wisell und wurde 1827 nach Neukirchen bei Cilli übersetzt. In diese Zeit fällt vermuthlich der Beginn seines dichterischen Schaffens, welches er fortan und selbst noch als Bischof übte. Als Dichter ist Slomšek den Liederdichtern beizuzählen. Zumeist sind es fröhliche Kinderlieder, Lieder zur Unterhaltung, reliöse Lieder, aber auch Trinklieder u. a., die er in kleinen Sammlungen und später im Jahrbuch „Drobtince“ veröffentlichte. Innige Frömmigkeit, frische Heiterkeit und kindliche Naivität bilden den Charakter dieser Lieder. Mehrere sind zu Volksliedern in des Wortes vollster Bedeutung geworden und werden heute vom slovenischen Volke allenthalben gesungen. Viele haben Aufnahme in die Schullesebücher gefunden und bilden eine Zierde derselben. Von In-

teresse dürfte es sein, dass Slomšek schon als Kaplan in St. Lorenzen sich an die Übersetzung des Schiller'schen „Liedes von der Glocke" wagte. Diese Übersetzung wanderte damals in Abschriften von Hand zu Hand und wurde viel gelesen. (Im Druck erschien sie erst im Jahre 1847).

Insbesondere erwarb sich der Kaplan Slomšek als Kanzelredner einen Ruf. Diesbezüglich schreibt Kosar: „Seine imponierende Gestalt, seine edlen, ernstmilden und geistreichen Gesichtszüge, sein feuriges Auge, seine leichte, lebendige Action, seine umfangreiche, volle und silberhell klingende Stimme, sein von jugendlicher Begeisterung getragener Vortrag, seine dichterische Phantasie, seine große Belesenheit in den Werken der größten Kanzelredner alter und neuer Zeit, seine seltene Kenntnis des Herzens und Gemüthes, der Neigungen, Vorzüge und Schwächen des slovenischen Volkes, seine tüchtige Durchbildung in jener Sprache, in der er zu reden hatte: alles dieses bewirkte in glücklicher, selten zu treffender Vereinigung, dass Slomšek bald als erster Kanzelredner unter dem jüngeren Clerus anerkannt wurde. Von nah und fern strömte das Volk herbei, um den feurigen jugendlichen Redner zu hören."

Im Jahre 1829 wurde Slomšek nach Klagenfurt berufen, um im dortigen Priesterhause die Stelle eines Spirituals zu übernehmen. Außer der Erfüllung seiner engeren Berufspflichten gewann er hier noch Zeit, die Zöglinge im Choralgesange und im Kirchengesange überhaupt, in der slovenischen Sprache und in der Kanzelberedsamkeit zu unterrichten. Insbesondere trachtete er, in die Herzen der Alumnen Neigung und Liebe zum Jugendunterrichte, der ihm als Jugendfreund ganz besonders am Herzen lag, einzuflößen. Da damals noch viele Pfarrgemeinden keine Schule besaßen, so dass zahlreiche Kinder wegen zu großer Entfernung der nächsten Schule ohne jeglichen Unterricht verbleiben mussten, so bat Slomšek die Alumnen unablässig, sie mögen sich als Kapläne der armen Jugend erbarmen und freiwillig und aus Liebe zu Gott sie wenigstens zu gewissen Jahreszeiten einigemale in der Woche, oder wo auch dieses nicht thunlich wäre, wenigstens an Sonntagen, wo die Kinder ohnedies zur Kirche kommen, in einem entsprechenden Locale versammeln, um ihnen wenigstens den nothdürftigsten Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen und in andern für Landleute unerläßlichen Kenntnissen zu ertheilen. Um sie hiezu zu befähigen, verband er mit dem slovenischen Sprachunterrichte auch den Unterricht in der Methodik, in dem er praktisch zeigte, wie man beim slovenischen Lese- und Schreibunterrichte stufenweise vorzugehen habe. Um den Unterricht anziehend zu gestalten, empfahl Slomšek seinen Alumnen sehr eindringlich die Pflege des Gesanges, dem er auch eine hohe erziehliche Bedeutung beimaß. Aus diesem Grunde versammelte er oft die fähigeren Sänger um

sein Klavier, um ihnen entsprechende Kinder-, Schul- und Gesellschaftslieder beizubringen. Hiebei bediente er sich einer Liedersammlung, die er später (1833) auch im Druck erscheinen ließ. Die aufgenommenen Lieder waren unter dem Volke in Kärnten und Steiermark gesammelt und von ihm zum Theil verbessert worden; 15 von den 33 Liedern hat Slomšek selbst verfasst.

Die Anregungen und Bemühungen des Klagenfurter Spirituals blieben nicht erfolglos. Allenthalben wurden Sonntagsschulen errichtet, die bei dem Mangel an Volksschulen sehr segensreich und insbesondere durch Pflege des Gesanges veredelnd auf das Volk wirkten. Außerdem war Slomšek in Klagenfurt auch als Kanzelredner und theologischer Schriftsteller eifrig thätig und begründete mit seinem Freunde Ahacel (Achatzel), Professor der Mathematik am Lyceum in Klagenfurt, einen literarischen Verein. In die Zeit des Klagenfurter Aufenthaltes fällt auch die Herausgabe mehrerer Bändchen Jugendschriften und mehrerer Erbauungsbücher. Erstere sind zumeist Übersetzungen von Erzählungen Chr. Schmids. Sie wurden mit der Bemerkung veröffentlicht: „In's Slovenische übersetzt von jungen Priestern.“ In der That ließ Slomšek als Spiritual von Theologen zur Übung im Slovenischen auch Schmid'sche Erzählungen übersetzen. An diesen Übersetzungen hatte jedoch Slomšek, wie später von Priestern, die selbst daran mitgearbeitet hatten, erzählt wurde, so vieles zu verbessern und umzuändern, dass sie mit Recht als seine eigenen Arbeiten angesehen werden. Hierher gehörende Jugendschriften sind: „Angenehme Erzählungen für Kinder“ (1832) „Kurzweilige Sagen zur Belehrung der Kinder“ (1835) „Sieben neue Erzählungen für Kinder.“ „Gottfried, der junge Einsiedler“ und „Eine gute Gabe für junge Leute“ (1837). „Drei liebenswürdige Kinder“ (1838). „Zwei schöne Dinge für brave Kinder (1838).

Um sich in seinem Berufe fortzubilden und zu vervollkommen, unternahm er in den Ferien größere Reisen. Er trachtete insbesondere, berühmte Kanzelredner zu hören und sein Volk, dessen Sitten und Gebräuche, Sprache und Gesang, dessen gute, aber auch schlechte Eigenschaften gründlich zu studieren, um als Prediger und Schriftsteller desto praktischer auf dasselbe wirken zu können. Über seine Wahrnehmungen und Erlebnisse machte er gewissenhafte Aufzeichnungen, die er sodann in einen Reisebericht zusammenfasste. Aus einem solchen sei uns gestattet, nur nachstehende Stelle anzuführen: „Auf meiner Reise durch 4 Bisthümer lernte ich verehren: die standesmäßige Gesetztheit der Geistlichkeit in Krain, die Gastfreiheit der Geistlichkeit in Croatien, den Frohsinn der Geistlichkeit in Steiermark, die gerade Aufrichtigkeit der Geistlichkeit in Kärnten. In Krain bewirtet man den Fremden im

Pfarrhofe frugal, — in Croatien aber jovial; — in Steiermark führt man ihn gerne zum Weinkeller — in Kärnten aber in's Wirtshaus." Um ungestörter seiner schriftstellerischen Thätigkeit leben zu können, wurde Slomšek über sein Ansuchen seiner Stelle in Klagenfurt im Herbste 1838 enthoben und zum Hauptpfarrer und Dechant und zugleich zum Schuldistrictsaufseher in Saldenhofen ernannt.

„Als Schuldistrictsaufseher lernte er aus eigener Anschauung und Beobachtung den kläglichen Wirrwarr in den damaligen Volksschulen recht eigentlich kennen. Die Unhaltbarkeit des damaligen, für die Kinder qualvollen und doch erfolglosen Volksschul-Systems, welches allen Grundsätzen der Psychologie und Pädagogik geradezu hohnsprach, anerkannte man zwar schon allgemein und bemühte sich, den Unterricht auf eine leichtere und psychologischere Lehrmethode zurückzuführen, aber vor lauter Ungeschicklichkeit wusste man nicht, wo aus, wo ein. Die glühende Begeisterung für die intellectuelle und sittliche Hebung des Volkes trieb den Hauptpfarrer Slomšek an, auch dieser Noth nach Kräften zu begegnen." (Kosar). Ich habe diese Stelle hier wörtlich angeführt, weil mir dieses Urtheil über die damalige Schule aus der Feder eines Priesters bemerkenswert schien, und weil sie die Veranlassung zur Verfassung des pädagogischen Hauptwerkes Slomšeks klar ausspricht. Dieses Werk führt den Titel: „Blaže in Nežica v nedeljski šoli" (Blasius und Agnes in der Sonntagsschule) 1842.

Es sei mir gestattet, eine kurze Skizze dieses höchst originellen und für seine Zeit sehr bedeutungsvollen Buches zu entwerfen.

Das Werk ist zur Fortbildung solcher Leser bestimmt, welche sich in der Schule die nothwendigsten Kenntnisse aus dem Lesen, Schreiben und Rechnen erworben haben; gleichzeitig soll es aber auch dem Lehrer in der Sonntags- (Fortbildungs-) Schule als Führer dienen. Deshalb ist es, der Zahl der Sonntage im Jahre entsprechend, in 52 Abschnitte getheilt. Es enthält demnach jeder Abschnitt das Pensum eines Sonntages. Der Stoff ist entnommen allen Wissensgebieten mit Ausschluss der Religion und umfasst das für die einfachen ländlichen Verhältnisse Wissenswerteste: Lesen, Schreiben, Rechnen (die vier Species, Maße und Gewichte, Regel de tri); Briefe und Geschäftsaufsätze; das Wichtigste aus der deutschen Sprachlehre; aus der Naturgeschichte (Vögel, Schutz der Thiere, giftige Pflanzen, Schwämme, wüthende Hunde, Erdbeben); aus der Geographie (Eintheilung der Erdoberfläche, die wichtigsten Länder, Nationen, Städte u. s. w.); aus der astronomischen Geographie (Sonnen- und Mondesfinsternisse); aus der Naturlehre

(Gewitter, Wind, Regen, Schnee und Hagel; Warnung vor den am häufigsten vorkommenden Arten des Aberglaubens: Hexerei und Wahrsagerei); aus der Gesundheitslehre und über erste Hilfeleistung bei plötzlichen Erkrankungen und körperlichen Verletzungen (Behandlung der Erfrorenen, der vom Blitz Getroffenen, der Ertrunkenen, Erstickten, Vergifteten, Krankenpflege, häusliche Arzeneien, Kuhpockenimpfung u. s. w.); aus der Verfassungslehre (die kaiserlichen Behörden, Militärpflicht, Warnung vor Desertion, Stempel); Lehren über wohlanständiges Verhalten, Pflege der Reinlichkeit, Verhalten bei Feuersbrünsten, Feuerversicherung u. s. w. — Wie aus obigen Andeutungen hervorgeht, wurde die Stoffauswahl durchaus von praktischen Gesichtspunkten aus getroffen, und es muss anerkannt werden, dass der Verfasser die Bedürfnisse seines Volkes sehr genau kannte und durchaus entsprechend berücksichtigte. Insbesondere ist hervorzuheben, dass Slomšek auch die Nothwendigkeit der Kenntnis der deutschen Sprache für das slovenische Volk anerkannte und daher die Erlernung derselben, so weit es die Verhältnisse gestatteten, empfahl. „Kolikor jezikov kdo zna, toliko človekov velja“ (Wie viele Sprachen jemand kann, so viele Menschen gilt er) — war sein Ausspruch. Allerdings gieng er hiebei nicht über die Grenzen des Erreichbaren hinaus und wollte nicht auf Kosten aller übrigen Wissenszweige dem unter den gegebenen Verhältnissen unerreichbaren Ideale der vollständigen Erlernung der deutschen Sprache nachstreben. Was dem vorliegenden Buche seinen besondern pädagogischen Wert verleiht, ist: 1. die Anordnung des Stoffes und die Weckung des Interesses und 2. der Lehrton. In diesen zwei Richtungen offenbart sich das pädagogische Geschick Slomšeks insbesondere.

Der dargebotene Wissensstoff ist nicht, wie dies zumeist in Schulen üblich ist, in die Kategorien der einzelnen Wissenschaften geschieden. Es wird nicht nach einem bestimmten Stundenplane unterrichtet, zufolge dessen jedem Gegenstande bestimmte, unabänderlich einzuhaltende Stunden zugewiesen oder gar bestimmte Stoffe vorgeschrieben wären, wie dem Reisenden durch die Marschroute seine Stationen vorgezeichnet sind. Vielmehr wird jeder Materie jene Stelle angewiesen, wo sie mit Rücksicht auf den innern Zusammenhang der einzelnen Disciplinen am leichtesten zum Verständnisse gebracht werden kann. Im übrigen sind für die Einfügung der einzelnen Materien an eine bestimmte Stelle des Lehrplanes maßgebend die Erscheinungen und die Ereignisse im Wechsel der Jahreszeiten und des Kirchenjahres, wie der damit zusammenhängenden Beschäftigungen und Gebräuche des Volkes. Mit besonderem Geschicke versteht es der Verfasser, außergewöhnliche Ereignisse und Vorkommnisse in der Gemeinde als Anknüpfungspunkte für seine Belehrungen zu be-

nützen. Auf diese Weise wird der Lehrstoff in bewunderungswürdiger Weise concentriert. Der gesammte Lehrstoff ist ein zusammenhängendes, fortlaufendes Ganze. Der verbindende Gedanke ist die Erzählung von Blasius und Agnes, welche die Sonntagsschule besuchten. Auch der Gedanke, den Lehrstoff in die Form einer Erzählung zu kleiden, muss in Hinsicht darauf, dass das Buch auch zur Lectüre und zum Selbstunterricht bestimmt war, als ein glücklicher bezeichnet werden. Andererseits ist es unverkennbar, dass durch die Anknüpfung an unmittelbar vorangegangene Ereignisse, die den Gegenstand des Tagesgespräches bildeten, die die Gemüther erregten, das Interesse für den Gegenstand auf das lebhafteste geweckt wurde und damit die Grundbedingung für den Erfolg gegeben war. Es sei mir gestattet, zur näheren Beleuchtung des Gesagten eine Lection zu skizzieren.

Ich wähle dazu die 23., welche die Überschrift führt:*) Lieblich ist's daheim, wer sein Heim besitzt. — Als Anknüpfungspunkt wird das kurz zuvor eingetretene Ereignis benützt, dass einem einst wohlhabenden Manne in der Gemeinde infolge eines liederlichen Lebenswandels sein Besitz veräußert wurde, so dass dieser mit seinem Weib und seinen fünf Kindern obdachlos wurde. Diese Thatsache wird zunächst erzählt. Hierauf fährt der Lehrer fort: „Ein sorgsamer Hausvater und eine sorgsame Hausmutter, denen viele Sorgen obliegen, verzeichnen jeden Sonntag, was sie eingenommen und ausgegeben haben. Zum Schluss des Jahres berechnen sie, ob sie Verlust haben oder Gewinn. Haben sie Gewinn, so danken sie Gott und können leicht leben; sind sie im Verlust, so sorgen sie das nächste Jahr, denselben gutzumachen. Ein solches Buch ist billig, 3 oder 4 Bogen Papier und Bleistifte um 3 oder 4 Groschen. Und doch ist ein solches Buch Tausende wert. Seht her!“ (Zielangabe!). Nun folgen die Darstellung eines Wirtschaftsbuches und die erforderlichen Berechnungen. Die vorkommende Terminologie wird auch in deutscher Sprache geboten. Bei diesem Anlasse wird insbesondere wiederholt: Die Regeldetri (Wie viel hätte der oben erwähnte Landmann in 21 Jahren ersparen können, wenn er seine Wirtschaft so geführt hätte, wie in obiger Haushaltungsrechnung angenommen wurde?) und die häufig vorkommenden Bruchtheile der Gulden, Kreuzer, Centner, Pfund, Loth, Ellen und Schuh. Den Schluss bildet: „Sorget also dafür, dass ihr euer Heim haben werdet!“ Damit ist auch der Anknüpfungspunkt gegeben für den Unterricht in der zweiten Stunde. „Wo sind wir daheim?“ Unsere wahre Heimat ist der Himmel; eigentlich sind wir auf dieser Welt nirgends zu Hause. Auch ihr wisset nicht, wohin

*) Jede Lection führt eine auf das Hauptthema bezügliche Überschrift.

ihr noch in der Welt kommen werdet. Ich will euch also einiges von der Welt zeigen.“ Hierauf folgt die Beschreibung der Erde (Kugelgestalt, die Hauptthimmelsgegenden, Festland und Meere, die fünf Erdtheile u. s. w.) welche in späteren Lectionen fortgesetzt und beendet wird.

Die Hauptstärke unseres Buches scheint mir endlich im Lehrton zu liegen. Selten dürfte es einem Lehrer gelungen sein, in seine Sprache so viel Wärme und Anschaulichkeit zu legen, wie es Slomšek in diesem Buche gethan. Die Sprache ist einfach und klar, sie schließt sich in der Diction, im Gebrauche der Figuren und Tropen innig an die im Volke üblichen Wendungen an, erscheint aber trotzdem gehoben über den gewöhnlichen Alltagsdialect, in einem, so weit es der Stoff gestattet, poetischen Gewande. Dabei vermeidet es Slomšek durchaus, die gebräuchlichen wissenschaftlichen Ausdrücke anzuwenden. Hinsichtlich des Lehrtones und insbesondere in sprachlicher Hinsicht könnten wir Lehrer alle noch sehr vieles von Slomšek lernen. Der meist zu rasche Übergang von der Sprache des Hauses und des Volkes zur Sprache der Wissenschaften, welche den Kindern fast ebenso unverständlich ist wie eine fremde Sprache, ist vielfach ein Grund des oft beklagten Verbalismus und der in seinem Gefolge stehenden Übel.

Slomšek verschmäht es durchaus nicht, gelegentlich auch durch einen eingestreuten Scherz den Unterricht zu beleben. In der Vorrede zur 3. Auflage des besprochenen Buches sagt er: „Wie die liebe Sonne die von ihr beschienene Erde belebt, so soll jeder Lehrer die Schule erfreuen, in die er eintritt. Der Lehrer todt wie Holz, kalt wie Eis, die Schüler aber lebhaft wie das Feuer — das passt schlecht zusammen; die Herzen der Schüler entfernen sich vom Lehrer so lange, bis die Schule erfriert, die Blüte des Unterrichtes erstirbt und keine guten Früchte trägt. Ein aufrichtiger Schulfreund, der ja jeder Lehrer sein soll, muss haufenweise bereit haben belebende Funken zur Freude und zur Kurzweil für die Wahrheit und für einen unschuldigen Scherz, damit er seine Schüler für den Unterricht aneifert und belebt, die Schläfrigen weckt u. s. w.“

Hinsichtlich der Methode im engeren Sinne, beziehungsweise hinsichtlich der Lehrform bei der Darbietung steht Slomšek durchaus auf dem Standpunkte der bis in die Periode der Neuschule in unseren Schulen fast allgemein üblichen vortragenden Lehrform.

Zum Schlusse dieser kurzen Charakteristik des Buches „Blasius und Agnes“ mag noch erwähnt werden, dass demselben vier Tafeln Abbildungen beigegeben sind, und zwar: 1. Die üblichen Schriftzeichen, 2. Entstehung der Mondesphasen, 3. Entstehung der Sonnen- und Mondesfinsternis, 4. (Doppelbild) Die wichtigsten Giftgewächse und Abbildung eines wüthenden Hundes.

Das Buch hat drei Auflagen erlebt, die vierte wird vorbereitet. Sein Ruf verbreitete sich auch über die Landesgrenzen; nach Moskau wurden 80 Exemplare auf einmal bestellt. — Sein fortgesetztes Interesse für die Schule bekundete der Schuldistrictsaufseher Slomšek durch häufigen Besuch der Schulen, wo er selbst zum Kinde unter den Kindern wurde, mit ihnen betete und sang und ihnen erheiternde Erzählungen vortrug.

Lehrern und Katecheten gieng er immer mit Rath und That liebreich an die Hand. Dass er dabei seine Seelsorgepflichten nicht vernachlässigte, muss nicht erst gesagt werden. Hievon zeigt insbesondere auch ein Jahrgang vollständiger Homilien über sämmtliche Sonn- und Festtags-Episteln (Apostolische Seelenspeise).

Im Mai 1844 wurde Slomšek, noch als Dechant von Saldenhofen, mit der Diöcesan-Schulenoberaufsicht zunächst provisorisch betraut, welches Amt er nach seiner Ernennung zum Domcapitular endgiltig übernahm. Trotz der kurzen Dauer seiner Thätigkeit in dem erweiterten Wirkungskreise blieb diese nicht ohne dauernde Spuren. Er erließ an die Lehrer und Katecheten wohlwollende Ermahnungen und Anleitungen über die Behandlung der verschiedenen Lehrfächer, bemühte sich um die Gründung neuer und die Organisierung schon bestehender Schulen, schrieb für Schüler zwei Gebetbücher (in deutscher und slovenischer Sprache) welche bereits mehrere Auflagen erfuhren. In der Überzeugung, dass dem Gesange eine hohe erziehliche Kraft innewohne, bemühte er sich insbesondere auch um die Pflege dieses Gegenstandes in der Schule, wie er andererseits auch die Hebung des Volksgesanges in der Kirche sich angelegen sein ließ. Um dem Bedürfnisse nach guten, brauchbaren Liedern abzuhelfen, gab er den Lehrern den Auftrag, ihm die gebräuchlichen Lieder sammt Arien einzuschicken, aus denen er die besten auswählte, um sie in zwei Sammlungen, für die Schule und für die Kirche, herauszugeben, von denen die eine im Jahre 1853 unter dem Titel: „Šola veseta lepega petja za pridne šolarje“ (Fröhliche Schule schönen Gesanges für brave Schüler) erschien, während von der zweiten beabsichtigten Sammlung nur ein Theil vollendet werden konnte.

Von glühendem Eifer durchdrungen, seinem Volke zu einer höheren Bildung zu verhelfen, fasste Slomšek im Jahre 1845 den Plan, einen Verein zur Herausgabe guter Volksbücher zu gründen, und gieng sofort an die Ausführung desselben. Die vorgelegten Vereinssatzungen erhielten jedoch nicht die Genehmigung des illyrischen Landespräsidiums in Laibach. Slomšek ließ sich dadurch nicht abschrecken, er trachtete vielmehr, seine Absicht, wenn auch in bescheidenerem Maße, auf andere Weise zu erreichen. Er begründete nämlich ein Jahrbuch, dem er den bescheidenen Titel „Drobtince“ (Brosamen) gab. War es ihm nicht möglich,

ganze Werke zu bieten, so wollte er seinem Volke wenigstens Brosamen vorlegen.

Die Absicht bei der Herausgabe dieses Jahrbuches ist zum Theil in dem weiteren Titel ausgesprochen, welcher lautet: „Brosamen für das neue Jahr 1846. Lehrern und Schülern, Eltern und Kindern zur Belehrung und Unterhaltung.“ Genauer spricht sich hierüber der Herausgeber in der im 1. Jahrgang abgedruckten „Einladung und Bitte um Unterstützung“ aus. „Der Herausgeber widmet den 1. Jahrgang seiner gemeinnützigen Aufsätze allen P. T. Herren Seelsorgern, Schullehrern, Eltern, Erziehern und Freunden einer wahren Volksbildung für das Jahr 1846 mit der Bitte, dieses Unternehmen durch Beiträge guter Aufsätze und durch Verbreitung dieses Werkes theilnehmend zu unterstützen. Der Zweck dieses Jahrbuches ist die gegenseitige Mittheilung solcher Aufsätze, welche geeignet sind, die religiös-sittliche Bildung des Volkes im allgemeinen und die Erziehung der Jugend insbesondere zu fördern, die Menschen zeitlich glücklich und ewig selig zu machen, sie zu wahrhaft frommen Christen und zu guten Bürgern des Staates heranzubilden.“

Seit dem Jahre 1846 erscheint dieses Jahrbuch regelmäßig und hat vor allem die Leselust und die Wissbegierde unter dem slovenischen Volke mächtig angeregt und schon viele nützliche Kenntnisse unter demselben verbreitet. Obgleich Slomšek als Bischof die Redaction in andere Hände gelegt hat, so blieb er doch bis zu seinem Tode die leitende Seele und der eifrigste Mitarbeiter desselben. In jedem der bis zu seinem Tode erschienenen Jahrgänge finden sich Aufsätze aus Slomšek's Feder, die 40—132 Druckseiten umfassen und mannigfaltigen Inhaltes sind; zumeist behandeln sie Erziehungsfragen, Biographien, Predigtskizzen, Geschichtliches, Belehrendes u. s. w. Als Beispiele seien nur einige Überschriften angeführt: Fünfzehn Hauptsünden bei der Kindererziehung. Sieben Bitten an Mütter und Väter. Bösartige Kinder, eine blutige Geißel schwacher Eltern. (1846). Biographie Matth. Ahacels. — Nun wissen wir erst, was die Schule wert ist. (1847) Kinder auf der Weide ohne Hirten. Aquileja, die erste Wiege des hl. christlichen Glaubens für die Slovenen. Ehre Vater und Mutter. Entwürfe zu Predigten. Kleinzeug für die Schule. (Gedanken und Splitter.) Josef Graf Radetzky. Anleitung zum kleinen und großen Lesebuch u. s. w. Schließlich wirkte der Schulreferent Slomšek durch seine eifrige und umfassende Correspondenz, in welcher er begabte Priester zu literarischer Thätigkeit anregte, sie zu schriftstellerischen Arbeiten aufforderte, ihnen Rathschläge ertheilte u. s. w. Eingesandte Manuscripte sah er durch, verbesserte sie u. dergl.

Im April 1846 wurde Slomšek zum Abte von Cilli ernannt, welches Amt er jedoch nur wenige Wochen innehatte, denn schon am

30. Mai desselben Jahres wurde er vom Fürsterzbischof von Salzburg, dem Cardinal Friedrich Fürsten von Schwarzenberg, zum Bischofe von Lavant ernannt.

Schon in dem ersten Hirtenbriefe, den Slomšek an den Clerus der Lavanter Diöcese schrieb, gedachte er auch der Schule, indem er den Priestern dringend empfahl, die Jugend nicht nur in der Lehre Jesu Christi, sondern auch im Lesen und Schreiben zu unterrichten.

Die hervorragenden Verdienste, die sich Slomšek um die mit großen materiellen Opfern verbundene Übertragung des bischöflichen Stuhles von St. Andrä im Lavantthale nach Marburg in Steiermark (1859) erworben, mögen hier nur berührt werden; deren Würdigung gehört an eine andere Stelle. Dagegen dürfte es nicht uninteressant sein zu erfahren, dass Slomšek in richtiger Würdigung der hohen Bedeutung der praktischen Ausbildung der Alumnen für das Lehramt verordnete, dass die Zöglinge des 4. Jahrganges des gleichfalls von ihm gegründeten Priesterseminars zweimal in der Woche die Elementarschule der Vorstadt St. Magdalena in Marburg besuchen sollen, um dort unter Aufsicht und Anleitung des Professors der Katechetik das in der Schule Gelernte praktisch auszuüben. (Lehrproben). Eine umfassende Thätigkeit auf dem Gebiete des Schulwesens entwickelte Slomšek in den Jahren 1850—1854.

In Ausführung des Ministerialerlasses vom 2. September 1848, Z. 5692, welcher den Grundsatz aufstellte, dass in der Volksschule die Muttersprache der Schüler, für welche sie besteht, zugleich die Unterrichtssprache sei, und des Ministerialerlasses vom 17. Juli 1850, Z. 5781, welcher bestimmte, dass, wo das Bedürfnis der Orts- oder Landesverhältnisse es erwünscht mache und kein unabweisbares Hindernis entgegenstehe, neben der Muttersprache, in welcher allemal der Unterricht zu ertheilen sei, auch auf die Erlernung der zweiten Landessprache Rücksicht genommen werde, wurde Slomšek von dem Unterrichtsminister, dem Grafen Leo Thun, eingeladen, seine Wohlmeinung über die Reorganisation der Volksschulen abzugeben. Es entspann sich hierauf eine rege, auf das Schulwesen bezügliche Correspondenz zwischen dem Minister Thun und dem Bischofe Slomšek. In einem Briefe versichert der Minister, „in dieser Sache keine Verfügung treffen zu wollen, ohne den Rath des Fürstbischofes eingeholt zu haben.“ Slomšek übernahm die Revision sämmtlicher Lehrbücher und die Ausarbeitung nothwendig erscheinender neuer Bücher für die slovenischen Schulen Steiermarks. Er setzte sich zu diesem Ende in Verbindung mit den tüchtigsten Lehrern der Diöcese, forderte von ihnen Gutachten über die bestehenden und Wünsche über neu einzuführende Lehrbücher ab und legte ihnen bestimmte Fragen zur Beantwortung vor. Hierauf wurden umfangreiche Pläne

und Entwürfe über die Anlage einzelner Schulbücher dem Ministerium zur Genehmigung vorgelegt. Hiebei sprach sich Slomšek entschieden für slovenisch-deutsche Schulen an solchen Orten aus, wo die Kenntnis der deutschen Sprache als nothwendig sich herausstellt. Er selbst schrieb für diese gemischten Schulen eine vergleichende slovenisch-deutsche Sprachlehre. Er wurde deshalb von gewisser Seite viel angefeindet und verhöhnt, was ihn jedoch in seiner Überzeugung nicht zum Wanken brachte und klar bezeugt, wie sehr man ihm auch von anderer Seite unrecht that, indem man ihm den Vorwurf des einseitigen, radicalen Nationalismus machte.

Unter Mitwirkung erfahrener Lehrer, denen Slomšek allerdings detaillierte Skizzen sammt den nöthigen Behelfen zuschickte, und deren Manuscripte er sodann revidierte und verbesserte, entstanden der Reihe nach nachbenannte Lehrbücher: 1. A-B-C-Buch für slovenische Schulen. 2. Kleines Lesebuch für Anfänger. 3. Großes Lesebuch und Sprechstoff zur Übung der Schüler der 2. Classe. 4. Wiederholungsbuch der nothwendigen Lehren für Sonntagsschulen auf dem Lande. 5. Deutsche Sprachlehre für slovenische Schulen. 6. Kleiner Katechismus für Anfänger. 7. Kleines Lesebuch für slovenisch-deutsche Schulen. 8. Großes Lesebuch für slovenisch-deutsche Schulen. 9. A-B-C-Buch für slovenisch-deutsche Schulen.

Über Zweck und Anlage der Lesebücher schreibt Slomšek im Vorworte zum großen Lesebuche (1854): „Das hohe k. k. Unterrichtsministerium empfiehlt, es mögen in der ersten Classe der Schule die Herzen der Kinder entflammt werden für Gott und den Glauben, für Kaiser und Vaterland; sie mögen sich erwärmen für Wahrheit und Recht. Diesem Zwecke diene das „Kleine Lesebuch." In der zweiten Classe soll den Schülern der Kopf hell gemacht und der Verstand erleuchtet werden; es sollen die edlen Seelenkräfte erblühen, die Jugend soll ihren heiligen Beruf erkennen und den Zweck der verschiedenen Geschöpfe Gottes auf Erden. Der Bildung des Verstandes, aber auch der weiteren Bildung des Gemüthes diene das „Große Lesebuch" und der Sprechstoff über die allernothwendigsten Dinge. Aber man soll nicht nur lesen und mit den Schülern sprechen; das hieße dem Durstigen Wasser mit dem Siebe schöpfen, das Fenster verrammeln und Finsternis in die Schule tragen. Der Jugend leuchte die Sonne weiser Erkenntnis, die durstige Seele trinke das klare Wasser eines gesunden Unterrichtes. Dazu ist die Schule da."

Dem entsprechend ist der Stoff der beiden Lesebücher ein durchaus verschiedenartiger. Die Lesestücke des ersteren haben einen sittlich-religiösen Inhalt. (Das brave Röschen, Die neidige Schülerin, Wer hat die

Vögel singen gelehrt? Gott sorgt für alle. Jesus, der Kinderfreund u. s. w.) Zur Übung im Schönlesen sind sie nach bestimmten Grundsätzen geordnet; der letzte Abschnitt soll auch zur Übung im Schön-, Recht- und Schnellschreiben dienen. — Das „Große Lesebuch" ist ein Reallesebuch. In 5 Abschnitten wird behandelt: 1. Erdkunde, 2. Naturgeschichte, 3. Naturlehre, 4. Astronomie, 5. Die menschliche Gesellschaft. Eingestreut sind auch etliche Lesestücke. Dem Wiederholungsbuche „Ponovilo" widmete Slomšek besondere Sorgfalt. Es enthält folgende Abschnitte: I. Geschichte der heil. Kirche; II. Anleitung zu einem frommen Lebenswandel und zu einem schönen Verhalten; III. Das Briefschreiben; IV. Das Rechnen; V. Weise Führung der Landwirtschaft; VI. Der Weinbau; VII. Erdbeschreibung; VIII. Liebe zum Vaterlande. Das „Ponovilo" sollte nicht nur eine Wiederholung des Schulunterrichtes in einem für das vorgerücktere Alter passenden Maßstabe, sondern auch ein brauchbares Handbuch für die der Schule entwachsene Jugend mit einer entschiedenen Richtung für das praktische Leben werden.

Nur der letzte Abschnitt (Liebe zum Vaterlande) dürfte unmittelbar aus Slomšek's Feder stammen. Über die Entstehung des Buches schreibt er: „Es war mein Bemühen, die besten Kräfte meiner Umgebung zur Abfassung dieses Lehrbuches zu gewinnen, denselben den Stoff wie auch die Form anzuzeigen, die gelieferten Aufsätze mit Aufmerksamkeit durchzusehen und auszuscheiden." Das Buch fand den Beifall des Ministers, welcher Slomšek darüber Folgendes schreibt: ... „welches (das Buch) nicht nur den Wiederholungsunterricht auf eine höchst ersprießliche Weise heben, sondern auch dem slovenischen Landvolke für das praktische Leben wesentliche Vortheile bieten, den religiösen Sinn fördern und verderblichen Tendenzen entgegentreten werde."

Als sich nach einigen Jahren Slomšek überzeugte, dass manche Lehrer seine Lesebücher nicht zu gebrauchen verstanden, veröffentlichte er noch am Abende seines Lebens in dem oben erwähnten Jahrbuche (Drobtince 1861) eine praktische Anleitung zum Gebrauche derselben unter dem Titel: „Kurze Anleitung zum kleinen und großen Lesebuche. Lehrern ein guter Rath." Es sei uns gestattet, aus dieser Anleitung einige Sätze anzuführen, die den Leser überzeugen werden, mit welchem richtigen pädagogischen Takte Slomšek die Schule und ihre Aufgabe auffasste:

„Willst du ein guter Lehrer sein, so sei den Kindern die heitere Morgensonne, welche leuchtet, wärmt und belebt, aber nicht der nächtliche Mond, kalt und schläfrig." „Je langsamer man anfangs vorwärts schreitet, desto rascher geht der Unterricht vonstatten, sobald den Kindern die Sache klar und deutlich geworden; zeige den Kindern nur fleißig

sichtbare Dinge und erzähle ihnen davon, aber frage sie auch hübsch aus.“ „Beim Lesen dürfen die Kinder nicht sägen und bellen, sondern sie müssen sich genau nach den Unterscheidungszeichen richten.“ „Zuerst musst du die Kinder für die Schule erwärmen, damit sie froh und heiter in die Schule gehen.“ „Sobald sich etwas Besonderes ereignet, sei es etwas Trauriges oder etwas Heiteres, lass die Kinder ein entsprechendes Stück lesen und beziehe die Lehre weise auf das Ereignis; hat z. B. irgend ein Knabe unbarmherzig Thiere geschlagen, so lasse lesen: XLIII. Der böse Thierquäler. Werden Knaben angeklagt, Bäume entrindet und beschädigt oder Steine geworfen zu haben, so mögen sie lesen: XLII. Wie man sich vor Schaden bewahrt. Im Frühlinge lasse lesen: XLIV. Die fröhlichen Vöglein. Spricht man von Gespenstern und nächtlichen Geistern, welche schrecken, lasse lesen: XLI. Leere Furcht. Dein Wort zu rechter Zeit nach einer solchen Lectüre wird viel tiefer dringen und deine Ermahnungen werden fruchtbarer sein, wenn du sie an die Lectüre anschließest, als wenn du über Schlechtigkeiten schiltst und über Dummheiten lachst.“ „Der erste Fehler beim Lesen ist der, dass man zu viel liest und zu wenig nachdenkt und den Schülern nachzudenken gibt, was sie gelesen haben. Auf diese Weise geschieht es, wie das Sprichwort sagt: Von jedem etwas, aus dem Ganzen nichts. Das heißt Wasser mit dem Siebe schöpfen oder in ein durchlöchertes Fass gießen. Immer kränkt es mich, wenn ich eine Schule besuche und frage: „Wie viel haben sie gelesen, oder was haben sie aus dem Lesebuche durchgenommen?“ — und wenn mir der Lehrer heuchlerisch antwortet: „Alles, das ganze Lesebuch haben wir durchgenommen.“ Das ist nicht möglich, mein Herr! In einem Jahre nicht, in einem halben Jahre aber noch weniger. Nach einer solchen Antwort schließe ich, dass die Kinder viel gelesen, aber wenig oder gar nichts erlernt haben, wie ich mich leicht sofort überzeuge, indem ich an dem bloßen Lesen leicht und genau erkenne, wie viel die Schule wert ist.“ „Der Lehrer darf nicht glauben, dass er seine Schuldigkeit gethan, wenn er seine Schüler gelehrt hat, flüssig zu lesen und schön zu schreiben; was hilft ein heller Kopf, wenn das Herz böse und rauh ist!“ „Der Lehrstand ist zwar ein schwieriger und mühevoller Stand; wer ihn richtig erkennt, schätzt seinen Wert sehr hoch. Ein weiser und eifriger Lehrer nützt dem Menschengeschlechte mehr als der ruhmvollste Feldherr, der die Feinde im Zaume hält und überwindet und Städte erobert.“

Dass Slomšek bei aller Liebe und Sorgfalt, die er der Schule zuwendete, die Pflichten seines Standes nicht vernachlässigte, dass er vielmehr in der Ausübung seines bischöflichen Amtes den Schwerpunkt seines Daseins erblickte, muss wohl nicht erst gesagt werden. Er vollendete sein thatenreiches Leben am 24. September 1862.

Diese dürftige Skizze erhebt natürlich keinen Anspruch, eine erschöpfende Darstellung des Wirkens und Schaffens des würdigen Priesters und eifrigen Schulmannes zu sein. Der uns zugemessene enge Raum nöthigte uns, selbst sein pädagogisches Wirken nur in allgemeinen Umrissen darzulegen. Eines jedoch hoffen wir mit diesen Zeilen erreicht zu haben: wir hoffen, gezeigt zu haben, dass Slomšek ein warmer Schulmann war, dass er, wenn er auch der Pädagogik keine neuen Bahnen gewiesen, dennoch mit vielem pädagogischen Takt und Geschick auf die Entwicklung der Schulen seines Wirkungskreises Einfluss genommen und dass er hinsichtlich des Lehrtones dem Lehrer unerreichte Muster geliefert. Das slovenische Volk verehrt ihn als Begründer seiner Volksschule.

VI.

Karl Rußheim.*)

Von Franz Frisch.

Ich sehe ihn noch vor meinem geistigen Auge, den schmächtigen Greis mit schneeweißem Haar, wie er zu Anfang der Siebziger-Jahre alltäglich an der Seite einer Enkelin von seinem schlichten Hause in der damaligen Victringervorstadt zu Klagenfurt über die sogenannte „Schütt" zur Kirche wankte. Er bedurfte der Stütze seiner Führerin, denn während sein Geist frisch und regsam blieb bis ans Ende seines langen Lebens, war ihm das Licht der Augen schon seit 1866 völlig erloschen. Gar mancher ältere Mann, der dem schlichten Paare begegnete, widmete dem ehrwürdigen Greise mit den milden Zügen einen dankbaren Blick oder einen achtungsvollen Gruß, hatte doch Schulrath Rußheim länger denn ein Menschenalter in der Stadt, in der er seine Tage beschloss, als ein hochangesehener und geliebter Lehrer gewirkt. Und als ihm am 17. October 1878 eine unabsehbare Menschenmenge auf seinem letzten Wege das Geleite gab, da zeigte es sich, wie zutreffend das Urtheil war, welches der Gemeinderath von Klagenfurt Ende December 1853 über Rußheim ausgesprochen hatte: „dass er sich durch sein ehrenvolles Wirken die Achtung aller Stände und den kindlichen Dank mehrerer hundert Schüler in hohem Grade erworben" habe.

Und doch hatten wohl nur wenige von all den zahlreichen Theilnehmern an jenem Leichenzuge eine klare Vorstellung von dem ganzen Umfang und Wert der Arbeit, die Karl Rußheim unter Hemmnissen mancherlei Art zustande gebracht hatte, von seiner über den Kreis des amtlichen Wirkens weit hinausgreifenden Bedeutung als Schulmann und zumal als Methodiker. Die Schriften, durch welche Rußheim jahrzehntelang einen tiefgehenden und förderlichen Einfluss auf die methodische

---

*) Die eifrigen Bemühungen, ein Porträt Karl Rußheims zu erlangen, erwiesen sich leider als vergeblich. Der Herausgeber.

Durchbildung insbesondere der Lehrerschaft des Landes Kärnten ausgeübt hatte, waren ja schon lange vor ihres Verfassers Tode von den rasch nachrückenden neueren Arbeiten verdrängt, in manchen Stücken auch überholt und — wie ich glaube, sehr mit Unrecht — vergessen worden. Aber nicht bloß vergessen vom Publicum, dem großen Undankbaren, sondern auch von der Geschichte der Methodik — kennt doch selbst das große Kehr'sche Werk den Namen Rußheim nicht. Dennoch verdient er es, der Vergessenheit entrissen zu werden, und hiezu beizutragen, ist der Zweck der nachstehenden Mittheilungen, die auf Grund eines reichlichen Actenmaterials, das dem Verfasser bei seiner Arbeit zur Verfügung stand, geboten werden.

Karl Rußheim wurde am 29. September 1788 zu St. Michael bei Wolfsberg in Kärnten geboren, wo sein Vater Meßner war und über einen bescheidenen Wohlstand verfügte. Karl besuchte die damals dreiclassige Normalschule und im Anschluss daran den sechsmonatlichen „pädagogischen Lehrcurs" in Klagenfurt. Inzwischen aber wurde von St. Michael aus, wo bisher keine Schule bestand, die Vorbereitung zur Errichtung einer solchen getroffen. Der Pfarrer Franz Schöberl bestätigte unterm 24. Juli 1804 das Bedürfnis, für „die des Lesens und Schreibens ganz unkundige Landjugend" eine eigene Schule zu errichten, und empfahl zugleich den Sohn des Meßners Karl Rußheim nicht bloß wegen seines sittlichen Verhaltens und seiner bereits geäußerten Fähigkeiten zur Versehung des Lehrdienstes an der zu begründenden Pfarrschule, sondern ganz besonders deshalb, weil „der Vater desselben im Fall seiner Anstellung ein eignes sehr bequemes gebäude zur Abhaltung der Schule anzuweißen bereit ist."

Dieses Anerbieten beschleunigte die Entstehung der neuen Pfarrschule und unterstützte die Anstellung des Jünglings, der ja auch in der Lage war, sein Bewerbungsgesuch durch ein vorzügliches Lehrbefähigungszeugnis zu unterstützen. Da es nicht ohne geschichtliches Interesse ist, eine solche Urkunde aus dem Beginn des Jahrhunderts kennen zu lernen, sei dieselbe nachstehend wort- und buchstabengetreu wiedergegeben:

	Classification in Rücksicht auf	
	Wissen	Verfahren
„Für Katecheten- Schul- und Hauslehrer. Vorzeiger dieses Herr Karl Rußheim hat bei der öffentlichen Präparandenprüfung des 805er Jahres gezeiget, was er von Beikommendem sowohl selbst wisse, als auch in wieweit er das dabei für die Normalschulen vorgeschriebene Verfahren überhaupt, und bey jedem hier benannten Gegenstande besonders auszuüben gelernet habe; nämlich; die Pädagogik, d. i. die Grundsätze der Erziehungs- und Lehrkunst für öffentliche Bürgerschulen	vorzügl. I.	vorzügl. I.
Katechetik, d. i. das gesprächweise Verfahren auf die Religion besonders angewandt	vorzügl. I.	vorzügl. I.
Regeln der Aussprache beim Buchstabenkennen, Buchstabiren und Lesen	1. vorz.	1. vorz.
Von der Schreibekunst als Mechanik betrachtet,		
a) die Regeln aus Grundstrichen die Buchstaben zu bilden, gebildete zu beurtheilen, zu bemängeln und zu berichtigen	1. vorz.	1. vorz.
b) das Schreiben deutscher Druckbuchstaben auf der Tafel und dem Papiere	1. vorz.	1. vorz.
c) der Kurrent-, Kanzlei-, Fraktur- und lateinischen Schrift	1. vorz.	1. vorz.
Von der Schreibekunst als Sprachvertreterin betrachtet,		
a) die Rechtschreibung in Anwendung auf Diktiren, Diktandoschreiben, mit den Forderungen des Gebrauchs die äussere Form der gewöhnlichen Geschäftsschriften einzurichten	1. vorz.	1. vorz.
b) das Abändern, Abwandeln und Wortforschen aus dem blossen Sprachgebrauche	1. vorz.	1. vorz.
c) die deutsche Sprachlehre überhaupt und systematisch	1. vorz.	1. vorz.
Von der Rechenkunst,		
a) die Methode durch das sogenannte Kopfrechnen zum Zifferrechnen vorzubereiten	1. vorz.	1. vorz.
b) das Zifferrechnen in den 4 Rechnungsarten, Regel Detri und Brüche	1. vorz.	1. vorz.
Von der Geographie, die Einleitung und Anwendung auf die Erblande	1.—	1.—
Dann die Verfahrungsart einige Gegenstände ohne, andere mit wenigen gemeinsamen Büchern, dennoch mit Beschäftigung aller Schüler zu lehren	1. vorz.	1. vorz.

Anmerkung.

Vorzeiger besitzet Sprachkenntnisse in der deutschen Sprache, ist zum Schuldienste zu St. Michael vorgeschlagen und bestens zu empfehlen, hat bis in die dritte Normalschulclasse studiert, und will sich ganz dem öffentlichen Schuldienste widmen, wozu er auch seiner Musikkunde wegen sehr geeignet ist.

Urkund dessen erfolgt die Amtsfertigung mit beigedrucktem Direktorialinsiegel.

Klagenfurt den 15. July 1805. Heinrich Lenz m. p.
Direktor und Präparandenlehrer.

Vidi Skamperl. m. p. Simon Dornberger m. p.
k. k. Kreiskoar und Schuloberaufseher. Katechet.

Am 1. November 1805 erfolgte Rußheims Anstellung an der Trivialschule seines Heimatsortes, am 4. April 1806 wurde er seitens des fürstbischöflichen Lavanter Consistoriums zum wirklichen Lehrer daselbst ernannt, und der junge Mann erfüllte seinen Beruf, wie verschiedene amtliche Zeugnisse bestätigen, mit Hingebung, Erfolg und auch „zur Zufriedenheit aller vernünftigen Eltern seiner Schulkinder." Umso bezeichnender für die Zustände der damaligen Schulverwaltung ist die Thatsache, dass man sich nicht mit der achtjährigen unentgeltlichen Benützung des bis 1810 dem Vater Rußheims gehörigen und dann dem Sohne à conto seiner Erbschaft übergebenen Hauses begnügte, sondern dem opferwilligen Lehrer den Gehalt von 105 Gulden jährlich erst mit Gubernialverordnung vom März 1810 und lediglich vom November 1808 an anwies, wobei es blieb, trotzdem sich die „Bezirksobrigkeit" der unzweifelhaften Rechte des doppelt Geschädigten annahm, der somit eine Reihe von Jahren hindurch ausschließlich auf das geringfügige Schulgeld und die Unterstützung väterlicherseits angewiesen war.

Trotzdem arbeitete Rußheim schon damals emsig an seiner allseitigen Fortbildung — die Bekanntschaft mit einem Exjesuiten zeigte ihm die Lücken seines Wissens, und geleitet von diesem trefflichen Manne, gieng er mit Eifer ans Studium der Gegenstände des Gymnasiums. Im März 1817 erlangte er vom Gubernium in Graz die erbetene Bewilligung zur Ablegung der Privatprüfung über die 4 „Grammaticalclassen" am Benedictiner-Gymnasium zu St. Paul. Bevor er jedoch von diesem Rechte Gebrauch machen konnte, unterzog er sich behufs Erlangung einer an der Normalhauptschule in Klagenfurt erledigten Gehilfenstelle einer sogenannten Concursprüfung, und das bei derselben gelieferte „ausgezeichnete Elaborat" bewirkte seine Ernennung zum Lehrgehilfen an der genannten Schule (Gubernialdecret vom 20. März 1817).

Dieser höchst organisierten deutschen Schule des Landes stand seit 1787 — als Nachfolger des ersten Directors Mosmann — Heinrich Lenz, Professor der Philosophie, vor, welcher bis 1810 die Leitung der Schule neben seiner Professur, von 1810 bis 1822 ohne die letztere versah.

Der würdige Herr zählte bei Rußheims Berufung an die Normalhauptschule bereits fünfundsiebzig Lebensjahre, stand somit in einem Alter, welches seinen Wunsch nach Bewilligung des wohlverdienten Ruhestandes mehr als gerechtfertigt erscheinen läſst. Allein dem Gubernium galt die Rücksicht auf die Schonung des Normalschulfonds als Erstes, und die Sorge für die gedeihliche Entwicklung der Anstalt, die doch auch die Lehrer des ganzen Landes heranzubilden hatte, kam nur nebenher in Betracht. Denn nur so erklärt sich die Entscheidung vom 30. Juli 1817, dass dem Director Lenz statt der von ihm angesuchten Jubilierung nur eine „für seine Alterskräfte angemessene Erleichterung" in der Form bewilligt wurde, dass der Gehilfe Karl Rußheim den Auftrag erhielt, an Stelle des Directors den Unterricht an den Präparandencursen*) zu übernehmen und außerdem den greisen Lenz bei seinen Schreibgeschäften zu unterstützen; dafür wurde Rußheim als gesammte Leistung zunächst eine „Belohnung" von 200 fl. angewiesen, die im folgenden Jahre, als die 2. und 3. Classe Parallelabtheilungen erhielten, durch einen Zuschuss erhöht wurde.

In dem bezüglichen Erlasse wurde Rußheim beauftragt, den theoretisch und praktisch pädagogischen Unterricht nach Anleitung des Directors in den vorgeschriebenen Stunden „in bündiger Ordnung und mit Fasslichkeit zu ertheilen und sich dabei vorzüglich an die politische Verfassung der deutschen Schulen, an die Forderungen an Schullehrer, an das Methodenbuch von Hye und an andere pädagogische gute Werke und an alle das deutsche Schulwesen betreffende Vorschriften zu halten."

Die Leistung, welche dem jungen Schulmanne zugemuthet wurde, war keine geringe, aber sie führte ihn zur vollen Entfaltung seiner Kräfte, zur Entwicklung des reichen didaktischen Geschickes, das von seinen Vorgesetzten Jahr für Jahr in der schmeichelhaftesten Weise anerkannt wurde und in den methodischen Schriften, die er später herausgab, deutlich in Erscheinung trat. Rußheim scheute nicht Opfer an Geld und Mühe, um die pädagogische Literatur jener Zeit mit heißem Bemühen zu studieren, und den so gewonnenen Bildungszuwachs verwertete er getreulich in den schriftlichen Präparationen aus sämmtlichen Fächern, worin er die künftigen Lehrer zu unterrichten hatte. Diese intensive Erfüllung seiner Amtspflichten, sowie der Privatunterricht, den er als Familienvater zu ertheilen sich genöthigt sah, zwang ihn zunächst, die Ablegung der Prüfungen über die 4 untern Gymnasialclassen etwas hinauszuschieben, so dass zwischen dem Examen über die 1. Classe, das er im August 1817 am Gymnasium

*) Diese Curse währten 3 Monate für Triviallehrer, 6 Monate für Hauptschullehrer.

in Klagenfurt bestanden hatte, und jenem über die 2. Classe ein Zeitraum von mehr als 3 Jahren liegt. Doch schon 1821 bestand er mit dem bisherigen ausgezeichneten Erfolge die Prüfung über die 3., im folgenden Frühjahre die über das 1. Semester der 4. Classe — damit aber war auch seinem Privatstudium, sofern es dabei auf die Erlangung von Zeugnissen abgesehen war, ein Ende bereitet. Durch eine Gubernialverordnung vom Juni 1822 wurde ihm nämlich jede fernere Prüfung untersagt, und auf ein neuerliches, umständlich begründetes Gesuch Rußheims, ihm noch die Ablegung des Examens für das 2. Semester der 4. und für die beiden Humanitätsclassen im Gnadenwege zu bewilligen, erfolgte umgehend die abweisliche Erledigung des k. k. steierm.-kärntischen Guberniums in Graz: „Da den in einer öffentlichen oder privat Dienstleistung stehenden Individuen, ausdrücklich das Privat Studiren, um Zeugniße zu erlangen, verbothen ist; so kann diesem Gesuche durchaus nicht willfahret werden.“ Vergebens hatte sich Rußheim darauf berufen, „dass sein Bestreben nach weiterer Vervollkommnung nicht nur ihm selbst genützt, sondern ihn auch in den Stand gesetzt habe, als ein für den Staat brauchbarer Lehrer die Pflichten zu erfüllen und in seinem Wirkungskreise manches Gute zur stiften“; vergeblich hatte er darauf hingewiesen, dass ihn „nicht jugendlicher Wankelmuth, nicht Unzufriedenheit mit seinem Stande, sondern bloß der Wunsch, an seiner Vervollkommnung noch ferner arbeiten zu können,“ zu Fortsetzung der begonnenen Studien antreibe — die chinesische Mauer, welche überängstlicher Bureaukratismus errichtet hatte, blieb für den Strebenden unübersteiglich.

Indessen war Rußheim im Jahre 1820 wirklicher Lehrer der 3. Classe, anfänglich mit einem Gehalt von 400, später von 500 fl. geworden, aber ein Antrag des fürstbisch. Gurker Consistoriums, ihn in Anbetracht seiner thatsächlichen Leistungen zum Vicedirector zu ernennen, wurde vom Gubernium abgewiesen. Dagegen entschloss man sich endlich (1822) zur Pensionierung des Directors Lenz, der bereits geistig und körperlich allzu schwer die Bürde seines hohen Alters trug.*)

---

*) Rußheim spricht an verschiedenen Stellen seiner Schriften von Lenz († 2. März 1824) im Tone der Hochschätzung und herzlichen Verehrung. Aus einem unvollständigen Manuscript seien folgende Stellen herausgehoben:

„Obgleich Heinrich Lenz nie Lehrer in einer Classe der deutschen Schulen war, so besaß er doch eine tiefe Einsicht in das Lehr- und Erziehungswesen und erlangte eine solche Routine in den meisten Lehrfächern und ihrer methodischen Behandlung, dass er nicht nur den Lehramtscandidaten einen gründlichen Unterricht zu ertheilen, sondern auch geübten Lehrern in zweifelhaften Fällen nach vernünftigen Ansichten zu rathen im Stande war. Lehrmethode und zweckmäßige

Nunmehr wurde Rußheim die Direction der Normalhauptschule und der Mädchenschule der Ursulinerinnen provisorisch übertragen, aber zur definitiven Ernennung desselben kam es nicht, da die Stelle ohne Ausschreibung dem bisherigen Director der Hauptschule in Fiume, der infolge der Vereinigung einiger Districte des damaligen Illyriens mit Ungarn dienstlos geworden war, verliehen wurde. Auch Wenzel Kühnel — so hieß der Mann — bedurfte bei seinen Kanzleigeschäften der ausgiebigsten Unterstützung Rußheims, und dieser gewährte sie ihm noch über die eigene Pensionierung hinaus bis December 1860!

Infolge einer neuerlichen Concursprüfung erhielt Rußheim im October 1829 durch das Gubernium in Laibach die Ernennung zum Lehrer der 4. Classe, womit allerdings eine Steigerung seines seit 1823

Behandlung der Jugend waren in seinen Augen das Erste und Wichtigste zum Gedeihen des Unterrichtes; daher besuchte er oft die Schulclassen und wohnte den Vorträgen der Lehrer bei, er nahm selbst häufige Versuche mit Kindern vor und machte sich also mit einer guten Lehrmethode allmählich vertraut.“

„Heinrich Lenz trug bei Besetzungen der Lehrer und Gehilfenstellen auf Concursprüfungen an. „„Der Lehrer darf in seiner Ausbildung nicht stillestehen. Concursprüfungen geben den Vorstehern Gelegenheit, sich von seiner Fortbildung zu überzeugen; die übrigen empfehlenden Eigenschaften und Verdienste werden dadurch keinem Competenten benommen.““ Seine Fragen verriethen den denkenden Pädagogen und konnten auch nur von demjenigen, der nicht bei dem todten Buchstaben stehen blieb, sondern in den Geist der Sache eindrang, genügend beantwortet werden.“

„Den pädag. Unterricht ertheilte er im wesentlichen selbst; jedoch nahm er in denjenigen Lehrfächern, in deren methodischer Behandlung er weniger Erfahrung erlangt zu haben glaubte, auch die Mitwirkung geschickter Lehrer der Muster-Hauptschule in Anspruch und ließ durch diese die Lehrmethode im Präparanden-Curse entwickeln. Er sagte: „„Ein Präparandenlehrer soll in den Lehrfächern, deren Methode er für Candidaten abhandeln will, selbst Lehrer gewesen sein, sonst kann er die Methode nicht aus eigener Erfahrung, nicht aus eigenem Gefühle vortragen. Aus Büchern kann man eine gute Methode kennen lernen, aber zum Eigenthume wird sie nur durch eigene Ausübung. Wer einen Weg öfters selbst gegangen ist, der ist für andere, die ihn gehen wollen, wohl ohne Zweifel der sicherste Wegweiser.““

„Von Lehramts-Candidaten forderte er, außer den nöthigen Vorkenntnissen und den übrigen vorgeschriebenen Eigenschaften, ein angemessenes Alter. Seine Ansicht war: „„Der Lehrer muss in seinem Vernunftgebrauche vieles von seinen Schülern voraus haben, da er Pflichten und Rechte der Eltern zu übernehmen hat. Ferner ist es nothwendig, dass er in verschiedenen Vorfällen die natürliche Elternliebe zu ihren Kindern durch zuverlässig guten Vernunftgebrauch ersetze, dass er sich unter vielen andern Amtstugenden eine beinahe grenzenlose Geduld erwerbe. Tugenden aber werden nur durch freiwillige, verständige, oft wiederholte Handlungen erworben; Geduld ist selten das Eigenthum der Jugend. Ohne ein reiferes Alter lassen sich dergleichen Tugenden nicht voraussetzen. Darum finde ich keinen Jüngling vor dem 18. Lebensjahre zum Präparanden-Curse geeignet.““

auf 500 fl. C. M. erhöhten Gehaltes nicht verbunden war. Inzwischen (1827) war die 1. Auflage von Rußheims „Materialien zu einem zweckmäßigen Unterricht in der deutschen Sprachlehre" in 2 Theilen, bestehend aus der „Wortforschung" und der „Wortfügung," bei Joh. Leon in Klagenfurt erschienen und erregte in ungewöhnlichem Maße die Aufmerksamkeit der Schulkreise, selbst des Auslandes (vgl. „Literatur-Ztg. für Volksschullehrer." Ilmenau, 1833, 2. Heft, S. 137 u. f.), so dass das Werk bis zum Jahre 1845 vier starke Auflagen erlebte. Es bietet mehr, als es im Titel verspricht: es ist eine sämmtliche Abschnitte der Sprachlehre umfassende, ins einzelne gehende methodische Anleitung, die auch heute noch in vielen Stücken, so in der anschaulichen und gründlichen Entwicklung der Regeln, in der geschickten Auswahl der Übungen, in der nachdrücklichen Betonung der Etymologie und in dem naturgemäßen Anschluss der Rechtschreibung an die Grammatik, ihren Wert nicht eingebüßt hat. Die Grundsätze, welche der Verfasser ausspricht, muthen uns theilweise noch durchaus modern an. Er sagt z. B.: „Die Lehrer in den Volksschulen haben es mit Kindern zu thun, die flatterhaft, unbehilflich, im Nachdenken ungeübt sind . . . Um solchen Kindern einen ihrer Natur angemessenen Unterricht zu ertheilen, muss sich der Lehrer in ihren Erfahrungskreis versetzen, die Kinder sehen, hören und beobachten lassen, um dasjenige, was er erzielen will, so weit es möglich ist, aus ihren Ansichten und Urtheilen hervorzulocken. Hiezu bedarf der Lehrer bei allen Gegenständen, welche einiges Nachdenken fordern, außer seiner Lehrgeschicklichkeit eines hinlänglichen Vorrathes von Beispielen und Übungen."

Im Jahre 1833 erschienen im gleichen Verlage als Auszug aus dem eben erwähnten methodischen Handbuche die „Sprachübungen über die Regeln der Wortforschung und Wortfügung, eingerichtet nach der für die Normal- und Hauptschulen vorgeschriebenen deutschen Sprachlehre" — ein sehr brauchbares, wenn auch zu umfangreich gerathenes Übungsbuch (260 Seiten) für die Hand der Schüler.

———

„„Der Candidat soll wahren Beruf zum Lehramte haben; sonst würde er die vielen Pflichten, welche ihm seine Amts-Instruction und der 11. Abschnitt der politischen Schulverfassung vorschreiben, schwer oder gar nicht erfüllen können. In der Wahl seines wahren Berufes verfehlt man sich oft. Noth, sich zu nähren, gilt oft für Beruf, ohne dass er es ist. Auch in der Wahl des Lehrstandes mangelt es oft an reifem Alter und gesetztem Verstande.""

„Heinrich Lenz war mit Vierthaler in dem Urtheile ganz einverstanden, dass ein Individuum, von dem man behaupten kann: Spes ultima ludimagister, zum Lehramte am wenigsten tauge, mag es sich übrigens auch durch mehrere Jahre den höheren Studien gewidmet haben. Jünglinge mit den nöthigen Vorkenntnissen, von gutem Rufe, gesundem Menschenverstande und unverdorbenem Herzen wünschte Heinrich Lenz als Candidaten zum Lehrstande."

Am 3. Jänner 1835 schrieb er die Vorrede zu seinem „Theoretisch-praktischen Unterricht in der deutschen Rechtschreibung. Darstellung eines methodischen Verfahrens bei dem Rechtschreibe-Unterrichte in Volks- und Unterrealschulen, mit vielen zur Einübung der Regeln passenden Dictando-Sätzen und einer kurzgefassten Seelenlehre (!) für reifere Schüler. Für Lehrer und diejenigen, welche sich in diesem Gegenstande vervollkommnen wollen." (Klagenfurt, Leon, 2. Aufl. 1852.) Wie die nahezu 2 Bogen umfassende Psychologie, ja sogar etliche Blätter selbstverfasster „Glückwünsche für die Jugend" in dieses Handbuch für den orthographischen Unterricht kommen, ist schwer zu sagen. Was jedoch den 313 Seiten umfassenden Haupttheil betrifft, so ist er ein würdiges Seitenstück zu den „Materialien," mit denen ja auch die Art der Behandlung übereinstimmt: an die methodische Abhandlung der Regeln schließen sich die passenden Übungsbeispiele.

Rußheims Ansichten über das auf diesem Gebiet des Sprachunterrichtes einzuschlagende Lehrverfahren sind folgende:

„Der Lehrer liest zuerst die Dictando-Aufgabe deutlich vor, überzeugt sich durch Fragen, ob die Schüler alles richtig verstehen, erklärt, wo es nöthig ist, macht sie auf die guten Lehren aufmerksam . . . Dann dictiert er einen Satz und nöthigenfalls auch kleinere Theile desselben. Er bestimmt einen der geschickteren Schüler, welcher während des Schreibens jedes Wort, mit Angabe der Gründe für die Rechtschreibung, auflösend buchstabiert, oder doch das Wichtigste von jedem Worte angibt. Es sei z. B. der Satz: „Im Glücke mäßig und demüthig sein, ist wahre Weisheit." Der Schüler wiederholt den Satz und spricht: „Im, ein Vorwort, i-m im, mit einem großen Anfangsbuchstaben im Anfange des Satzes; — Glück, ein Hauptwort, mit ü und mit ck, weil ück geschärft ausgesprochen wird; — mäßig, ein Beschaffenheitswort, mit ä und ß, weil es von Maß abstammt, u. s. w. Wenn ein Schüler fehlt, tritt der Lehrer verbessernd ein. So können mehrere der geschickteren Schüler zu dieser Zergliederung bestimmt und diejenigen, welche sich durch Aufmerksamkeit und richtige Angabe auszeichnen, . . . mit der Note sehr gut &c. belohnt werden, was zur Erregung des Fleißes und Wetteifers dient. Auf diese Art ist das Dictandoschreiben ein Richtigschreiben mit gleichzeitiger Belehrung und Einsicht der Gründe . . . . Es ist besser, wenn man die Anfänger vorher belehrt, Fehler verhütet . . . Dass die Angabe und Belehrung in Fällen, wenn der Lehrer zur Probe auf Quartblätter dictiert, zu unterbleiben habe, bedarf kaum einer Erwähnung. Dieses Probeschreiben soll in jeder Woche wenigstens (!) einmal geschehen."

Es ist hier nicht der Ort, die Licht- und Schattenseiten der Rußheim'schen Rechtschreib-Methode, sowie den Wandel der Ansichten über

diesen Gegenstand seit dem Erscheinen des „Theoretisch-praktischen Unterrichts“ aufzuzeigen. Der Sachkundige wird aber aus den angeführten Citaten jedenfalls den Eindruck gewonnen haben, dass Rußheim ein denkender praktischer Schulmann, ein echter und rechter Schulmeister gewesen ist.

Eine vierte Schrift Rußheims führt den Titel: „Methodik der Rechenkunst oder Anweisung, wie der Unterricht im Rechnen, von der Kenntnis der Ziffern angefangen bis zu den höheren Rechnungsarten der 4. Classe beider Jahrgänge (Unterrealschule) einschließlich, den Kindern stets im Geleite des Verstandes ertheilt werden soll“ (Klagenfurt bei Joh. Leon, 1842) — also ein methodisches Handbuch für den Rechenunterricht, das auf 26 Druckbogen die Ergebnisse von Rußheims praktischen Erfahrungen auf dem genannten Unterrichtsgebiete darbietet. Bei der Entwicklung, welcher die Methode des Rechenunterrichtes in den letzten Jahrzehnten erfahren hat, ist es ja selbstverständlich, dass Rußheims Werk heute veraltet ist. Aber das gilt durchaus nicht für alle Theile desselben, da der Verfasser sich von dem Grundsatz leiten ließ: „Einsicht der Gründe des Verfahrens und richtige Beurtheilung des gegebenen Rechnungsfalles ist das Erste und Wichtigste, mechanische Fertigkeit in der Bearbeitung das Zweite. Der Mechanismus ohne Bildung des Verstandes und der Urtheilskraft nutzt wenig, meistens gar nichts; beide vereint machen den geschickten Rechner.“

Wenn man im Auge behält, wie die damals an den „deutschen Schulen“ eingeführten Lehrbücher sich fast durchaus mit der Anführung der trockenen Regeln begnügten und die Lehrer selbst nur in sehr unzulänglicher Weise methodisch geschult waren, so muss Rußheims „Methodik“ für den verhältnismäßig engen Kreis, in dem sie Aufnahme gefunden — sie wurde nur einmal aufgelegt — gewiss als ein wichtiges Förderungsmittel des Rechenunterrichtes gedient haben.

Den Schluss seiner literarischen Thätigkeit bildete die Abfassung eines Lesebuches, dessen Titel deutlich an Rochows, an Friedr. Philipp Wilmsens und an Zerrenners „Kinderfreund,“ an Joh. Ferd. Schlez’ „Denkfreund“ und an Karl Friedr. Hempels „Volksschulfreund“ anklingt — er lautet nämlich: „Der Jugendfreund. Ein Lehr- und Lesebuch zur Weckung der Aufmerksamkeit, Bildung des Verstandes und Veredlung des Herzens.“ I. Theil. Für die zarte Jugend. (Klagenfurt bei Joh. Leon. 1849).

Über die Grundsätze, die Rußheim bei Abfassung des 252 Seiten starken Bandes leiteten, spricht er sich in einer Vorrede eingehend aus. Das Buch zerfällt in drei Hauptstücke. Das erste enthält stufenweise vom Leichten zum Schwereren fortschreitende Leseübungen; das zweite

Betrachtungen über verschiedene Objecte der Naturgeschichte, über den Menschen und seine Eigenschaften und einiges aus der Geographie. Das dritte Hauptstück handelt von den Pflichten gegen Gott und den Nächsten, insbesondere gegen die Vorgesetzten und gegen sich selbst. Der ganze Stoff ist in 186 Paragraphen gegliedert und, wie es scheint, von Anfang bis zu Ende von Rußheim selbst verfasst. Gewiss entsprechen viele der Stücke dem heutigen Geschmack nicht mehr, doch gibt es unter der Menge von Nummern gar manche, die es verdienten, in unsern Lesebüchern fortzuleben.

In ähnlicher Art scheint auch das Lesebuch für die 1. Classe der Stadt- und Landschulen verfasst gewesen zu sein, das Rußheim über Auftrag der k. k. Studien-Hofcommission in Wien auf Grund eines vorgezeichneten Programms etwa 1843 oder 1844 ausgearbeitet und vorgelegt hat. Dies ist einer sehr umständlichen, vom 20. März 1845 datierten „Beleuchtung des von einem einzelnen erstatteten Gutachtens" über das erwähnte Lesebuch-Manuscript zu entnehmen, die im Entwurf vorliegt, und aus welcher hervorgeht, dass der ungenannte Recensent ein scharfes, in vielen Stücken unrichtiges Urtheil abgegeben hat, ja selbst vor Entstellungen nicht zurückgeschreckt ist, weshalb auch der Ton der Erwiderung stellenweise ein erregter ist, was bei der milden, bescheidenen und versöhnlichen Sinnesart Rußheims dafür spricht, dass ihm übel genug mitgespielt worden war. Auch von der Vorlage eines umgearbeiteten Manuscripts ist in der „Beleuchtung" die Rede, aber wenn Rußheim sich auch dazu verstanden hat — jedenfalls wurde seine Arbeit nicht approbiert, und es liegt daher die Vermuthung nahe, dass er für den „Jugendfreund" das eben erwähnte Lesebuch-Manuscript verwertet habe.

Wenden wir uns nunmehr wieder seinen amtlichen Schicksalen zu. Da auch in Klagenfurt die aus zwei Jahrgängen bestehende 4. Classe der Normalhauptschule dem wachsenden Bedürfnisse nicht mehr genügte, so wurde dieselbe durch das k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht zu Anfang des Schuljahres 1849/50 in eine zweiclassige Unterrealschule umgewandelt, welche jedoch mit der Mutterschule in Verbindung blieb. Rußheim ward nun Realschullehrer, und als das Ministerium diese unselbständige Unterrealschule im September 1851 zu einer aus drei Classen bestehenden selbständigen Anstalt erhob, wurde er zum provisorischen Lehrer der Sprachfächer und zugleich zum provisorischen Director bestellt, und im October desselben Jahres erlebte Rußheim die wohlverdiente Auszeichnung, dass er zum k. k. Schulrathe „außer der Behörde" ernannt wurde, womit jedoch keinerlei Änderung seiner Amtsstellung verbunden war. Er führte die Leitung der jungen, rasch auf-

blühenden Anstalt, die anfänglich in drei verschiedenen Gebäuden untergebracht war, mit jugendlichem Eifer; aber es war ihm auch diesmal nicht vergönnt, das Scepter dauernd in seiner Hand zu behalten: 1853 wurde ein anderer, jüngerer Lehrer der Unterrealschule, Josef Payer — wie Rußheim ein Mann, der von der Pike auf gedient hatte — mit der Direction der im Schuljahre 1854/55 zur Oberrealschule erweiterten Anstalt betraut, während sich Rußheim mit der im Februar 1855 erfolgten Ernennung zum wirklichen Lehrer der Oberrealschule begnügen musste, in welcher Stellung ihm im October 1856 nach mehr als fünfzigjähriger Arbeit im Schuldienste die erbetene Pensionierung bewilligt wurde.

Doch auch jetzt ward er nicht müde, der Schule seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, und dass man auch bei der Landesregierung von seiner ungeschwächten Geistesfrische, wie von seiner pädagogischen Tüchtigkeit überzeugt war, erhellt am besten daraus, dass ihm im Juni 1858 nach dem Tode des k. k. Schulrathes und Schulinspectors durch sieben Monate die Function des Verstorbenen, d. h. das Referat über das Volks- und Realschulwesen bei der k. k. Landesregierung, übertragen wurde. Wieder ein Provisorium, dem kein Definitivum folgte!

Noch einmal — zu Beginn des Jahres 1861 — rafft sich der bereits dreiundsiebzigjährige Greis auf, und in fester, ungewöhnlich schöner Handschrift erbittet er sich die Verleihung der an der k. k. Normalhauptschule in Klagenfurt erledigten Directorstelle. Er will sich mit der Hälfte des systemisierten Gehaltes von 630 Gulden begnügen, die 12 wöchentlichen Lehrstunden im Präparanden-Unterricht, wofür 180 Gulden angesetzt waren, völlig unentgeltlich ertheilen, und er ist so glücklich, bei dieser Gelegenheit von sich behaupten zu können, dass er sich bei vollkommener und dauerhafter Gesundheit befinde, und dass seine Geisteskräfte so ungeschwächt seien wie vor dreißig Jahren. Aber auch dieser Wunsch blieb ihm unerfüllt, sowie der andere, von dem mir der Sohn Rußheims, Herr Dr. Karl Rußheim, k. k. Bezirksarzt in Wolfsberg, seinerzeit Mittheilung machte. Der greise Schulrath plante nämlich die Herausgabe einer Gesammt-Methodik des Volksschulunterrichtes als Schlussstein seines Wirkens. Doch ehe der Gedanke That wurde, nahm ihm das Schicksal das Augenlicht und damit die Möglichkeit, sein Lebenswerk zu vollenden, wie er sich's gedacht hatte.



VII.

Josef Dionys Manzer.

Von Heinrich Jahne.

Josef Dionys Manzer, einer der verdienstvollsten und populärsten Lehrerbildner Böhmens, wurde am 1. November 1808 in Petersdorf, einem kleinen Orte bei Graber, in der Nähe von Böhmisch-Leipa, als der Sohn armer Lohnweberslente geboren. Da er als Knabe von schwächlicher Gesundheit war, besuchte er anfangs nur im Sommer die eine halbe Stunde entfernte Filialschule zu Hermsdorf; die schulfreie Zeit wurde zu Hause mit Spulen und Spinnen, mit Arbeiten auf dem Felde, aber auch mit Lesen, Schreiben und Rechnen, desgleichen mit dem Violinspiele, das er bei dem Lehrer in Waltersdorf erlernte, fleißig ausgenützt. Im 12. Lebensjahre hatte der erste Unterricht ein Ende. Zu dem Berufe des Vaters fehlte es dem Knaben an Lust; er wollte Lehrer werden. Das war nun leichter gesagt als ausgeführt, denn es gebrach den Eltern an den Mitteln, ihm das Studium zu ermöglichen. Nach vielem Bitten aber erhielt er die Erlaubnis, die Pfarrschule in Graber zu besuchen, woselbst er außer in den gewöhnlichen Schulgegenständen auch in der Musik (Gesang, Klavier-, Violin-, Flöten- und Clarinettenspiel) Unterricht erhielt. Ein in der Nähe ansässiger Onkel gab dem musikalisch glücklich beanlagten Lehramtsbeflissenen Wohnung. Seine Verwandten hielten ihn streng und verwendeten ihn, wahrscheinlich um sich für den ihm bei ihnen gewährten Aufenthalt in etwas zu entschädigen, nach dem Unterrichte zum Kuhhüten, wobei es

ihm aber sehr selten gestattet wurde, sich mit einem Buche oder Musikinstrumente zu beschäftigen. Sie schalten ihn öfters „als einen, der im Hause nichts arbeiten, sondern immer nur bei seinen Büchern sitzen wolle.“ Diesen unerträglichen Zuständen machte der junge Manzer ein Ende, indem er aus dem Hause seines Onkels floh. In seinem Vaterhause, wohin die Flucht gerichtet war, fanden die von ihm angegebenen Ursachen seines „Durchgehens“ anfänglich keinen Glauben; auch galt er bei den Dorfbewohnern als verdorbener, weggejagter Student, und erst, als sie ihn auf einem alten Klaviere musicieren hörten, änderte sich die Volkesstimme insofern zu seinen Gunsten, dass man meinte, es könne aus ihm „doch wohl noch ein Schullehrer werden.“ Nachdem Manzer einige Zeit im Studium ausgesetzt hatte, durfte er die Pfarrschule in Drum besuchen, musste aber anfangs bei seinen Eltern wohnen, was jeden Tag einen Weg von zwei Stunden bedeutete; erst später fand er in einem Hause seines Studienortes billige Aufnahme. Schon damals befasste er sich mit pädagogischen Schriften; er las Werke von dem Prager Normalhauptschul-Director Pařizek, das Krebsbüchlein von Salzmann, Werke von Pestalozzi, das Methodenbuch ꝛc. Im Jahre 1826 besuchte er den vom weißen Sonntage bis Ende August währenden Präparanden-Curs in Leitmeritz, wo der Hauptschullehrer Franz Grundmann, ein tüchtiger Pädagoge, wirkte. Die erste Anstellung fand Manzer als Lehrgehilfe in Sandau bei Böhm.-Leipa. Über das Verhältnis des Gehilfen zum Lehrer wollen wir ihn selbst vernehmen:

„Das damalige Verhältnis des Lehrgehilfen zum Lehrer war ein echt patriarchalisches. Der Lehrgehilfe war Mitglied der Familie des Lehrers. Insofern er sich der Familie anschloss, wurde er von ihm nachtheiligen Ausgängen und Auslagen u. s. w. bewahrt. Ich fühlte mich ganz wohl in der Familie des Sandauer Lehrers Mitteis. Bei dem Vertrauen und der Achtung, die ich in der Familie genoss, fand ich es nicht auffällig und meinen Charakter verletzend, wenn mich Lehrer Mitteis zur Heuernte einlud, mit ihm auf die Wiese zu gehen und den Rechen in die Hand zu nehmen. „Wollen Sie, Herr Manzer, so gütig sein,“ sagte eines Tages die Frau Mitteis zu mir, „der Wiege manchmal einen Stoß zu geben, damit das Kind nicht aufwache und den Unterricht störe?“ Ich that es.“

Aus dieser jedenfalls typischen Schilderung ist unter anderem auch zu ersehen, dass noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhundertes die Schulstube gleichzeitig als Wohn- und Kinderzimmer des Lehrers dienen musste.

In Sandau war seines Bleibens nicht lange. Bereits am 10. Januar 1828 erhielt er eine Gehilfenstelle an der Hauptschule in Maria-

schein, welchen Posten Manzer im November desselben Jahres antrat. Der Aufenthalt daselbst war für den jungen Lehrer kein angenehmer. Manzer war eigentlich Supplent für den alten, kränklichen, schon über 50 Jahre im Dienste stehenden Hauptschullehrer Mayer und musste von diesem beköstigt und bezahlt werden, weshalb er auf den Gehilfen gar nicht gut zu sprechen war. Manzer sagt selbst: „Der Propst" — und Hauptschuldirector — „wollte augenscheinlich an ihm sein Müthchen kühlen, seine Existenz vernichten, und der Hilfslehrer war — das Strafmittel dazu." Nachdem Manzer 1830 mit Gubernialdispens *) an der Normalhauptschule in Prag die Hauptschullehrerprüfung abgelegt hatte, kehrte er wieder nach Mariaschein zurück, wo er im nächsten Jahre als supplierender Hauptschullehrer angestellt wurde. Sein Gehalt betrug 180 fl. C. M. Das Chorregentenamt, welches er ebenfalls übernommen hatte, „trug außer einigen bezahlten Hochämtern und Einführungen von Processionen nur eine Klafter Scheitholz aus den Waldungen des Kirchenstiftsgutes Sobochleben," was gewiss nicht zu viel war. Eine definitive Anstellung als Hauptschullehrer konnte er aber in Mariaschein nicht erlangen, weil die Hauptschule aus Ersparungsrücksichten aufgehoben und zu einer zweiclassigen Trivialschule degradiert wurde; dafür bekam er 1838 vom Leitmeritzer Consistorium das Decret als Trivialschullehrer. Nach dem Tode seines ehemaligen Lehrers Grundmann wurde er als Lehrer an die Hauptschule nach Leitmeritz berufen. Diese Stellung trat Manzer am 18. October 1840 an. Er entfaltete in derselben eine ungemein ersprießliche Thätigkeit; auch auf dem Gebiete der musikalischen Composition und als pädagogischer Schriftsteller — seine ersten für das „Jahrbuch für Lehrer, Eltern und Erzieher" bestimmten Aufsätze stammen aus der Mariascheiner Zeit — that er sich rühmlich hervor. Schon als Hauptschullehrer ununterbrochen an dem Unterrichte der Lehramtszöglinge betheiligt, wurde er 1850 zum Lehrerbildner und nach der 1870 erfolgten Umwandlung des Pädagogiums in eine Lehrerbildungsanstalt zum k. k. Hauptlehrer, beziehungsweise Professor ernannt. Als solcher war er auch Mitglied der k. k. Prüfungscommission für allgemeine Volks- und Bürgerschulen; sein Prüfungsgegenstand war Pädagogik, eine Zeit lang auch deutsche Sprache. Bis zur Systemisierung der betreffenden Stelle wirkte er auch als Schulinspector im Gerichtsbezirke Lobositz. Durch Manzers Thätigkeit in Leitmeritz erlangte die Lehrerbildungsanstalt daselbst einen ausgezeichneten Ruf, nicht minder auch die Lehrer — und es sind ihrer an 2000 — die zu des Meisters

*) D. h. er war von der Landesschulbehörde von dem ganzjährigen Besuche des Candidatencurses entbunden worden.

Füßen gesessen. „Ob seines echt väterlichen Wohlwollens und der Freundlichkeit und Biederkeit seines ganzen Wesens genoss er die allgemeine Liebe und Verehrung seiner Schüler und Collegen im reichlichsten Maße.“ (F. Thomas).

Ein Ehrentag für ihn war der 1. November 1876, die Feier seines 50jährigen Lehrerjubiläums, die sich zu einer großartigen Ovation für den Lehrerbildner gestaltete. Seine Majestät der Kaiser zeichnete den Lehrerveteranen durch das goldene Verdienstkreuz mit der Krone aus, der Deutsche Landeslehrerverein in Böhmen ernannte ihn zu seinem Ehrenmitgliede. Seine in allen Kronländern Österreichs wirkenden Schüler gründeten mit einem Barfonde von 484 fl. 46 kr. eine Manzer-stiftung, deren Zinsen einem armen Zöglinge der k. k. Lehrerbildungs-anstalt in Leitmeritz zugute kommen sollten. Dieselbe trat schon 1877 ins Leben.

Am Schlusse des Schuljahres 1879 trat der greise Schulmann in den wohlverdienten Ruhestand, bei welcher Gelegenheit ihm der Titel eines Kaiserlichen Rathes verliehen ward. Am 26. September 1882 starb er.

Am 9. September 1888 fand die Enthüllung des Manzer-Denkmales in Petersdorf statt. Außer einer großen Anzahl von Lehrern und Vereinen nahmen an der erhebenden Feier theil: Franz Wenzel, k. k. Bezirksschulinspector in Leitmeritz, Karl Lang, k. k. Bezirksschulinspector in Böhm. Leipa, Robert Manzer, Bürgerschuldirector in Tetschen (Sohn) und Thomas Ludwig Kadleček, Volksschuldirector in Leitmeritz (Schwiegersohn des Lehrerbildners). Der Festredner, Oberlehrer Franz Pillat aus Bleiswedel, sagte in seiner Rede: „Still und ruhig, unter Studium mit treuer Pflichterfüllung, gieng Manzer durchs Leben. Er gehörte keinesfalls zu den Alltagsmenschen. Wie seine äußere Persönlichkeit durch einnehmende Würde ausgezeichnet war, so ragt auch seine innere Person über das Niveau der Alltäglichkeit hinaus. Manzer war ein Schulmann von echtem Schrot und Korn, ein trefflich bewährter Praktiker; er war ein rühmlichst bekannter Pädagog, ein Mann der Pflicht und Pünktlichkeit, ein offener, selbstloser Charakter, ein Feind alles Niederen und Gemeinen . . . Decennien hindurch stand dieser Mann im Dienste der Lehrerbildung, mit Entschiedenheit und Ausdauer die Grundsätze einer vernunftgemäßen Menschenerziehung und echten Geistesbildung verkündend und durch seine nach Tausenden zählenden Schüler in weite Kreise verbreitend. Es steht ganz außer Frage, dass Manzer durch den letzten Umstand auf die innere Gestaltung des

Unterrichtswesens in Deutsch-Böhmen einen nicht zu unterschätzenden Einfluss genommen."

Die schriftstellerische Thätigkeit Manzers war eine sehr vielseitige. Zahlreiche pädagogische Aufsätze im „Jahrbuch für Eltern, Lehrer und Erzieher" (begründet von Ignaz Jaksch, fortgesetzt von P. Johann Maresch) stammen aus seiner Feder. Selbständige Werke sind ein Lesebuch für Hauptschulen, ein Leitfaden für den Gesangsunterricht, ein Gesangsbuch für Volksschulen (im Auftrage des h. k. k. Unterrichts-Ministeriums verfasst), eine Broschüre über den grammatischen Unterricht in der Volksschule; außerdem eine aus drei Theilen bestehende Kirchenmusiklehre, eine Sammlung von Orgelsätzen (Orgelschule) und ein Choralbuch.

Den Pädagogen Manzer lernen wir schon aus den im „Jahrbuch" 1852 und 1854 veröffentlichten „Aphorismen" kennen, von denen wir einige hier anführen wollen.

„‚Was trägt Ihnen Ihre Schule?' fragen manche sogenannte Lehrer ihre Collegen. Der College von zehn Gulden Minus oder Plus sollte statt der Antwort die Gegenfrage stellen: ‚Was tragen Sie, Herr College, Ihrer Schule?'"

„Dem gewissenhaften, seinem Berufe in Liebe und Treue ergebenen Lehrer erblüht in Schule und Elternhaus manche Blume zu dem Kranze seiner Berufsfreuden. Nur der Mietling, den äußere Beweggründe mit dem Glockenschlag zur Schule und aus der Schule führen und dem durch kargen Lohn nach richtigem Verhältnis seiner Stundenarbeit gedient wird, entbehrt bei allem Bewusstsein der Lehrerfreuden. Diesen Lehrer ohne Freude bedauern wir, nicht minder seine Schüler und die Schulgemeinde."

„Eine wichtige Aufgabe für unsere Lehrerbildungsanstalten ist die Charakterbildung ihrer Zöglinge. Der Lehrer erzieht mehr durch das, was er ist, als durch das, was er weiß. Diese Charakterbildung muss in ihrem Erfolge dem Staate und der Kirche die sichere Bürgschaft bieten, der künftige Lehrer werde in Gesinnung, Wort und That die Interessen beider kräftigst fördern helfen."

„Bei jeder Schulprüfung, welcher der Nachbarlehrer beiwohnt, kann er lernen, und wäre es auch nur, um zu lernen, wie er bei seinem Unterrichte und seiner Schulprüfung nicht vorgehen will."

„Wenn ein Lehrer die Grammatik seiner Muttersprache nur nach ihren trockenen Regeln und Formeln inne hat, wie vermag er da einen frischen, Geist und Gemüth anregenden Sprachunterricht zu ertheilen? Auf dem saft- und kraftlosen Boden des grammatischen Formalismus

verkümmert der Gedanke und sein Ausdruck. Der Lehrer studiere die Grammatik in der Sprache selbst, und zwar in der Lectüre classischer Schriften."

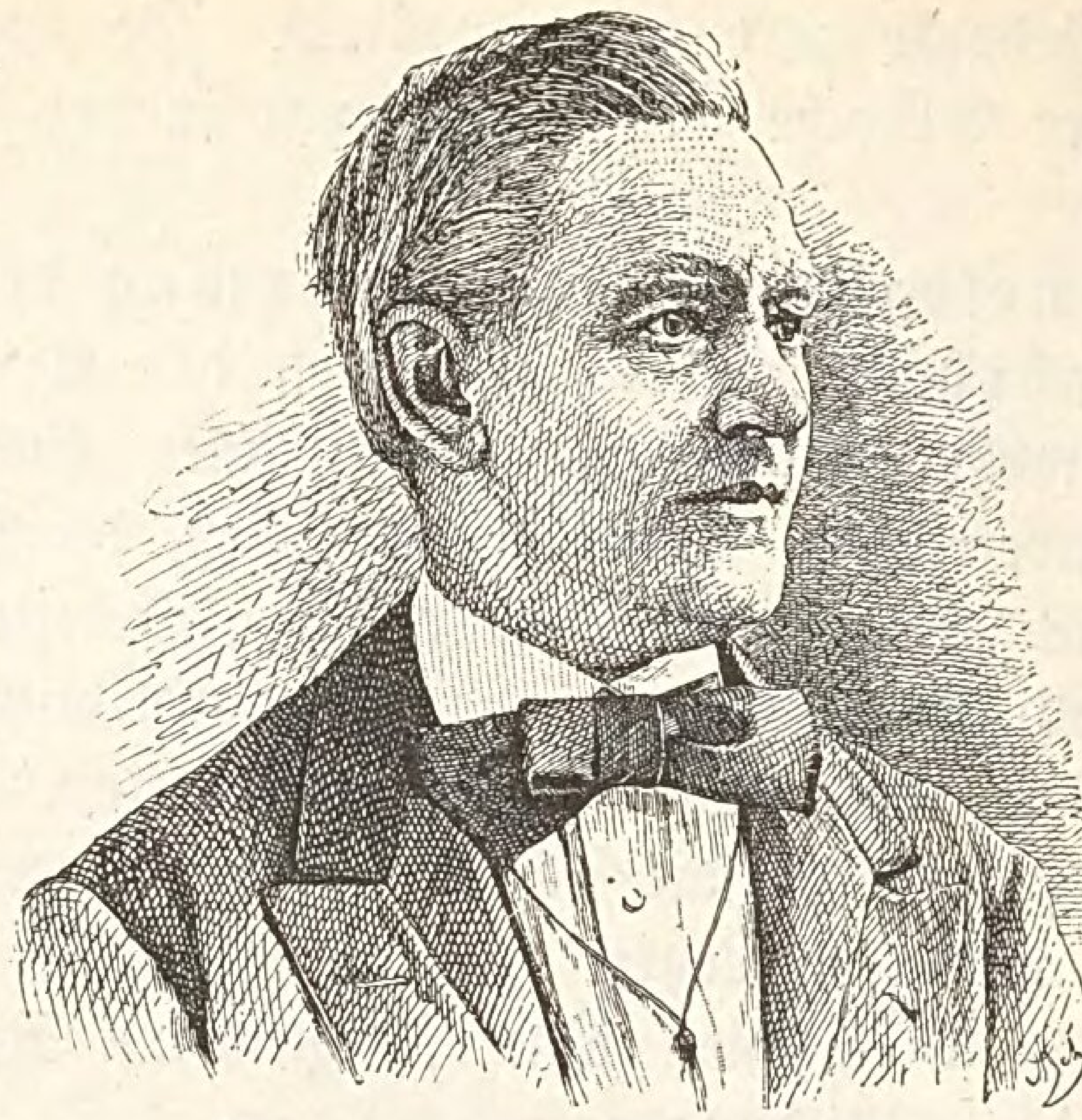
„Ohne psychologische Studien vermag der Volksschullehrer nicht wahrhaft erziehlich auf die Kinderseelen zu wirken. Kann wohl der Landmann dem Acker ohne Kenntnis seiner Bodenart jene Zubereitung und Aussaat geben, die ihm eine günstige Ernte sichern? Die Kinderseele ist der Acker; Zubereitung und Aussaat sind Erziehung und Unterricht, die in ihrer gedeihlichen Wirkung von der psychologischen Bildung des Lehrers bedingt sind."

„Der Lehrer soll lehren, die Schüler sollen lernen; aber oft lehren auch die Schüler, und der Lehrer soll lernen."

Im Jahre 1890 erschien eine „Allgemeine Erziehungslehre für Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten" von J. D. Manzer, weiland kaiserlichem Rath, k. k. Professor an der Lehrerbildungsanstalt in Leitmeritz und emer. k. k. Bezirksschulinspector, und Robert Manzer, Director der Knaben- und Mädchenbürgerschule, Leiter der Knaben- und Mädchenvolksschule und des Kindergartens, der gewerblichen und comerciellen Fortbildungsschule und der Schifferschule zu Tetschen a. Elbe. (Leipzig, Alexander Dauz). Leider hat es Herr Robert Manzer unterlassen, die Leser darüber aufzuklären, welche Capitel von ihm und welche von J. D. Manzer verfasst sind. Über den Wert des Buches scheinen die Ansichten auseinanderzugehen. Während der Recensent im „Wegweiser durch die pädagogische Literatur" schreibt; „Das Buch lässt einigermaßen jene Exactheit in Anlage und Darstellung vermissen, die man von einem Leitfaden für Lehrerbildungsanstalten verlangen muss", und auch sonst manches auszusetzen findet, wird es in einer Recension der „freien Schulzeitung" (Jahrgang XVII, Seite 88) sehr anerkennend beurtheilt.„ Das vorliegende Werk," heißt es daselbst, „zeichnet sich durch eine erschöpfende Behandlung des Stoffes, durch seltene Klarheit und Einfachheit der Darstellung, durch Hervorhebung des Wichtigen und Zeitgemäßen und durch eine übersichtliche und praktische Gliederung des Inhaltes ganz besonders aus. Es bekundet in allen seinen Theilen die tiefste Einsicht des Verfassers in das Wesen der Sache, ein scharfes Urtheil und eine reiche, vielseitige Erfahrung."

Wir fügen hinzu, dass sich das Werk an die Erziehungslehre von Lindner anlehnt und von der Vertrautheit der Verfasser mit der neueren pädagogischen und schulhygienischen Literatur Zeugnis gibt, wie denn überhaupt auf die Gesundheitslehre in besonderer Weise Rücksicht genommen wird.

Quellen: J. D. Manzers Selbstbiographie 1808—1840. Herausgegeben von Robert Manzer. — Leitmeritzer Zeitung vom 15. September 1888.



VIII.

Ferdinand Bachmann.

Von Heinrich Jahne.

Ferdinand Bachmann, weiland Director der k. k. deutschen Lehrerinnenbildungsanstalt in Prag, wurde am 24. Februar 1817 in Mohr bei Podersam in Böhmen geboren. Seine Eltern waren ziemlich vermögende Landleute, doch starb sein Vater sehr frühzeitig. Während der ältere Sohn zur Übernahme des väterlichen Gutes ausersehen war, bestimmte die Vormundschaft den jüngeren glücklich beanlagten Ferdinand für das Lehrfach. Nachdem er die Volksschule seines Heimatortes absolviert hatte, trat er daselbst als „Schulpractikant" ein. Diese erste Thätigkeit Bachmanns währte vom 12. bis 17. Lebensjahre, worauf er sich, der eifrig an seiner Weiterbildung arbeitete, nach Komotau begab, um den sechsmonatlichen Präparandencurs an der dortigen Hauptschule durchzumachen. Am 3. November 1835 trat er als „lehrbefähigter Schulgehilfe" in dem Marktflecken Neukirchen (unweit Eger) den Schuldienst an. Nach Ablegung der Concursprüfung als „Pfarrschullehrer" blieb er noch drei Jahre an seinem ersten Dienstorte, bis es ihm gelang, an der Mädchen- und dann an der Hauptschule in Elbogen angestellt zu werden. Infolge seiner unermüdlichen Selbststudien war es ihm möglich, die Lehrbefähigungsprüfung für die damalige Hauptschule von vier Classen mit zwei Jahrgängen und aus der grammatisch-historischen Gruppe auch für Unter-Realschulen mit ausgezeichnetem Erfolge abzulegen. In den mo-

natlichen Lehrerconferenzen zu Elbogen, Falkenau, Karlsbad ꝛc. hielt Bachmann zahlreiche Vorträge, für die ihm wiederholt belobende Anerkennungen der Schulbehörde zutheil wurden. Sein in zahlreichen Auflagen verbreitetes Werk „Die Satz- und Wortlehre in praktischen Vorträgen" enthält den grammatischen Theil jener Conferenzarbeiten. Im Jänner 1857 berief ihn Schulrath Johann Maresch zur Supplierung des Lehrerbildners Franz Herrmann, der einer schriftstellerischen Arbeit wegen auf ein halbes Jahr beurlaubt war, nach Prag. Dem Provisorium folgte noch vor Ablauf der Supplierungsperiode die definitive Anstellung an der k. k. Musterhauptschule. 1859 wurde ihm auch der Unterricht der Candidatinnen an der k. k. Mädchenhauptschule übertragen. Da Bachmann von der Unzulänglichkeit der damaligen Lehrerbildung überzeugt war, legte er der Regierung ein Promemoria über die Erweiterung des einjährigen in einen zweijährigen Curs vor, und er genoss die Befriedigung, seine Vorschläge bald in die Praxis umgesetzt zu sehen. Die Zeit des neuen Schulgesetzes kam heran, und mit demselben wurde der Lehrerbildung eine vermehrte Fürsorge gewidmet. Bachmann wurde 1870 zum Hauptlehrer (Professor) und 1875 zum Director der k. k. deutschen Lehrerinnenbildungsanstalt in Prag ernannt. „Ein Lehrer von Gottes Gnaden, vereinigte er in sich ein seltenes Lehrtalent mit glühender Liebe für seinen Beruf. Wohl unvergesslich bleiben allen seinen Schülern und Schülerinnen jene Lehrstunden, in denen er gleichzeitig Geist und Herz zu bilden verstand wie selten jemand, wobei ihn sein ungewöhnlich schöner Vortrag auf das nachdrücklichste unterstützte. Selbst für das Hohe und Edle begeistert, fand er stets das rechte Wort zu den Herzen seiner Zöglinge, die mit hoher Verehrung zu ihm emporblickten; sahen sie doch in ihm nicht nur den strengen Professor, sondern einen wahrlich wohlmeinenden Berather. Willig lieh er ihnen sein Ohr, wenn sie seinen Rath erbaten; mit mildem Ernst rügte er die Saumseligen, mit leuchtendem Auge spornte er die Eifrigen an .... Seine reiche Erfahrung leitete unermüdlich die Bildung der Candidatinnen, und die pädagogischen Winke, die er den angehenden Lehrerinnen gab, erwiesen sich für dieselben von unschätzbarem Wert und sichern dem Verewigten ein dankbares Andenken für immerdar. Nach Tausenden zählen die Schüler und die Schülerinnen, in deren Brust Bachmann die ersten Keime echter Geistes- und Herzensbildung gelegt, nach vielen Hundorten die Lehrer und Lehrerinnen, die er herangebildet hat und die in ihm das Musterbild eines deutschen Schulmannes verehren, und es gibt wohl keinen Winkel Deutschböhmens, in welchem sein Name nicht gekannt, nicht geachtet und geliebt wäre." (Freie Schulzeitung, XVII. 26). Ein

Ehrentag für Bachmann, der auch als Director-Stellvertreter der k. k. deutschen Prüfungs-Commission für allgemeine Volks- und Bürgerschulen fungierte, war der 3. November 1885, die Feier seiner fünfzigjährigen Lehrthätigkeit. Im Jahre 1887, nach 52jähriger Dienstzeit, trat er, dem Se. Majestät wegen seines verdienstlichen Wirkens auf dem Gebiete der Lehrerbildung schon 1879 den Titel eines Schulrathes verliehen hatte, in den Ruhestand. Er starb am 13. März 1891.

Quellen: Freie Schulzeitung XII. und XVII. Jahrgang. — Bohemia vom 14. März 1891.



IX.

August Wilhelm Grube.

Von Wilhelm Frisch.

Seit einem Jahrzehnte schon blickt das Grabmal August Wilhelm Grubes, dem am 27. Januer 1884 der unerbittliche Tod den nimmermüden Griffel entwand, hinaus auf die blauen Fluten des schwäbischen Meeres. Hier, in Bregenz, wo er seine letzten Jahre zubrachte, noch immer nicht ruhend nach einem Leben voll emsiger, erfolgreicher Arbeit, fand er seine letzte Ruhe an der Grenze zweier Kaiserreiche, die beide mit gleichem Rechte ihn ihren anhänglichen Sohn nennen dürfen. Denn obschon aus der straffen Zucht des preußischen Seminars hervorgegangen, bot ihm sein Lebenslauf Gelegenheit und hinreichenden Anlaſs, sein Interesse der Entwickelung beider Staaten zuzuwenden und, als Deutscher seinen Lebensabend unter den Deutschösterreichern verbringend, warmen Antheil zu nehmen an deren Geschicken. Vor allem aber sichern ihm seine Werke und sein Vorbild einen Ehrenplatz unter den Schulmännern aller Zeiten, eine Heimstätte im Herzen eines jeden Lehrers, soweit die rationelle Pädagogik heute ihre Vertreter findet. Wenn dann auch „der Leib in Staub gefallen, lebt der große Name noch".

Diesen blanken Schild hat sich Grube ebensowohl durch seine Begabung, durch seinen rastlosen Fleiß, als auch durch seine Liebe zum Erzieherstande erworben, in welcher seine Kraft und seine Erfolge wurzeln

Und so ist denn der Name Grube keinem, der durch seinen Beruf oder durch besonderes Interesse dem Schulwesen nahe steht, fremd ge-

blieben. Auszüge aus seinen zahlreichen Werken, vor allem denjenigen geographischen oder geschichtlichen Inhaltes, sind zu einem Stammplatze in den zahlreichen deutschen Lesebüchern gelangt und die betreffenden Compilatoren haben recht gethan, sich einem Gewährsmann wie Grube anzuvertrauen, der aus eigenster Erfahrung die Bedürfnisse der heranwachsenden Jugend kannte, zudem ein Meister klaren, sprachreinen Stiles, ein Pädagog von sicherem Weit- und Tiefblick war.

Doch so tiefgehend seine Wirksamkeit als Jugendschriftsteller war, so dankenswert seine mit Bienenfleiß und sinnigem Geschmack der Jugend gebotenen Einblicke in das Natur- und Menschenleben, die den Lehrern gewidmeten Muster zur Ertheilung eines nach Form und Material geistbildenden Unterrichtes waren, welche Verdienste er sich auch durch seine theoretischen Arbeiten zugunsten der Sprachreinigung und zur Förderung der Erkenntnis unserer Muttersprache in ihrer Kraft und Schönheit, durch seine sonstigen pädagogischen Studien sich erwarb: seinen Platz in der Geschichte der Pädagogik hat er sich zunächst als Pfadsucher auf dem Gebiete der Rechenmethodik errungen und hiedurch seinen Namen auch in den weitesten Volksschulkreisen zu einem populären gemacht.

Das pädagogische Werden Grubes fällt nämlich in eine Zeit, in der man sich eben vom einseitigen Formalismus Pestalozzis, von „den übermäßig weitschichtigen und nutzlosen, ermüdenden Übungen" *) trotz aller Anerkennung des zugrunde liegenden Principes eingehender Zahlenanschauung loszusagen begann und die formelle Seite des Rechenunterrichtes mit den Forderungen des Lebens mehr als zuvor in Einklang zu bringen suchte. Tillich bezeichnete als Grundsatz: „Denkend rechnen, rechnend denken."

Indem Grube nach der einen Seite sich in die Ansichten und Vorschläge seiner Mitarbeiter und Vorgänger, eines Tillich, Stern, Scholz, Diesterweg, Heuser, Böhme, sowie seines Lehrers Hentschel vertiefte, welche alle auf der von Pestalozzi betonten Zahlenanschauung weiterbauten, führte er andrerseits zur eigenen Orientierung ein methodisches Tagebuch, in welchem er die erreichten und auch die erstrebten Ziele gewissenhaft verzeichnete. Damit eignete er sich Sicherheit und Selbstständigkeit im Urtheile, Überblick über die Grenzen und den Stoff des Rechenunterrichtes in der Volksschule an, was alles ihn befähigte, in das methodische Gebäude manch wesentlichen Baustein einzufügen.

In den letzten Jahren machte sich mehr und mehr eine Strömung gegen die Grube'sche Rechenmethode bemerkbar, welcher Umstand nöthigt,

---

*) Költzsch, Das deutsche Volksschulrechnen nach seiner geschichtlichen Entwicklung. Jubiläumsschrift, 1894, S. 17.

derselben ein wenig näher zu treten, um ihre Mängel und die Ursache ihres Verkennens zu untersuchen.

Bekanntlich liegen die Principien der Grube'schen Methode auch den von Dr. Franz Ritter von Močnik angelegten Rechenbüchern für die österreichischen Volksschulen zugrunde; im staatlichen Schulbücherverlage erscheinend, ist diesen Rechenbüchern ein weiter Verbreitungskreis und darum auch ein intensives Interesse von Seite der Schulmänner gesichert. Generationen von Lernenden waren bisher diese Rechenbücher ein Führer in das krystallene Gebäude der Rechenkunst. Es trifft nun besonders das Erste Rechenbuch für die Volksschulen der weitgehende Vorwurf, welcher selbstverständlich nicht ebenso den weiteren, in ihrer Anlage geradezu bahnbrechenden Rechenbüchern gilt, dass man nämlich bei seinem Gebrauche auf Schwierigkeiten stößt, welche in allzu optimistischen Voraussetzungen in Bezug auf den geistigen Zustand unserer ABC-Schützen begründet sind.

Grubes monographische Rechenmethode geht von der akademisch allerdings unwiderlegbaren Überzeugung aus, dass die Zahlenanschauung durch die Behandlung jeder einzelnen Zahl in den Zahlenräumen 1—10, 1—20, 1—100 als Zahlindividuum erreicht und gefördert wird, dass jede Zahl an sich als Ergebnis des Vermehrens oder Wegnehmens, als Ausgangspunkt der durch ihren eigenen Umfang bestimmten verschiedenen Operationen betrachtet werden muss. Jede Zahl soll darnach mit Hilfe der äußeren und inneren Anschauung zerlegt, aus ihren Bestandtheilen wieder gebildet und damit der Grund gelegt werden zur Einsicht in den Parallelismus in der weiteren Zahlenbildung.

Das unterrichtliche Verfahren erfordert dabei auf der Seite des Schülers eine ziemliche Gewandtheit im raschen, selbständigen Auffassen, Denken, Sprechen, eine möglichst rasch zu erwerbende Vertrautheit mit mancherlei Zeichen und sachlichen Ausdrücken, die in ihrer Abstraction spröde genug sind; auf Seite des Lehrers einen sichern, festgefügten Lehrgang, ein packendes Lehrverfahren. Die durchgängige Erfüllung dieser Bedingungen dürfte nun schon im Privatunterricht hie und da ihre Schwierigkeiten haben, der doch eine ausgiebige Beschäftigung mit dem einzelnen geradezu fordert und dazu hinsichtlich der Zeit weniger Beschränkung auferlegt, umsomehr also in der öffentlichen Schule, wo auf jeder Stufe „Massenunterricht" die Parole ist.

Und doch ist die unablässige Verfolgung des Grube'schen Principes: „geistige Regsamkeit und Ausdauer" überall so nöthig und unter Voraussetzung gewisser Bedingungen wohl auch möglich. Man setzt dabei voraus eine ungetheilte Classe und eine nicht zu große Schülerzahl, in Bezug auf den Lehrer eine geistig regsame und anregende Persönlichkeit,

vor allem aber Kinder, welche eine gute Mutterschule genossen und damit die nöthige Empfänglichkeit erworben haben.

Wir fassen bloß letzteren Punkt ins Auge. Wer Gelegenheit und Interesse dafür hat, kann oft genug bemerken, wie sehr diese Mutterschule bei den neueintretenden Kindern fehlt. Ebensowohl bei solchen, die das Geschick in die Wiege eines wohlhabenden Hauses legte, als bei jenen, deren erster Schrei in der dumpfen Stube eines Poletariers verhallte. Dort wurde es mit Liebkosungen überhäuft, mit Leckerbissen gefüttert, hier mit einem Scheltworte und einem Stücke Brot für den ganzen Tag ausgerüstet; dort wurde es als Engel sonder Fehl betrachtet, hier als unnützer Mitesser am kargen Mahle. Beiden fehlte die ernste verständige Liebe, die rechtzeitige Strenge und Güte. Kein Interesse bestand für ihr inneres Wachsen und Gedeihen, für die Erweiterung des Blickes, die Bildung von Herz und Hand. Wie mancher Lehrer hat schon geseufzt: „Mütter, ihr habt eure Kinder geistig verhungern lassen."

Knauß verlangt daher in seinem halbvergessenen Werke: „Das erste Schuljahr rc."*) angesichts dieser betrübenden Thatsache, dass das erste Schuljahr ganz dem eigentlichen Anschauungsunterrichte zu widmen sei, um jene formale Vorbildung zu erzielen, welche in der Mutterschule versäumt ward und um damit einen sichern und gleichmäßigen Aufbau zu begründen — was bei den praktischen Verhältnissen vorläufig entschieden einen Haken hätte, wenn es durchgeführt werden wollte.

In der Praxis sah man sich daher angesichts der äußeren und inneren Schwierigkeiten nach Hilfen um. Man erkennt zwar immer noch das Princip an, jede einzelne Zahl, besonders in dem Zahlenraum 1—10 und 1—20 als Individuum zu behandeln, aber man trennte die Operationen, um im kleinen Kreise Klarheit zu schaffen. Die Zahlen werden auf Grund der äußeren Anschauung — welche nach und nach zurücktritt, um der inneren den Vortritt zu lassen — zerlegt und aus ihren Bestandtheilen wieder gebildet. Zuzählen und Wegzählen gehen bis zur beruhigenden Fertigkeit Hand in Hand. Auf dem wiederholten Zuzählen baut sich später das Vervielfachen und das Vervielfältigen der Halben, Drittel .... auf, auf dem Wegnehmen das Messen.

Auf diese Weise hält der Unterricht das Verschiedene auseinander, um sich in das Getrennte zu vertiefen, da ja doch das Zu- und Wegzählen für alles übrige Grundlage ist und man auf den späteren Stufen auf sicheren Mauern soll bauen können.

---

*) L. Th. Knauß, Das erste Schuljahr ohne Lese- und Schreibunterricht oder Darstellung eines Anschauungsunterrichtes, der den gesammten Schulunterricht begründet. Stuttgart, bei Liesching und Comp.

Hauptsache bleibt darum immer die strenge, stramme Zucht des Geistes, die Fähigkeit, zu urtheilen, zu schließen, zu denken. Und in diesem Sinne bezeichnete und betrachtete Grube das Rechnen als wichtiges Mittel der Volkserziehung, als Mittel der sittlichen Bildung.

W. A. Grube war am 16. December 1816 geboren. Sein Vater war Bürger und Schneidermeister in der Residenzstadt der gleichnamigen kleinen Grafschaft Wernigerode am Fuße des Harzes. Die älteren vier Geschwister unseres Grube waren einer tückischen Krankheit erlegen, welche den Schwächsten, Jüngsten verschonte. Was Wunder, wenn Vater und Mutter ihr Nesthäkchen umso inniger in ihr Herz schlossen. Vater Grube gehörte noch einer Zeit an, in welcher der Handwerksmann im strengen Banne der Zunftregeln nur nach Wanderschaft und Meisterprobe sich den ehrwürdigen Titel „Meister" erwerben konnte. Aber auch schon damals machte sich die Concurrenz durch nicht gewanderte Meister bemerkbar, was Meister Grube manchen Ärger bereitete und den Kampf um des Lebens Nothdurft erschwerte. So wuchs also der junge Grube in einer Häuslichkeit auf, in der er wohl des Lebens Sorge, doch keine Noth kennen lernte. Und er fühlte sich glücklich dabei. „Meine Jugendzeit," schreibt er selber, „ist so schön gewesen und hat mir die Quellen der Poesie so reichlich geöffnet, dass ich noch jetzt, wo so mancherlei körperliche Leiden und Beschwerden meine Lebenslust vergällen, mich daran labe und das Gemüth von den Schätzen zehrt, die es in der Kindheit erworben."*)

Zeitig, mit kaum vier Jahren, zur Schule gebracht, „um da stille sitzen zu lernen," wurden ihm früh genug die großen und kleinen Leiden und Freuden eines kleinen Schulbürgers anschaulich. Stärker und stärker wuchs aber in dem Knaben der Entschluss, auch Lehrer zu werden. Sein Lehrer, Pfannkuchen, konnte den talentierten Jungen bald als Helfer, in Tagen seines Unwohlseins sogar als Vorleser verwenden, welch letzterer Umstand zum Betreten von des Lehrers Wohnzimmer Anlass gab. Das schlichte, mit behaglicher Ordnung ausgestattete Wohnzimmer Pfannkuchens, ein glänzendes Pianoforte, der reichbesetzte Bücherschrank, dies alles erweckte in dem Jungen die Sehnsucht, auch Lehrer zu werden.

Im Alter von neun Jahren war Grube bereits Schüler des vierclassigen Lyceums seiner Vaterstadt Wernigerode, in dem er sich durch alle vier Classen als Erster behauptete. Dort genoss er auch Unterricht in Latein, Französisch, im Clavier- und Orgelspiel. Er selber schildert seine Lehrzeit am Lyceum, an der Wernigeroder „Oberschule", mit folgenden Worten:

---

*) Grube, Selbstbiographie in Kehrs Pädag. Bl. VIII., S. 61.

„Dass wir nicht mit häuslichen Arbeiten überbürdet waren, dass im Unterrichte selber nichts übereilt wurde, hatte die gute Folge, dass auch die Schwächeren mitkommen konnten, den geistig Begabten aber vollste Freiheit für eigene Fortbildung, auch Zeit zu körperlicher Erholung gelassen wurde. So gern ich daheim der Lectüre mich hingab, so gern tummelte ich mich doch auch wieder im Freien und machte immer weitere Ausflüge, allein oder in Gesellschaft einiger Auserwählter. Die nöthige Muße war vorhanden." Die beschriebenen Verhältnisse regen zu Vergleichen an, aber Grube sagt des weiteren ja selber: „Die Hast der Gegenwart hat sich auch im Schulunterrichte geltend gemacht, man möchte auch auf geistigem Gebiete mit Dampfmaschinen fahren und geräth so in eine Treibhauscultur, wider die sich mit vollem Recht jetzt manche Stimme warnend erhebt."

Eine für den strebsamen Jüngling zum freien Ausbau seiner Innerlichkeit, zur selbständigen Erweiterung und Befestigung des bisher Gelernten günstige Zeit von zwei Jahren begann, als er mit 15 Jahren das Lyceum absolviert hatte und bis zum 17. Lebensjahre die Aufnahme in das Seminar abwarten musste. Er verblieb zwar freiwillig in der obersten Classe, konnte aber bezüglich des Studiums mehr als vorher seinen Neigungen folgen. Die Lectüre der Salzmann'schen und Campe'schen Erziehungsschriften, die Vertiefung in Rousseau's Emile, die zahlreichen politischen, religiösen und pädagogischen Ideen, welche auf das gährende Gemüth eindrangen, eröffneten nicht nur neue große Gesichtspunkte, sondern befestigten und stärkten umsomehr die Sehnsucht nach dem Seminar. Dies war eine Zeit, vor und nach dem Jahre 1830, in welcher liberale Kraftworte zahlreich durch die politische Atmosphäre schwirrten.

Nun war endlich die große Frage zu entscheiden, welches Seminar zu wählen sei. Halberstadt lag der Neigung und auch örtlich näher, aber der strenggläubige Pastor wusste seine Meinung zu vertreten, dass im damaligen Halberstädter Seminar die jungen Leute zu Freigeistern erzogen würden, und betonte, dass Director Harnisch in Weißenfels denjenigen in Halberstadt weit überrage. Dazu kam die Erklärung des regierenden Grafen, der an ein Stipendium von circa 20 Thalern die Bedingung knüpfte, dass das Weißenfelser Seminar bezogen werde. Dies war bei den schlichten Verhältnissen der Familie nicht außeracht zu lassen, und so gieng es denn aus dem warmdurchfluteten Vaterhause. Ein thränenreicher Abschied von den Seinen, eine tüchtige Wanderung durch neue Gegenden, und die Brücke vom Jugendheim zur strengen Zucht des Internates war überschritten.

Die äußeren Formen des Anstaltslebens waren kärglich genug. Die Kost war einfach, fast ärmlich. Nur das Mittagessen gab die Anstalt, Früh- und Abendbrot musste jeder selber besorgen. Kaffee war verpönt, und eine dünne Wassersuppe mit Schwarzbrot und etwas Butter war für Grube der Imbiss am Morgen und Abend.

Die Zügel der Anstalt lagen damals in der festen Hand des Directors Harnisch, der mit sicherem Überblicke es verstanden hatte, sich zu Mitarbeitern am Seminar Männer auszuwählen, welche zum größten Theile das Mittelmaß pädagogischer Tüchtigkeit überschritten. Im Wesen des Directors lag ebenso viel vom strammen Militär als vom glaubensstrengen, bibelfesten Theologen, äußerlich eine Erscheinung von Kraft und Würde. Gewandt und liebenswürdig im Verkehr mit Freunden, war er der nachdrückliche Befehlshaber, als er das Steuer eines noch in seinen Anfängen befindlichen, im Bestande gefährdeten Organismus übernahm. Seine Anrede für Internisten wie Externisten und Hospitanten war das „du", welches den mitunter reiferen Zöglingen nicht eben sehr anheimelnd klang.

An seiner Seite wirkten vor allen zwei bekannte Meister der Elementarmethode — Hentschel und Prange — Männer von seminaristischer Bildung. Harnisch verfolgte das Princip, dass zur Versehung des Seminarlehramtes seminaristisch gebildete Schulmänner am tauglichsten seien. Die Anerkennung dieses Grundsatzes und seine allgemeine Anwendung haben die fortschrittliche Entwicklung des preußischen Schulwesens mächtig gefördert.

Naturgemäß konnte der Bildungsstand der mit Grube gleichzeitig eintretenden Zöglinge kein uniformer sein, und Grube versprach sich anfänglich wenig Anregung von der Gesellschaft, der er durch seine Vorstudien sich überlegen fühlte. Hier aber hatte er Gelegenheit, die elementare Methode kennen zu lernen, welche alle zu gleicher Zeit mit dem Gleichen beschäftigt, nicht in die Weite, sondern in die Tiefe dringt, Verwandtes sorgsam ordnet und gliedert. Die Art und Weise, wie man den Mängeln der Aussprache zu Leibe rückte, zeichnerische und Schriftformen klarlegte, ohne großen Apparat Kopfrechnungen zergliederte, gab Grube Gelegenheit, die Vortheile eines alle gleich spannenden Massenunterrichtes aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Das streng geordnete und nach dem Glockenschlage geregelte Anstaltsleben, welches zwar im Anfange als lästiger und harter Druck empfunden wurde, hatte den Nutzen, dass die jungen Leute beizeiten das Haushalten mit der Zeit sich angewöhnen mussten. Es fehlte zudem nicht an Pausen zwischen dem Unterrichte, dem Besuch der Übungsschule, zwischen den musikalischen Studien und Übungen und der Vorbereitung auf den

Unterricht. Solche Pausen wurden zur freien Erholung benützt und zur Lectüre. Zu den botanischen Ausflügen wurden von Zeit zu Zeit Nachmittage frei gegeben. Von besonderer Lichtfülle war für Grube die Erinnerung an seine Sonntagsabende umgeben, frohe Feste nach sauren Wochen. Gesang, Concerte, Declamationen, Trios und Duette boten Ersatz für das entbehrte Theater und Concertvergnügen.

Obschon im ganzen das allgemeine Wissen Grubes auf dem Weißenfelser Seminar nicht wesentlich erweitert wurde, weil der für die bestimmt abgegrenzten Zwecke der Anstalt aufgestellte Lehrplan des Seminars nicht darnach angethan war, so hatte doch Grube die Anschauung eines wohlorganisierten Institutes, Einblick in das Gefüge eines solchen gewonnen, außerdem die Fähigkeit, selber zu unterrichten und sich im Rahmen der gemeinsamen Aufgabe an einer Anstalt verwendbar zu erweisen.

Endlich waren die drei Seminarjahre und die Schlussprüfung überstanden. Das erworbene Abgangszeugnis zierte die Bemerkung: „Besonders für gehobene Stadtschulen geeignet.“

Nach wenigen Wochen, die der gährende Jüngling wieder im Elternhause und zum Theil im Hause des Pastors in Wernigerode zugebracht hatte, — in letzterem als Hauslehrer ohne innere Befriedigung — wurde der zwanzigjährige Schulnovize zum Lehrer der sechsten Mädchenclasse und zum Hilfslehrer an der obersten Knabenclasse der Bürgerschule in Merseburg berufen. Hiemit war das erste Ziel des langen Strebens erreicht. Bescheiden war das erste Gehalt von ganzen 120 Thalern, welches sich aber durch Privatunterricht vergrößern ließ, ohne dadurch dem Berufe die volle Kraft zu entziehen. Die äußeren Bedingungen des Wirkens waren recht günstige. Ein älterer Jugendfreund und Landsmann als treuer Berather an der Seite, eine freundliche, anheimelnde Aufnahme in gebildeten Familien, eine wohlthuende Freiheit der Bewegung ließen den freudigen Eifer nicht erkalten, den heitern Ausblick nicht umwölken.

Und so scheute er auch in der That nicht Arbeit noch Mühe, um sich im Amte zu vervollkommnen und die Erreichung der Ziele sich zu sichern.

Stifter lässt bekanntlich in seinem von pädagogischen Tendenzen getragenen Romane: „Der Nachsommer“ den alten Freiherrn von Risach, der sich vom Hofleben zurückzog, um der Erziehung seiner Tochter zu leben, seinerseits als Grundsatz aussprechen, dass für den gebildeten jungen Mann nichts nützlicher sei als verständiges Reisen, um aus der unmittelbaren Anschauung die Welt und im Verkehre mit verschiedenerlei Menschen die Ideale der Menschheit kennen zu lernen.

Solch günstiges Geschick war Grube beschieden. In Merseburg trat er mit Männern in Verkehr, welche, selber geistig hochstehend, den wissenschaftlichen Trieb des jungen Lehrers zu schätzen wussten und zu befriedigen in der Lage waren. Auch unter den Amtsgenossen fand er Anregung und Verständnis, denn diese führten die Fortbildung nicht bloß im Munde, sondern dienten ihrem Fache auch in der That mit Leib und Leben. Grubes Freund und Landsmann Gude arbeitete an seinem verdienstvollen Werke: „Erläuterungen deutscher Gedichte,“ das dem strebsamen Lehrer einen klangvollen Namen verschaffte. Beide standen in Berührung mit dem Subrector Hiecke, der sein Interesse der ästhetischen Analyse deutscher Gedichte gewidmet hatte und seine Umgebung dafür zu gewinnen suchte, um die Hebung des Unterrichtes in der Muttersprache zu fördern. Regierungsschulrath Dr. Chr. Weiß versammelte eine Gemeinde um sich, welcher natürlich auch Grube angehörte, und hielt derselben pädagogische und methodische Vorträge, um direct und unmittelbar die Wirkung seiner Schriften hierüber zu steigern.

Ein ganz besonderes und andauerndes Interesse brachte Grube der Seelenlehre und Pädagogik entgegen, und er war für kurze Zeit auch in die Halle der Hegel'schen Philosophie eingetreten. Daneben betrieb er das Studium der Theologie und der weltlichen Fächer mit Eifer, wobei er eine fruchtbringende Anlage von Auszügen nicht unterließ. Dass er außerdem mit seiner gefühlswarmen Individualität auch die belletristischen Erscheinungen seiner Zeit durstig aufnahm, versteht sich ja von selbst. Unvergesslich aus jener Zeit blieben für Grube die Quartette und Trios, welche man im vertrauten Kreise mit Liebe ausführte, und unauslöschlich der Eindruck, welchen Beethovens herrliche C-Moll-Symphonie auf den schönheitsdurstigen Jüngling machte.

Bei all dieser vielseitigen Bethätigung seiner Neigungen erübrigte ihm dennoch täglich ein Stündchen, welches zu Spaziergängen oder Turnübungen verwendet wurde, die zur Bewahrung vor Schäden die geistige Anstrengung mit der körperlichen in das Gleichgewicht brachten; die Ökonomie der Zeiteintheilung hatte er ja im Seminar gelernt.

So waren also die ersten drei Jahre in rüstiger Arbeit rasch vergangen, und es waren glückliche Jahre gewesen, in welchen die Bedürfnisse seines inneren Lebens erwünschte Nahrung fanden. Da ergieng — nach vorheriger Anfrage, ob er geneigt sei — die Berufung an ihn, die Hofmeisterstelle im gräflichen Hause Arnim zu übernehmen. Nicht ohne Widerspruch und Abrathen der Freunde entschloss sich Grube, dem ehrenvollen Rufe zu folgen, und so ward er der Lehrer der beiden ältesten Kinder des damaligen Regierungs-Präsidenten Grafen Arnim-Boitzenburg.

Seine neue Aufgabe war gerade keine leichte. Dies weniger im Hinblick auf den Unterricht, der aus Deutsch und Rechnen, Geographie, Geschichte und Clavierspiel zu ertheilen war, als vielmehr betreffs des Regimentes, welches in solchen Fällen naturgemäß und augenscheinlich mit den Eltern getheilt und im Gleichklang ausgeübt werden muss. Zudem war der junge Graf eine weichherzige, sanguinische Natur, welche aber auch schwer lenkbar und zu Zornesausbrüchen geneigt war. Durch zielbewusste, consequente Strenge brachte indes Grube seine Autorität glücklich zur Geltung und zum Bewusstsein seiner Zöglinge, deren Anhänglichkeit und Achtung er sich für die Dauer erwarb.

Der Verkehr und die Hausgenossenschaft in dem hochangesehenen Hause hatte selbstverständlich mancherlei innere und äußere Vortheile. Die ausgebreiteten gesellschaftlichen Beziehungen des Hauses boten reiche Gelegenheit, den psychologischen und politischen Blick zu schärfen und eine wertvolle Menschenkenntnis zu erwerben. Die Theilnahme an den ausgesuchten Diners im Hause, zu denen hochgestellte Staatsbeamte geladen waren, verlangte und bildete weltmännische Gewandtheit und Unbefangenheit. Grubes geselliger Kreis vergrößerte sich zusehends, und mancher Consistorial- oder Oberregierungsrath grüßte nun den gräflichen Hausgenossen und Erzieher weit höflicher als zuvor den öffentlich wirkenden Lehrer.

Beim Eintritte war es Grube zur Bedingung gemacht worden, die gräfliche Familie auch auf ihren Reisen zu begleiten, eine Verpflichtung, deren Erfüllung nicht zu lange auf sich warten ließ.

Nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms IV. wurde nämlich Graf Arnim im Jahre 1840 als Oberpräsident der Provinz Posen mit der delicaten Mission betraut, die empfindlichen polnischen Nationalgefühle nach Möglichkeit zu schonen und den polnischen Adel durch thunlichstes Entgegenkommen dem preußischen Regime günstig zu stimmen.

Diese war keine leichte Aufgabe angesichts des starren Trotzes und der polnischen Engherzigkeit allem Deutschthum gegenüber. Grube hatte hier in Posen eine lehrreiche Gelegenheit, den polnischen Chauvinismus in seinem ganzen Extrem zu fühlen. Solche Umgebung zwang ihn, den mitgebrachten Weltbürgersinn — der Deutschen Erbtheil und Schwäche — abzulegen und deutsche Stammestreue zu offenbaren. Aber auch hier fehlte es ihm trotzdem nicht an anregendem und belebendem Umgange: er gedachte später mit großer Wärme des nur zeitweiligen, doch innerlich ergiebigen Verkehres mit dem hervorragenden Theologen Professor Dr. Allzog.

Inzwischen war auch das Ende der Hauslehrerzeit im gräflich Arnim'schen Hause herangekommen. Die Vorbereitung des jungen Grafen

war so weit gediehen, dass derselbe in die Quarta des Gymnasiums aufgenommen werden konnte. Noch musste Grube die Familie nach Berlin begleiten, weil Graf Arnim zum Minister des Innern ernannt worden war. Durch ein halbes Jahr hatte Grube hier Gelegenheit, sich des frisch pulsierenden geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt zu freuen und bei Ritter zu hospitieren, der damals über das Alpensystem seine bahnbrechenden Ausführungen las.

Um nicht mehr als nöthig vom Gegenstande abzuschweifen, sei noch kurz erwähnt, dass Grubes Zögling, Graf Adolf Arnim-Boitzenburg sich nachmals dem Staatsdienste widmete, und später, als Präsident des deutschen Reichstages, ob seines tactvollen Waltens sich hohen Ansehens rühmen konnte. Pietätvoll erinnerte er sich stets des geschätzten Lehrers seiner Kindheit.

Von frühester Jugend an hatte Grube, wie eingangs bemerkt, keiner sehr festen Gesundheit sich zu erfreuen, dass er damit für eine lange Thätigkeit beim Classenunterrichte ausgereicht hätte. Überdies hatte sich bei ihm schon im Knabenalter ein Ohrensausen bemerkbar gemacht, das mit der Zeit sich immer stärker fühlbar machte und ihn zunächst von der Rückkehr zur Schulstube ernstlich abhielt.

Daher folgte Grube einem Rufe des Baron Kleist als Lehrer von dessen einziger Tochter nach Böhmen. Dort verblieb es bis zum Winter des Sturmjahres 1848, um dann sein Wirken als Erzieher in einem behäbigen Vorarlberger Bürgerhause fortzusetzen und zu beschließen.

In einem Briefe an einen bekannten österreichischen Schulmann und Schriftsteller theilte er später seine Gedanken und Beobachtungen mit, welche geeignet sind, ein Licht auf seine Anschauungen und auf sein Wesen zu werfen und darum im wesentlichen hier folgen mögen.

„... So war ich aus hocharistokratischen Kreisen allmählich wieder in bürgerliche und demokratische herabgestiegen. In Böhmen war im Vormärz noch alles feudal, die Bauern, halb leibeigen, mussten Robot leisten und unterstanden der Gerichtsbarkeit der Gutsherren. In der Schweiz war und ist das Volk der Souverain, dem man nicht minder den Hof macht, wie es in den alten absoluten Monarchien den Fürsten geschah. Den Beginn des nationalen Übermuthes und deutschfeindlichen Treibens der Czechen lernte ich während meines böhmischen Aufenthaltes in Prag und auf den Gütern der Gutsbesitzer kennen. Die gutmüthig-dumm-weltbürgerlichen Deutschen unterstützten die Agitationen der Czechen nach Kräften und hielten das für eine patriotische Pflicht. Es konnte einem Norddeutschen, wie mir, der das so durch und durch gutmüthige, treugesinnte und gut beanlagte deutsch-österreichische Volk seit einer langen Reihe von Jahren kennen und lieben gelernt hat,

das Herz brechen, wie es eine gleichfalls wohlmeinende, nach Gerechtigkeit strebende Regierung in stetem Nachgeben .... nun so weit gebracht hat, dass Magyaren und Czechen und Slovenen allem deutschen Wesen den Krieg erklären und die Nation, der sie ihre Bildung verdanken, ... schmähen und verfolgen."

Es ist weiters kennzeichnend für ihn, wie er sich über seine Principien und seine Werke äußert:

„Sie wissen auch, dass von Anfang mein Bestreben darauf gerichtet war, mich gegen die Überschätzung des bloßen Wissens, der einseitigen Verstandescultur zu stemmen und auf gleichmäßige Bildung von Kopf und Herz, Sinn, Sinnigkeit und Gesinnung zu dringen. Allem Schablonenthum in der Pädagogik abhold (gleichviel, ob es von der philosophischen oder empirischen Pädagogik befördert wird), lag mir daran, Lehrer wie Schüler zum eigenen Beobachten anzuregen, den Blick für das innere und äußere Leben zu schärfen und insbesondere durch eine reichere, gehaltvolle Lectüre indirect dem Schulunterricht zu dienen und die Vielseitigkeit des Interesses lebendig zu erhalten."

Im Winter des Jahres 1848 übersiedelte Grube, wie schon angedeutet, nach Hard bei Bregenz, um dem Sohne des Fabriksherrn Jenny ein Mentor zu sein. Der damalige Zögling Grubes — Dr. Jenny — ist heute ein weithin bekannter, angesehener und vielseitig thätiger Fabriksbesitzer in Hard.

Das schwäbische Meer aber hatte es dem Meister angethan und ließ ihn Bregenz für den Rest seiner Tage als dauernden Wohnsitz wählen. Die wechselvolle Umgebung des Bodensees, die Nähe der Schweiz gaben dem klarsehenden Manne Stoff zur Beobachtung in Fülle, und Land und Leute fanden in ihm einen feinsinnigen Schilderer.

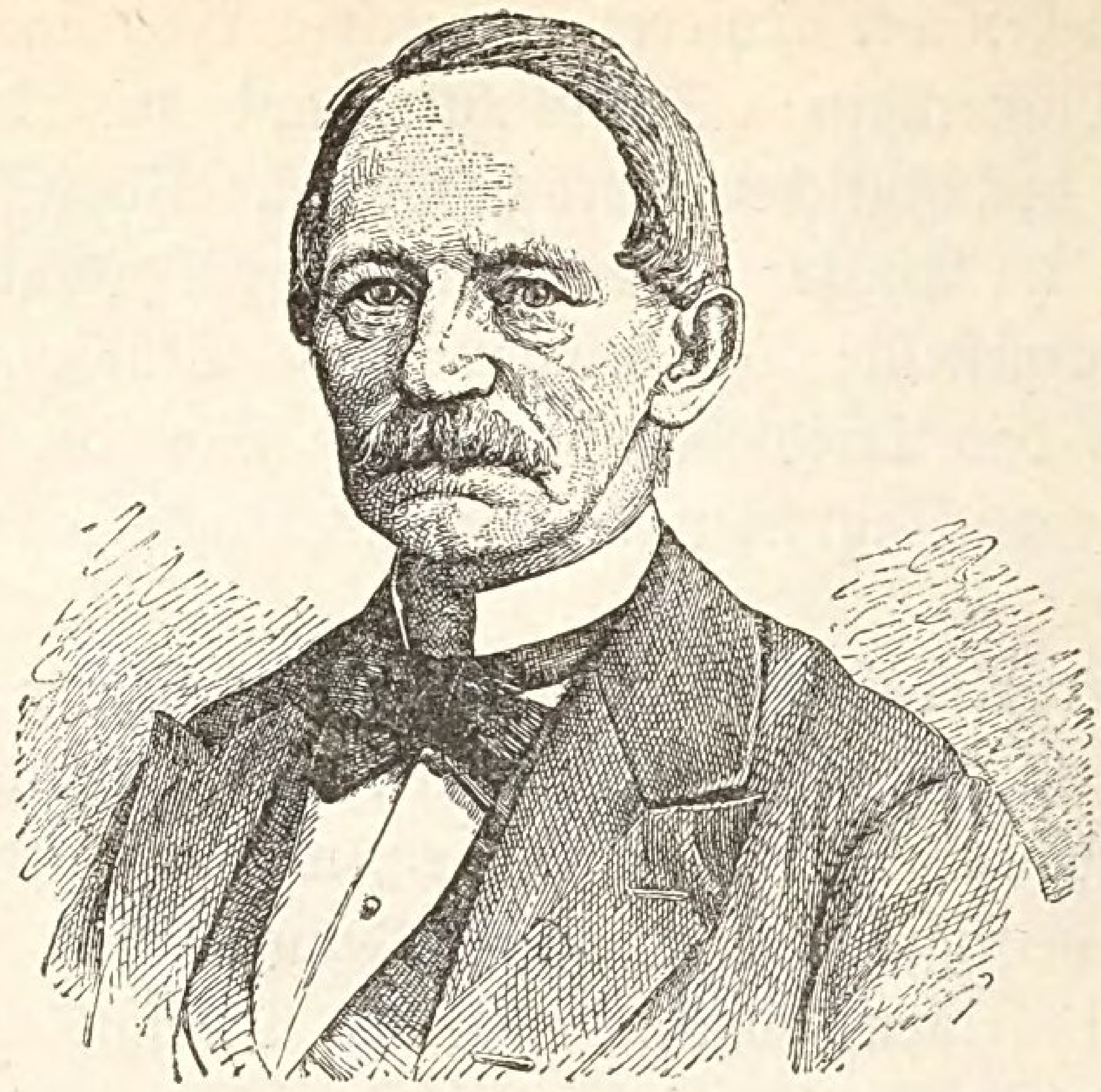
Das Bild des unvergesslichen Grube wäre nicht ganz, unterließe man eine Aufzählung seiner wichtigsten Arbeiten, welche eine weite Verbreitung fanden und zum größten Theil eine stattliche Anzahl von Auflagen erlebt haben.

Seine Feder schuf folgende Werke: Charakterbilder aus der Geschichte und Sage, 3 Theile; Geographische Charakterbilder, 3 Bände; Aus der Alpenwelt der Schweiz; Über den St. Gotthard; Alpenwanderungen; Taschenbuch der Reisen für Freunde der Geographie; Federzeichnungen aus dem sittlichen und religiösen Leben der Völker; Scharnhorst's Leben und Wirken; General Gneisenau; Napoleons Kriegszug nach Moskau; Abraham Lincoln; Deutsche Geschichte in Gedichten; Biographische Miniaturbilder, 2 Bände; Biographien aus der Naturkunde; Das Buch der Naturlieder für junge und alte Freunde der Natur, mit besonderer Rücksicht auf die ästhetische Belebung des naturkundlichen Unterrichtes;

Blicke ins Seelenleben der Thiere; Ästhetische Vorträge, 2 Bände; Aus dem indischen Dichterhain; Streiflichter auf die Wandlungen und Schwankungen im hochdeutschen Sprachgebrauch; Charakterbilder aus der heiligen Schrift, 2 Theile; Der Elementar-Volksschulunterricht, im Zusammenhang dargestellt; Das psychologische Studium des Volksschullehrers; Blicke in das Triebleben der Seele; Von der sittlichen Bildung der Jugend im ersten Jahrzehnt des Lebens; Pädagogische Studien und Kritiken, 3 Bände.

Bei all dieser Arbeitsfülle hat der Mann immer noch soviel Zeit gefunden, um seinen zahlreichen Verehrern und Freunden, die ihn aufsuchten, ein Stündchen widmen zu können, und er hat das wohlthuende Ebenmaß seiner geistigen und Herzensbildung, sowie er diese stets als Ziel erstrebte bei seinen Zöglingen, selber niemals verloren. Leider gieng das Ohrensausen Grubes zuletzt in Taubheit über, und diese schuf dem herzenswarmen Mann einen trüben Lebensabend. In der Musik war ihm ein neues zweites Leben aufgegangen, sie war ihm Herzensbedürfnis und Erquickung. Wie leis und ferne verschwimmende Töne der Äolsharfe klangen die Töne Beethovens und Mozarts, welche die Seele einst durstig aufgesogen, in den einsamen Tagen des verbitterten Alters nach.

Durch Jahre hindurch stand der Arme nur durch einen Pariser Gehörschlauch mit der Welt in Verbindung. Es war ihm eine Freude gewesen, mit Männern wie Alfred Meißner und Robert Byr Umgang zu pflegen, die ihm verständnisvolle Freunde waren. Nun beschränkte die Rücksicht auf die peinliche und schmerzvolle Communication durch das Höhrrohr einen persönlichen und unmittelbaren Verkehr mehr und mehr. Ein Versuch, sich in Wien niederzulassen, schlug schlecht an, denn das lärmende Großstadtleben taugt nicht für kranke Nerven. Durch Lectüre und lebhafte Correspondenz musste er sich froh erhalten, stille Freude über die Erfolge seiner Arbeiten erweckten die Lust zum Weiterschaffen, bis er dahin gieng in das stille Reich der ewigen Ruhe. Sein namhaftes Vermögen hinterließ er, da er keine Verwandten besaß, verschiedenen Lehrervereinigungen, darunter auch dem Lehrervereine des Landes Vorarlberg.



X.

Dr. Franz Ritter von Močnik.

Zu denjenigen Schulmännern Österreichs, welche in der einen oder andern Beziehung richtunggebend wirkten und deren Name eine über die Lehrerwelt hinausreichende Popularität besitzt, gehört Franz von Močnik, dessen Schulbücher seit langen Jahren bis auf den heutigen Tag den Rechenunterricht zumal auf den unteren Stufen beherrschen, dessen Arbeiten auf mathematischem Gebiete aber nicht minder dem höheren Unterricht in reichstem Maße zugute kamen. Die Reform dieses Unterrichtszweiges, die Herausarbeitung der geistbildenden Kraft desselben ist Močniks großes und bleibendes Verdienst, welches durch den Hinweis darauf, dass er einerseits auf Schulz von Straßnitzkis und andererseits auf Grubes Schultern steht, ebenso wenig eine Einbuße erleiden kann, wie durch den Umstand, dass die Schulpraxis nicht durchweg dem von Močnik eingeschlagenen Gange zu folgen vermag.

Aber nicht bloß als Mathematiker und Rechenmethodiker verstand es Močnik, sich der österreichischen Schule in hervorragendem Maße nützlich zu machen — auch seine Wirksamkeit als Schulrath, bezw. Landesschulinspector steht bei all denen, welche mit ihm in dienstliche Berührung gekommen waren, in dankbarer Erinnerung; seine Genauigkeit, seine anregende Art, sein freundlich wohlwollendes Wesen haben viel Gutes gewirkt. Er war ein Meister in der methodischen Behandlung der Lehrstoffe, und er zögerte nicht, bei seinen Visitationen im gegebenen Falle durch sein eigenes Beispiel zu zeigen, wie man es machen müsse.

Dabei sträubte sich seine milde Natur, die stricte Nachahmung des gebotenen Vorbildes zu fordern, sondern er begnügte sich meist, dasselbe der Erwägung anheimzustellen.

Diesen einleitenden Zeilen, welche nur andeuten, nicht erschöpfen wollen, mag in kurzen, knappen Zügen das Lebens- und Arbeitsbild des Mannes folgen, dem ein Ehrenplatz in der neuesten Schulgeschichte Österreichs gebürt.

Dr. Franz Ritter von Močnik wurde am 1. October 1814 als Sohn eines Landmannes zu Kirchheim im Küstenlande geboren. Nachdem er das Gymnasium und die philosophischen Studien in Laibach zurückgelegt hatte, wandte er sich der Theologie zu, die er auch absolvierte, ohne jedoch in den geistlichen Stand zu treten. Im Jahre 1837 erhielt er eine Lehrerstelle an der vierten Classe der Normalhauptschule in Görz; die vierte Classe der Hauptschule bestand damals aus zwei Jahrgängen und hatte die Aufgabe zu lösen, welche heutzutage der Bürgerschule zugewiesen ist. In dieser Stellung wirkte Močnik durch volle zehn Jahre und erlangte während dieser Zeit, im Jahre 1840, die philosophische Doctorwürde an der Universität in Graz. Im Jahre 1846 wurde er zum Professor der Elementar-Mathematik an der technischen Akademie in Lemberg und im Jahre 1849 zum Professor der Mathematik an der bestandenen Universität in Olmütz ernannt. Nach Einführung der Institution der k. k. Schulräthe übernahm er über Aufforderung des damaligen Unterrichtsministers Grafen Leo Thun im Jahre 1851 den Posten eines Schulrathes und Volksschulinspectors in Laibach, welche Stellung er bis Ende 1860 versah, worauf er infolge der verfügten (jedoch nach einem halben Jahre wieder rückgängig gemachten) Auflassung der Landesregierung von Krain in gleicher Eigenschaft zur Statthalterei in Graz übersetzt wurde, wo ihm die Inspection der Volks- und Realschulen in Steiermark und in Kärnten anvertraut wurde. Bei der im Jahre 1869 durchgeführten neuen Organisation der Schulaufsicht wurde er zum k. k. Landesschulinspector erster Classe für Steiermark ernannt, in welcher Stellung er bis zum Jahre 1871 verblieb, in welchem Jahre er seiner angegriffenen Gesundheit wegen sich genöthigt sah, um seine Versetzung in den bleibenden Ruhestand anzusuchen. Er verbrachte seinen Lebensabend in Graz, unausgesetzt mit literarischen Arbeiten beschäftigt, bis er am 30. November 1892 hochbetagt verschied.

Auf Močniks wissenschaftliche Richtung wirkte bestimmend sein Lehrer in der Mathematik, der durch sein wissenschaftliches Wirken wie auch durch seine lehramtliche Thätigkeit rühmlichst bekannte Professor Dr. Leopold Schulz von Straßnicki, unter dessen wohlwollender Leitung

Močnik auch in das Gebiet der höheren Mathematik eingeführt und für dieses Fach begeistert wurde. Die Pflege der mathematischen Wissenschaften blieb fortan seine Hauptaufgabe, oder je nach seiner Lebensstellung mindestens seine wichtigste Nebenbeschäftigung. Im Jahre 1839 erschien im Verlage von Heubner in Wien seine erste Schrift: „Theorie der numerischen Gleichungen mit besonderer Berücksichtigung der Cauchyschen Methode.“

Schon in den ersten Jahren seines Wirkens erkannte Močnik die Mangelhaftigkeit des damals zumeist mechanisch betriebenen Rechenunterrichtes in den österreichischen Schulen, und diese Wahrnehmung veranlasste ihn zu eingehenden Studien in Beziehung auf eine rationellere Behandlung dieses Unterrichtszweiges. Das Ergebnis dieser Studien war ein Programm über die Umänderung und entsprechendere Einrichtung der Rechenbücher, welches er im Jahre 1844 der Studienhofcommission überreichte, und das von dieser Behörde auch genehmigt wurde. Auf Grund dieses Programms verfasste er sodann folgende Rechenbücher:

a) Anleitung zum Kopfrechnen für die erste Classe der Stadt- und Landschulen;

b) Anleitung zum Rechnen für die zweite und dritte Classe der Trivial- und Hauptschulen, und

c) Lehrbuch des gesammten Rechnens für die vierte Classe der Normal- und Hauptschulen.

Diese Rechenbücher erschienen im Jahre 1846 im Wiener k. k. Schulbücherverlage und wurden, nachdem dieselben auch in andere Reichssprachen übersetzt worden sind, in allen Volksschulen Österreichs eingeführt.

Im Anschlusse an die vorgenannten Bücher erschien im Jahre 1847 sein „Lehrbuch der Geometrie für die vierte Classe der Normal- und Hauptschulen,“ welchem im Jahre 1852 die „Rechnungsübungen für die Wiederholungs- und Fortbildungsschulen“ folgten.

Um den Lehrern beim Gebrauch der neuen Rechenbücher einen sicheren Wegweiser an die Hand zu geben, verfasste Močnik im Auftrage des k. k. Unterrichtsministeriums im Jahre 1854 die zwei methodischen Handbücher:

a) Methodik des Kopfrechnens und b) Methodik des Zifferrechnens.

Alle diese Lehrbücher, welche wegen Einführung der österreichischen Münzwährung, sowie der metrischen Maße und Gewichte und insbesondere mit Rücksicht auf die im Jahre 1874 vorgeschriebenen Lehrpläne für Volks- und Bürgerschulen unter Beachtung der neueren Fortschritte

in der Unterrichtsmethode wiederholt abgeändert und verbessert wurden, blieben ununterbrochen und stehen auch heutzutage unter folgenden Titeln in Verwendung und zwar:

A. An Volksschulen:

1. Erstes, zweites, drittes, viertes und fünftes Rechenbuch für Volksschulen;

2. Rechenbuch für die erste, die zweite und die dritte Classe der Knaben-Bürgerschulen;

3. Rechenbuch für die erste, die zweite und die dritte Classe der Mädchen-Bürgerschulen;

4. Geometrie für Bürgerschulen;

5. Der Rechenunterricht in der Volksschule, als Anleitung für Lehrer;

6. Die geometrische Formenlehre, als Anleitung für Lehrer;

7. Die neue österreichische Münzwährung (Wien 1858, Braumüller);

8. Die neuen österreichischen Maße und Gewichte (Wien 1875, Schulbücherverlag).

B. An Mittelschulen:

1. Lehrbuch der Arithmetik für Untergymnasien. (Wien, Gerold).

I. Abtheilung, 33. Auflage (1. Auflage 1850).

II. Abtheilung, 25. Auflage (1. Auflage 1850).

2. Geometrische Anschauungslehre für Untergymnasien. (Wien, Gerold).

I. Abtheilung, 24. Auflage (1. Auflage 1852).

II. Abtheilung, 18. Auflage (1. Auflage 1853).

3. Lehr- und Übungsbuch der Arithmetik für die untern Classen der Realschule. In drei Heften. Prag, Tempsky. (I. 20. Auflage, II. 19. Auflage, III. 19. Auflage.)

4. Geometrische Formenlehre für die erste Classe der Realschulen. Prag, Tempsky. (4 Auflage.)

5. Anfangsgründe der Geometrie für die zweite, die dritte und die vierte Classe der Realschule. Prag, Tempsky, 17. Auflage.

6. Lehrbuch der Arithmetik und Algebra für die oberen Classen der Mittelschulen. Wien, Gerold. 24. Auflage (1. Auflage 1850).

7. Lehrbuch der Geometrie für die oberen Classen der Mittelschule. Wien, Gerold. 22. Auflage (1. Auflage 1850).

8. Arithmetik für Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten. Prag, Tempsky. 4. Auflage.

9. Geometrie für Lehrer-Bildungsanstalten. Wien, Gerold. 3. Aufl.

10. Geometrische Formenlehre für Lehrerinnen-Bildungsanstalten. Wien, Gerold. 2. Auflage.

11. Logarithmisch-trigonometrische Tafeln mit 6 Stellen. Wien, Gerold. 4. Auflage.

12. Fünfstellige Logarithmentafeln zum Schulgebrauche. Wien, Gerold.

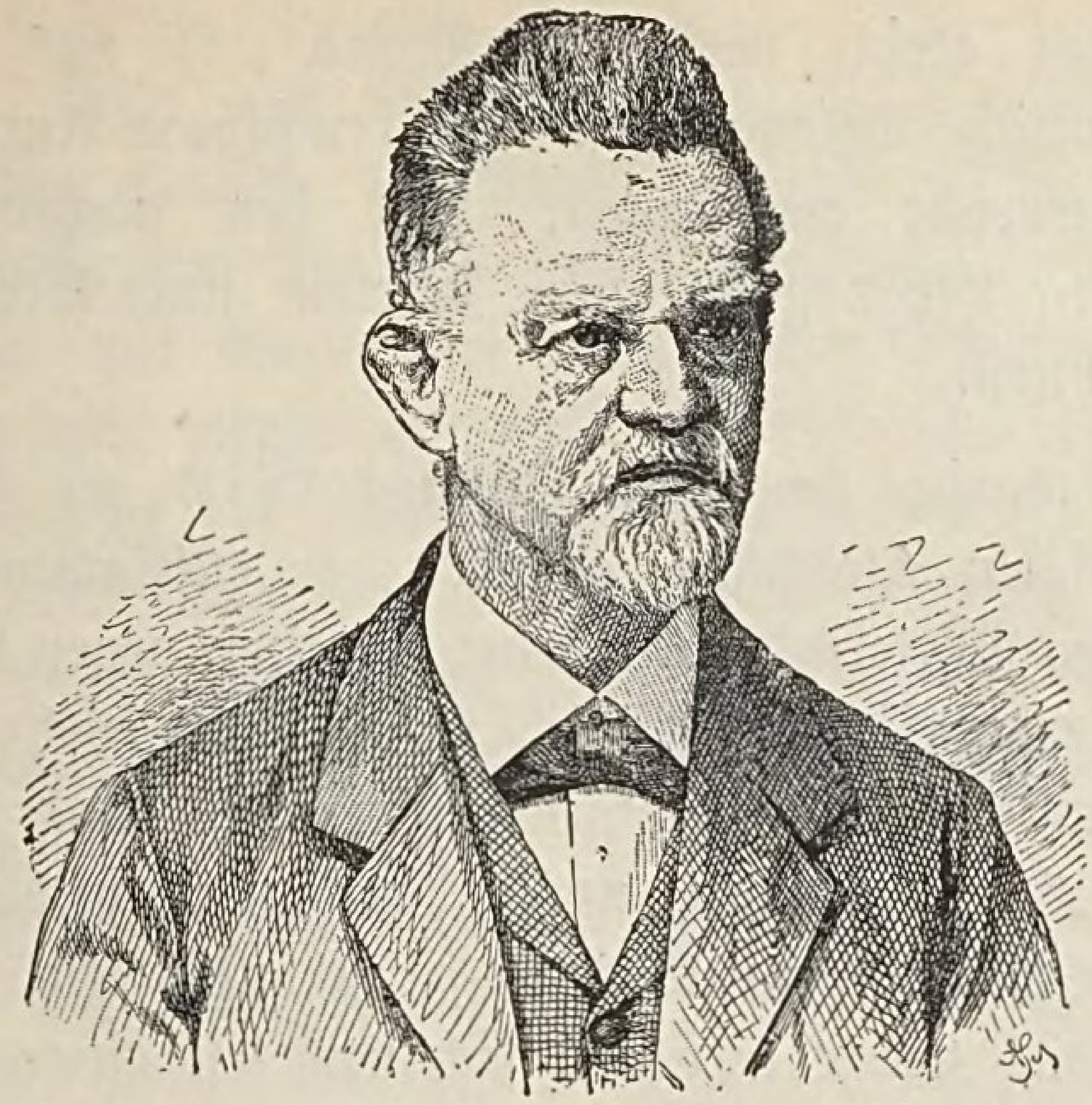
Außer den angeführten arithmetischen und geometrischen Schriften hat Močnik während seiner Amtswirksamkeit als Volksschulinspector auch noch folgende im k. k. Wiener Schulbücherverlage erschienene Lesebücher verfasst, und zwar in den Jahren 1859 und 1860 unter Mitwirkung des Oberlehrers Andreas Praprotnik in Laibach:

1. Slovensko-nemški Abecednik,
2. Pervo und Druga Berilo za slovenske šole,
3. Erstes, zweites und drittes Lesebuch für nicht deutsche Volksschulen,
4. Deutsch-slovenisches Wörterverzeichnis,

ferner im Jahre 1865:

5. Lesebuch für die oberste Classe der katholischen Landschulen.

Močniks Leistungen auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichtes wurden auch von Sr. Majestät durch Verleihung des Ritterkreuzes des Franz Josef-Ordens (1862) und des Ordens der eisernen Krone dritter Classe (1871) anerkannt. Auf Grund der Statuten des letzteren Ordens wurde Močnik im Jahre 1872 in den österreichischen Ritterstand erhoben.



XI.

Theodor Vernaleken.

Von Franz Branky.

Das Bildungs- und Erziehungswesen unseres geliebten Vaterlandes hat seit dem Jahre 1848 einen bedeutenden Schritt nach vorwärts gethan. Wenn auch auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichtes noch vieles zu wünschen übrig bleibt, wenn manche Ideale, die in diesen vier Decennien erstrebt wurden, sich nicht vollständig verwirklichten und manches sogar hätte besser werden können, als es geworden — so ist doch nicht zu verkennen, dass die Volksschule Österreichs, wie sie nach langem Kampfe und beharrlichem Ringen durch das Reichsvolksschulgesetz vom Jahre 1869 begründet worden ist, dem Staate zum Ruhme, der Lehrerschaft zur Ehre und den Kindern des Volkes zum Heil und Segen gereicht.

Um die Entwicklung und allmähliche Ausgestaltung des vaterländischen Schulwesens hat sich auch ein Schulmann nicht geringe Verdienste erworben, der beiweitem nicht so gewürdigt wird, wie er es verdiente, der hie und da sogar, insbesondere bei der jüngeren Lehrerschaft, fast einer unverdienten Vergessenheit anheimgefallen ist. Wie das Gefühl der Gerechtigkeit, so soll auch das der Dankbarkeit das Herz der Lehrer erfüllen. Der Männer müssen wir in Treue und Liebe gedenken, welche die Bäume pflanzen halfen, deren Früchte wir nun genießen, und zu diesen gehört in erster Linie Theodor Vernaleken, pensionierter Director der k. k. Wiener Lehrerbildungsanstalt, „ein um die Schule und das

deutsche Sprachfach gleich verdienter Mann", [1]) aus dessen Schriften wir viele zweckdienliche Belehrungen und fruchtbare Anregungen für Erziehung und Unterricht empfangen. Auf den nachfolgenden Blättern wollen wir seinen Lebensgang, sein Wirken und Streben mit einigen Strichen kennzeichnen.

Vernaleken wurde am 28. Jänner 1812 zu Volkmarsen, dem damals westphälischen Städtchen, geboren; er entstammt also dem alten Sachsenlande, „wo Wittekind einst seine Streiter gegen Karl den Großen führte, wo der germanische Geist sich trotzig zur Wehr setzte gegen den neuen Glauben, wo die Hünengestalten jener Zeit noch heute im Munde des Volkes leben." Das Volk, unter dem man aufwächst, ist ein einflussreicher Miterzieher, denn was es sinnt und denkt, singt und sagt, fühlt und strebt, das prägt es allmählich und fest einer reizempfänglichen Seele von Jugend auf ein. Beharrlichkeit, Muth, Entschlossenheit, Unternehmungslust, lauter Eigenschaften des sächsischen Volkes, traten auch bei der geistigen Entwicklung Vernalekens frühzeitig sehr deutlich und entschieden hervor. Das Gymnasium besuchte er in Warburg und Paderborn, das Lyceum vom Jahre 1830—1834 in Fulda. Anfangs widmete er sich dem Studium der Theologie und Philologie, aber bald überkam ihn die Wanderlust, die schon so viele Deutsche in die Fremde führte, und er verließ im Jahre 1836 seine norddeutsche Heimat und gieng auf unbekannten Pfaden einer unbekannten Zukunft froh entgegen. [2]) Das nächste Ziel seiner Wanderung war indes ein festes, die Heimat Pestalozzis. Hier gelang es ihm bald, mit einigen Mitarbeitern und Schülern des großen Pädagogen in Verbindung zu treten, so mit Krüsi, Fellenberg, Wehrli und dem Seminardirector in Küßnacht, Scherr (dem älteren Bruder von Johannes Scherr). Bei diesem lehrte und lernte er und besuchte nebenbei die Vorlesungen an der Hochschule in Zürich. Vom Jahre 1837 bis 1846 war er Lehrer an einer Secundarschule bei Winterthur. Von hier begab er sich nach Zürich; da redigierte er noch im Jahre 1846 die Schweizerischen Blätter für Erziehung und Unterricht, [3]) hielt öffentliche, zumeist von Frauen besuchte literarhistorische Vorlesungen über Goethe, seinen Lieblingsdichter, über deutsche Mythologie u. dergl. und entfaltete damals schon eine ganz bedeutende schriftstellerische Thätigkeit: er spendete uns eine deutsche Verskunst auf

---

[1]) So charakterisiert M. A. Becker unseren Schulmann in den Monatsblättern des wissenschaftlichen Clubs, II. S. 51.

[2]) Morgenblatt der Neuen freien Presse vom 28. März 1887.

[3]) Zürich bei Meyer und Zeller. Von dieser Zeitschrift sind 21 Nummern erschienen.

musikalischen Grundlagen, [4]) eine Realkunde, [5]) die das Wissenswürdigste aus der Natur-, Erd- und Menschenkunde in drei Lehrstufen enthält; er erklärt uns das deutsche Volksepos [6]) nach Wesen, Inhalt und Geschichte mit erläuternden Proben aus den Nibelungen und der Gudrun; er beschenkt uns mit einer niedlichen Beispielgrammatik, [7]) die, wenn auch etwas doctrinär, wegen der leicht zu merkenden und sorgfältig ausgewählten Mustersätze als Beispielgrammatik noch immer unübertroffen ist; [8]) sinnige Lehrer und Erzieher, verständige Väter und Mütter überraschte er mit den Anfängen der geschichtlichen und poetischen Bildung, einer Abhandlung, die das zutreffende Motto von Steffens an der Stirne trägt: „Alle Kinder sind Poeten". [9])

Das denkwürdige Jahr 1848 rüttelt das Schul- und Unterrichtswesen gewaltig durcheinander. Sogar die Schreibweise bleibt davon nicht unberührt. D. J. Klement [10]) und Ph. Wackernagel [11]) versuchen, auf dem Gebiete der deutschen Rechtschreibung tiefeingreifende Reformen durchzuführen. Der dritte im Bunde ist — Vernaleken. „In dieser bewegten Zeit", schreibt er, [12]) „muss jeder in seiner Weise revolutionieren. Ich gehe den Weg der Reaction, den gelehrte Männer uns gezeigt haben. Ist doch unsere ganze politische Erhebung eine reactionäre, eine Zurückführung auf die ursprüngliche Freiheit der germanischen Stämme." Auch in Österreich ruft das Jahr 1848 im Schulwesen be-

---

[4]) Die deutsche Verskunst oder die Wohllautverhältnisse und Formen der deutschen Dichtungssprache, erläutert und auf ihre musikalischen Grundlagen zurückgeführt. St. Gallen 1847. (Besprochen von Heuser im „Archiv der neueren Sprachen und Literaturen" V. Bd., 2. Heft, S. 433—440. Elberfeld und Iserlohn. Julius Bädeker).

[5]) Realkunde oder das Wissenswürdigste aus der Natur-, Erd- und Menschenkunde. St. Gallen 1842—1844.

[6]) Das deutsche Volksepos. Nach Wesen, Inhalt und Geschichte mit einer erläuternden Auswahl aus den Nibelungen und Gudrun. Zürich, 1846.

[7]) Deutsche Beispielgrammatik oder ausgewählter Stoff zu Denk- und Sprachübungen. Mit kurzen grammatikalischen Bemerkungen. Für höhere Bürgerschulen und die mittleren Classen höherer Lehranstalten. St. Gallen und Bern 1840, 2. Aufl. 1851.

[8]) Damit dieses Büchlein im Sinne des Verfassers gebracht werde, ist die Schrift erschienen: „Über Zweck im Gebrauch der Beispielgrammatik". St. Gallen 1840.

[9]) In den Allg. Schweiz. Schulblättern von Keller — Spengler. 11. Jahrg. 3. Heft 205—220. Zürich, Verlg. des lit. Compt. 1845.

[10]) Vergl. das Archiv für das Studium der neueren Sprachen von Herrig und Viehof, IV. S. 81.

[11]) Der Unterricht in der Muttersprache (Stettin 1843) und das Programm des Realgymnasiums zu Wiesbaden.

[12]) „Über das Dehnungsmittel der deutschen Sprache" im Archiv für das Studium der neueren Sprachen. Jahrgang 1848, S. 372.

deutende Reformen und Veränderungen hervor. So wurde das Stadtconvict aufgehoben, dem k. k. Civil-Mädchen-Pensionate drohte ein gleiches Schicksal, [13]) der Gedanke, Lehrerinnen-Seminare zu errichten, taucht plötzlich auf, in den Schulbezirken sollten (1849) von der Lehrerschaft Berathungen gepflogen werden, was der Volksschule fromme u. dergl. In diese Zeit fällt auch Vernalekens Briefwechsel mit dem k. k. Ministerialrathe Exner, dessen Aufmerksamkeit er durch Übersendung einiger Schriften, u. a. einer Abhandlung über die Einrichtung eines Lesebuches für Volksschulen, auf sich gezogen hatte. Der damalige Unterrichtsminister Graf Leo Thun ernannte ihn infolge dessen im Jahre 1850 zum Professor am Polytechnikum in Wien und zog ihn sofort zu den Berathungen heran, welche damals bezüglich der Lehrpläne für die neu zu errichtenden Realschulen stattfanden. [14]) Gleichzeitig wurde er mit der Ausarbeitung von Lesebüchern für die Volksschule beauftragt, welche indessen bei dem von Süden her wehenden Winde nur bis zum dritten Theile gediehen. Mir liegt die erste Vorlage dieses Lesebüchleins [15]) für die versammelten Schulräthe Österreichs vor. Welcher Abstand, wenn man diesen Entwurf mit den damaligen Namenbüchlein vergleicht! Man muss nur einmal diese Büchlein mit scharfem Auge betrachten, und man wird den großen Fortschritt erkennen, den unser vaterländisches Schulwesen in den Fünfziger-Jahren gemacht hat; auch bewahrt man dann gewiss allen den Männern eine dankbare Erinnerung, die unsere Schulkinder von der Namenbüchlein-Tortur erlöst haben. Drei Ausgaben dieser Büchlein waren zu Beginn unseres Jahrhunderts im Gebrauche, eines für Landschulen ohne den kleinen Katechismus, eines mit ihm und eines für Stadtschulen; [16]) überall aber herrschte

[13]) „Das k. k. Civil-Mädchen-Pensionat in Wien. Eine Denkschrift zur Säcularfeier der im Jahre 1786 von Kaiser Josef II. zur Heranbildung von Lehrerinnen und Erzieherinnen gegründeten Bildungsstätte“. S. 75.

[14]) Man ersieht das noch aus dem Briefe des Grafen Leo Thun vom 12. April 1852. Der Inhalt dieses Schreibens ist folgender: Werter Herr Professor! Beiliegend der Entwurf, die Einrichtung der Realschulen betreffend, wie ihn S. A. Koller mit Ihrer gütigen Mitwirkung bezüglich des Sprachunterrichtes ausgearbeitet hat. Ich übersende Ihnen denselben mit der Bitte, mich nächsten Sonntag zu besuchen (etwa zwischen 1—2) und mir die Abweichungen dieser Partie in Entgegenhaltung mit dem gedruckten „Organisationsentwurfe“ zu erklären und zu begründen. Hochachtungsvoll Thun.

[15]) Der vollständige Titel dieses Entwurfes ist: Erstes Sprach- und Lesebuch für die erste Classe der österreichischen Volksschulen. Von Theodor Vernaleken. Wien, 1851. Bei L. W. Seidel.

[16]) Siehe „Forderungen an Lehrer der deutschen Schulen“. Wien, 1803 im Verlagsgewölbe der deutschen Schulanstalt bei St. Anna in der Johannis-Gasse. Anhang: Verzeichnis aller Normal- und katechetischen Schriften nach alphabetischer Ordnung.

derselbe Mechanismus, überall dieselbe verkehrte Art, die Jugend das Lesen zu lehren. Ickelsamers rechte weis auffs kürzist lesen zu lernen, Jordans Leyenschul und Grüßbeutels nützlich stimmenbüchlein [17]) mit ihren schlichten Holzschnitten, dann Sebast. Helbers Syllabierbüchlein, [18]) sie alle stellen diese methodischen Gaben und theilweise sogar das erste Lesebuch Ferdinand Schuberts, eine Überarbeitung des alten Namenbüchleins, [19]) weit in den Schatten. Sechzig Buchstabenformen auf dem ersten Blatte als ersten Gruß und Willkomm an das Schulkind! In einemfort be i bi; be u bu; be o bo; be a ba, be ä bä; be ü bü — ist mehr als Menschenqual, und noch ist das nicht das Schrecklichste in der Mechanik des Leseunterrichtes gewesen. Die bizarrste Lesemethode zeigt And. Quartember in seinem ersten Lesebuche, [20]) auch ein Namenbüchlein, vielleicht das seltsamste, das je erschienen, jedenfalls das drolligste, das ich zu Gesichte bekommen habe. Da fieng das Lesen mit den Ziffern an, so dass die Kinder bei der Zahl drei das Übungsstück lesen: 3 1 3 2 1 3 2 3 1 3 1 3 2 1 3 2 1 3 2 3 1 3 1 3 1 2 1 2 2 3 — und bei dem ö hatten sie die bereits vorausgegangenen Buchstaben a, e, i, o, u, y, ä, ü in einer Tabelle als Leseübung zu sprechen, zu der nicht weniger als 99 dieser Buchstaben verwendet worden sind. Einen Gedanken, der durch einen Satz ausgedrückt worden wäre, enthielt dieses Schulbuch überhaupt nicht; die 192. Übung aber spendet der Schuljugend gar reizende Gaben: nahezu anderthalbhundert Wörter wie Moschee, Kanapee, Allegorie, Euphonie, Magie, Orthodoxie, Psychologie, Theologie, Dissertation, Physiologie, Bestialität, Galanterie, Coelibat, Inquisition [21]) 2c.

Wie ganz anders war Vernalekens Entwurf für das erste Sprach- und Lesebuch eingerichtet! Wie die Nacht zum Tage, wie der frostige Winter zum erquickenden Frühling, so verhielten sich die Namenbüchlein

---

[17]) Siehe „Vier seltene Schriften des sechzehnten Jahrhunderts". Herausgegeben von Heinrich Fechner, Berlin 1882.

[18]) Deutsches Syllabierbüchlein vom Jahre 1593, herausgegeben von Gustav Roethe, Freiburg i. B. und Tübingen 1882.

[19]) Ferdinand Schuberts (Directors der k. k. Wiener Unter-Real- und Normal-Hauptschule) erstes Lesebuch. 2. Auflage. Wien, Karl Überreuter, 1855.

[20]) „Erstes Lesebuch. Von And. Quartember. Troppau. Druck von Alfred Traßler 1861." Es besteht aus 91 Seiten, auf denen 192 Leseübungen, aus lauter einzelnen Silben und Wörtern bestehend, zusammengestellt sind.

[21]) Johannes Müllers treffliches Werk: „Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichtes bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts" bringt viel des Überraschenden und Seltsamen über die Künste, andern das Lesen beizubringen; aber solches, das sich an Drolligkeit mit der Quartember-Lesemethode nur im entferntesten messen könnte — zur Ehre aller deutschen Schulmeister sei es gesagt — sucht man dort vergebens!

zu diesem neuen Elementarbuche. Bildung des Geistes und Herzens, Weckung der Phantasie, Anregung und Ausbildung des Sprachgefühles durch verständige Aneignung des Inhaltes, Weckung des kindlichen Gemüthes zur Gottesfurcht und Pietät, zur Sitte und Vaterlandsliebe, das war der Hauptzweck dieses Büchleins, welches noch überdies für die vereinten Lese-, Anschauungs-, Denk-, Sprech- und Stilübungen Sorge trug. Die österreichischen Bischöfe fanden aber darin ein Haar; wahrscheinlich missfiel es einerseits, dass dieses neue Schulbuch für die Kinder aller christlichen Eltern verfasst war, andererseits, dass deutsche Märchen, wie das Thränenkrüglein, die drei grünen Zweige, Hansel und Gretel, die drei Glückskinder, der arme Junge im Grabe, die treuen Thiere, die drei Brüder darin vertreten waren. Dieser Entwurf musste umgearbeitet und die Märchen beseitigt werden; man wollte in Lesebüchern überhaupt keine Stoffe, die von den „Wurzelgräbern" aus Hanau herrührten. So spottete man damals in gewissen Kreisen über die Gebrüder Grimm.

Unserem Schulmanne fiel somit in Wien eine zweifache Aufgabe zu: an der Organisation der Realschulen und an der der Volksschulen theilzunehmen. Als in Wien die ersten selbständigen Realschulen ins Leben gerufen wurden, kam er im Jahre 1851 als Professor der deutschen Sprache und Literatur an die neugegründete Oberrealschule auf dem Schottenfeld mit der gleichzeitigen Ernennung zum Mitgliede der Prüfungscommission für Realschulen. Da hatte er hüben und drüben viel zu arbeiten, viel zu schaffen; doch das entsprach ganz seinem Wesen. Das Producieren erhält mich frisch, sagt er ja noch dreißig Jahre später von sich selbst. [22]) Viele Berufsgenossen dürfte es auch interessieren, dass damals auf Vernaleken auch die auszeichnende Wahl fiel, die Erzherzogin Henriette, nunmehrige Königin der Belgier, Mutter unserer Kronprinzessin Stephanie, dritthalb Jahre in Sprache, Literatur und Geschichte zu unterrichten.

Für die unteren Classen der Realschulen bearbeitete er ein Lesebuch [23]) mit einfachen und recht herzlichen Musterstücken, denen die Jugend volles Interesse entgegenbrachte; für die höheren Classen bot er vorderhand deutsche Lesestücke, [24]) denen bald das dreibändige Literaturbuch [25])

---

[22]) Brief vom 28. Jänner 1881 an den Schreiber dieser Zeilen.

[23]) Wien, Verlag von L. W. Seidel & Sohn. Neunte Auflage 1863.

[24]) Deutsche Lesestücke für die höheren Classen der österr. Ober-Realschulen, Wien bei L. W. Seidel 1854.

[25]) Aus drei Theilen bestehend, von denen der erste das Alterthum, der zweite die mittlere Zeit, der dritte die Neuzeit berücksichtigt. Wien, Braumüller.

nachfolgte, „wie ein besseres", nach Wurzbachs Urtheil, [26]) „die deutsche Literatur kaum aufzuweisen haben dürfte." Das Studium der Grammatik bahnte er zuerst mit dem deutschen Sprachbuche [27]) an, dem folgt die Formenlehre der deutschen Sprache nach, [28]) dann erscheint die große zweibändige Syntax, [29]) ein Werk unermüdlichen Sammeleifers; es bringt eine Fülle von Belegen aus dem 16., 17., 18. und 19. Jahrhunderte, berücksichtigt theilweise die neuhochdeutschen Sprachdenkmäler und ist Jakob Grimm zugeeignet. Auch im deutschen Reiche fand dieses Werk volle Anerkennung. A. Engelien [30]) äußert sich darüber: „Ich bin zu der Meinung gelangt, dass die zuerst von Vernaleken in seiner Syntax gegebene und von mir befolgte Disposition durchsichtig und so wohlbegründet sei, dass es sich der Mühe verlohnen möchte, auf Grund derselben eine elementare Behandlung der Satzlehre zu versuchen." Die deutsche Schulgrammatik [31]) ist ein Auszug aus der Syntax.

Die Grundsätze, auf denen Vernalekens Sprach- und Lesebücher fußen und in den österreichischen Mittelschulen bei Ertheilung des Sprachunterrichtes beobachtet werden sollen, laufen auf Folgendes hinaus: Durch die Lesebücher soll der Jugend eine gesunde kernhafte Lectüre, ein sprachbildender Stoff, der weniger das Wissen als vielmehr die allgemeine Menschenbildung fördert, geboten werden. [32]) Das Lesebuch soll in der Mittelschule zunächst der Sprachbildung dienen. Die Kunst zu lesen bedarf auch selbst in höheren Classen fortgesetzter Übung. Das Lesen sei ein ausdrucksvolles, mit gehöriger Unterscheidung gedehnter und kurzer Silben. Ohne Verständnis des Inhaltes ist ein Lesen mit Ausdruck unmöglich. Außerdem kommt die Betonung in Rücksicht, insbesondere bei einer so gemischten Bevölkerung, wie sie in Österreich sich findet. Wöchentlich soll wenigstens eine halbe Stunde dem Hersagen oder Recitieren kleiner erzählender Dichtungen gewidmet werden. Der deutsche Unterricht soll den bei uns vorwaltenden Zug zum Fremdländischen mildern und die Gemüther auch dem Vaterlande und der heimischen Literatur zuwenden. Das Anatomieren der Musterstücke, dass der geistige und ethische Gehalt sich verflüchtigt, ist verwerflich. Die

---

[26]) Biogrph. Lex. 50. Band, S. 131 b.

[27]) Deutsches Sprachbuch. Mit einem kleinen Wörterbuche für Rechtschreibung. Wien, Braumüller 1868.

[28]) Wien, Seidel, 1856. Der zweite enthält Theil die Formenlehre des Mittelhochdeutschen und erschien 1858.

[29]) Wien, Wilhelm Braumüller 1861/63.

[30]) Grammatik der neuhochdeutschen Sprache, Berlin, 1878, S. III.

[31]) Wilhelm Braumüller, Wien 1872.

[32]) Deutsches Lesebuch für die österr. Mittelschulen, 4. Theil, Wien, Seidel, 1870, siehe Vorwort.

Dichtungen müssen auf das Gemüth der Jugend wirken, denn nur der ungestörte Eindruck des Schönen ist wirksam für Gefühl und Geschmack. Die Hälfte der schriftlichen Arbeiten soll sich den übrigen Fächern anschließen, namentlich der Lectüre und dem Geschichtsunterrichte. Aufgaben, die außer dem Gesichtskreise des Schülers liegen, dürfen nicht gestellt werden. Die Schüler seien zu ermuntern, freiwillig Aufsätze zu liefern, bei denen ihre Persönlichkeit mehr oder minder betheiligt ist. Die fruchtbarsten Aufsätze sind Briefe, Berichte, wissenschaftliche Abhandlungen und Übertragungen aus der fremden Sprache in die deutsche.[33])

Leider hat man diese trefflichen Grundsätze nicht immer und nicht überall befolgt!

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit den Verdiensten zu, die sich Vernaleken um die Förderung des Volksschulunterrichtes in Österreich erworben hat. Mit dem Schul- und Hofrathe M. A. Becker gründete er im Jahre 1850 den „Österreichischen Schulboten,“ [34]) um die Reformen, welche beide Männer auf dem Gebiete des Volksschulwesens planten, unter dem Protectorate des damaligen Unterrichtsministers Leo Thun vertheidigen zu können. Und wahrlich, sie hatten ein solches Rüstzeug nothwendig. Im Schuljahre 1851/52 liefen Vernalekens erstes Sprach- und Lesebuch unter der Flagge „für katholische Volksschulen“ und ohne Namen des Verfassers und M. A. Beckers Fibel, [35]) welche auf dieses Büchlein vorbereiten sollte, von Stapel. Diesen beiden Büchlein folgte bald das Hilfsbuch [36]) zu dem ersten Sprach- und Lesebuch, für Lehrer und Präparanden. Wie groß war das Erstaunen in den damaligen Schul- und Lehrerkreisen, als man in all diesen Schriften gedruckt fand: Armut, Demuth, Blüte, blühen, Drat, Essich, Gämße (Gämse), Grieß, mislingen, Pazient, Rumm, Tiran, Träne, Wirt, Wert, Zeugnis, Zeugnisse rc. „Wie ein Erdbeben, das mit schwachen Stößen

---

[33]) Diese Grundsätze bringt der Artikel „Der deutsche Unterricht an Mittelschulen“ in der Zeitschrift f. d. österr. Gymn. Jahrg. 1864, Heft X., S. 717 ff.

[34]) Oder wie Vernaleken sagt: „vor 37 Jahren bin ich dem Blatte zu Gevatter gestanden,“ im Briefe vom 1. November 1887 an Franz Frisch.

[35]) Unter dem Titel „Fibel und Erstes Lesebuch für Volksschulen. (Mit Currentschrift-Tafeln)“ gieng dieses Büchlein im Jahre 1876 zum letztenmal in die Welt hinaus. Ein Vierteljahrhundert stand es im Gebrauche. Auf dem ersten Blatte enthielt es die Reinlaute, die Diphthonge, die Umlaute und m und n. Sinnlose Lautverbindungen wie die Namenbüchlein enthielt diese Fibel nicht.

[36]) Der volle Titel lautet: Hilfsbuch zu dem Ersten Sprach- und Lesebuche für die katholischen Volksschulen im Kaiserthume Österreich. Für Lehrer und Präparanden, bearbeitet von Theodor Vernaleken.“ Wien. Im k. k. Schulbücherverlage. 1852.

beginnt und in Zwischenräumen immer stärker mit bedenklichen Bodenschwankungen nachsendet, so traf uns," bemerkt Becker,[37]) „der vom leisen Gemurmel bis zum lauten Geschrei gesteigerte Protest gegen den Frevel, den wir an der bisherigen Schulorthographie begangen hatten. Zum Glück waren bei diesem Erdbeben nicht, wie bei jenem in Agram, Häuser und Menschen in Masse bedroht, sondern nur zwei arme Schulseelen, die in ihrem Sinne das Beste gethan zu haben glaubten. Tagblätter wie Schulzeitungen wetteiferten in Verlästerung der aufgedrungenen Schreibweise. Was dagegen zu thun war, wurde redlich versucht. Besprechungen in Lehrerkreisen, Belehrung in Fachzeitschriften, öffentliche Vorträge wurden zur Verständigung eingeleitet — vergeblich — wenigstens für jene Kreise, denen die verbissene Opposition Bedürfnis war." Besonnene Schulmänner dachten über diese Sache freilich anders. Maurus Schinnagl, Professor am Schotten-Gymnasium, bemerkte[38]) damals, dass Vernalekens Vorschläge zur Vereinfachung der deutschen Rechtschreibung Berücksichtigung verdienen.

Das oben angezogene Hilfsbuch, so bescheiden es auch aussieht, ist doch ein schönes Denkmal in der Neugestaltung unseres vaterländischen Volksschulwesens, denn es zeigte einen einfachen, planvollen, zielbewussten, Geist und Gemüth anregenden Volksschulunterricht. Das Ziel der Volksschule wird darin nahezu mit denselben Worten ausgesprochen, wie das anderthalb Decennien später durch das Reichsvolksschulgesetz geschieht: „Die religiöse Bildung des Volkes ist Hauptzweck der Volksschule, und aller Unterricht in derselben steht im Dienste der christlich-religiösen Erziehung. Die Jugendlehrer haben aber auch zugleich die geistigen Anlagen des Kindes zu wecken und die Jugend zu verständigen Gliedern der bürgerlichen Gesellschaft vorzubereiten." Die Grundlinien, welche dieses Büchlein für einen solchen, oben angedeuteten Unterricht vorzeichnet, drücken folgende Grundsätze aus: Nicht vielerlei, sondern Religion in Verbindung mit biblischer Geschichte; Sprache mit Sprechübungen, Schreiben und Lesen, in Verbindung mit Sachkenntnissen; Zahl und Form, d. i. Rechnen und Messen, in Verbindung mit den Anfängen des Zeichnens, Gesang und Schönschreiben. „Diese vier Hauptgruppen dürfen nicht fächerweise zersplittert werden. Fachwerkelei und Überfüllung bringen die Volksschule aus ihrer Bahn. Sie hat sich auf das Wesentliche und Nothwendige zu beschränken. — Man lese, wie man gut sprechen würde. — Auge und Ohr sind die besten Lehr-

---

[37]) In den Monatsblättern des wissenschaftlichen Clubs in Wien, II. Jahrg. 1881, S. 51 ff.

[38]) Leitfaden beim Unterrichte in der deutschen Formen- und Satzlehre. Wien 1852, S. V.

meister der Rechtschreibung. — Verstehen kann man nichts ohne (sinnliche und geistige) Anschauung. — Der Inhalt ist für die Volksschule mehr wert als die Form. — Kein Tag ohne Zeile. Wer nichts hat, kann nichts geben. — Beschäftigung ist Zucht." In Hinsicht der sprachlichen Bildung galt Vernaleken die Volksschule als Stufe der Übung und Gewöhnung. [39])

Dieser einfache Unterricht, den einestheils das Hilfsbuch, anderntheils der Anhang des ersten Sprach- und Lesebuches zeigte, brach sich in Österreich nicht im Augenblick bahn. Es gehörte eine gewisse Selbstständigkeit und ein nicht geringes Maß von Selbstvertrauen dazu, frei und kühn in das herrliche Füllhorn der Sprache zu greifen, um Zweckmäßiges auszuwählen und es für die jeweilige Stufe so zu gestalten, damit Sinn und Herz der Jugend sich erfreuen und erquicken könne. Das trafen vor 30 und mehr Jahren hierzulande wenige Lehrer. Wenn es gut gieng, conjugierte man durch alle Zeiten, Personen, Formen und Arten, z. B.: ich treffe, du triffst, er trifft ꝛc. Aber zu zeigen, dass man bei diesem Zeitworte und seinen Bildungen an die Schlag-, Ziel- und Wurfspiele, an die Schießübungen und Wetten zu denken habe, um den sinnlichen Hintergrund vieler Bildungen aufzuhellen, wie z. B. er trifft die Scheibe; den Nagel auf den Kopf; ins Schwarze. Triff gut! Hast du ihn zu Hause getroffen? Die Reihe trifft mich. Der Maler hat ihn gut getroffen. Er traf viele Vorbereitungen zur Reise. Du triffst eine gute Wahl. Vortrefflich; zutreffend; unübertrefflich! u. s. f. — Das hörte ich bei den Prüfungen — und ich habe einer erklecklichen Anzahl vom Jahre 1858—1869 beigewohnt — niemals. Diese Art, den Sprachunterricht zu betreiben, die sich mit der berührt und theilweise deckt, die Prof. Dr. R. Hildebrand [40]) für Gymnasien und Realschulen vorgezeichnet hat, wurde in Österreich zuerst durch Vernaleken auch in den Volksschulen angebahnt. Manchen Lehrern schienen derartige Forderungen zu groß, vielen — zu gering, daher auch der Antrag des Lehrers Steiner in der Bezirks-Lehrerversammlung vom 6. Juni 1861: an die Stelle der dem ersten und zweiten Sprach- und Lesebuche beigegebenen Sprachübungen solle eine kurze systematische Sprachlehre (!) gesetzt werden, in welcher die nöthigsten Definitionen (!!), Regeln (!!) und Ausnahmen enthalten seien. [41])

---

[39]) Deutsches Sprachbuch, Wien 1868, S. III.

[40]) Vom deutschen Sprachunterrichte in der Schule und von der deutschen Erziehung und Bildung überhaupt. Die erste Auflage erschien 1866, die zweite 1879, die dritte 1887. Gegenwärtig (1895) liegt die 5. Auflage vor. Leipzig und Berlin. Verlag von Julius Klinkhardt.

[41]) „Die Volksschule". Jahrg. 1861, S. 111. Bericht über die zweite Lehrerversammlung des 6. Wiener Schulbezirkes.

Werfen wir nun einen flüchtigen Blick auf die Sprachlehren der damaligen Zeit. Die „Deutsche Sprachlehre für Schüler der ersten und zweiten Classe der Normal-, Haupt- und Trivialschulen in den kaiserl. königl. Staaten", welche in den Achtziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts verfasst wurde[42]) und bis in die Fünfziger-Jahre unseres Jahrhunderts im Gebrauche war, hat weder für die Sprachbildung der Lehrer, noch für die der Schüler etwas Bedeutendes geleistet. Dieses Buch enthielt mit Ausnahme des Anhanges, der Briefe, Quittungen und Empfangsscheine bot, nichts als Regel um Regel und eine trockene Aufzählung von Namen und Namen. Diese Art, die Sprache lehren zu wollen, kann man nicht besser bezeichnen als mit dem Worte: Namen- und Regelaufzählungsmethode! Dieses Buch lernten die Lehrer während des sechsmonatlichen oder neunmonatlichen pädagogischen Curses von A bis Z auswendig, um es auch die Schüler wieder auswendig lernen zu lassen. Und damit glaubte man im Hinblicke auf die Sprache für die Volksschule alles gethan zu haben! In den Dreißiger- und Vierziger-Jahren zeigte sich bereits mancher Schritt zum Besseren. Als solchen darf man gewiss den Versuch des k. k. Rathes und Directors der Normal-Hauptschule in Wien, Jos. Peitl, betrachten, der mit seiner deutschen Sprachlehre[43]) für die grammatikalischen Bedürfnisse der Schüler der dritten und vierten Classe und für den gelehrteren Sprachunterricht in den höheren Bildungsanstalten zu sorgen bedacht gewesen ist. Das Verdienstvollste in dieser Richtung stammt aus Klagenfurt. Der Lehrer an der dortigen k. k. Musterhauptschule, Karl Rußheim, schrieb nämlich zu den dürren und trockenen Regeln der alten Sprachlehre „Materialien",[44]) bestehend aus einer Menge von Beispielen, Übungen und Aufgaben. Die Sätze waren größtentheils der Ausdruck sinniger und wertvoller Gedanken. Das Buch zeigt überall den erfahrenen und praktischen Schulmann. Tiefer stand Joh. Schobers

---

[42]) Das Abc-Büchlein (Namenbüchlein), das erste Lesebuch (kleine Erzählungen) und die deutsche Sprachlehre stammen aus dieser Zeit. Bericht über österr. Unterrichtswesen (Wien 1873, Hölder) II. S. 92.

[43]) Theoretisch-praktische Anleitung zu dem Elementar-Unterrichte in der deutschen Sprachlehre. Ein Hilfsbuch für öffentliche und Privatlehrer. Drei Theile. Wien 1844. Gedruckt und im Verlage bei A. Pichler's sel. Witwe. Dritte Auflage.

[44]) Materialien zu einem zweckmäßigen Unterrichte in der deutschen Sprachlehre. Ein methodisches Handbuch für Lehrer und diejenigen, welche sich selbst in der deutschen Sprachlehre unterrichten wollen. Klagenfurt. Joh. Leon. 1845. 4. Auflage. 1. Theil: die Wortforschung; 2. Theil: die Wortfügung. (Siehe Rußheims Biographie S. 94).

Hilfsbuch der deutschen Sprache, welches zu dem Zwecke geschrieben ward, dass es nebst der in den k. k. österr. Staaten vorgeschriebenen Sprachlehre allen Schülern in die Hände gegeben werden konnte.[45]) Aus diesen und ähnlichen Bestrebungen[46]) ist zu ersehen, dass man schon damals empfunden hat, wie verkehrt die Methode war, nach welcher der Sprachunterricht auf Grund der alten Sprachlehre ertheilt wurde. Auch an Sprachlehr-Katechismen fehlt es dieser Zeit nicht. In diese Kategorie gehören Jakob Spitzers[47]) und Joh. Schneiders[48]) Handbücher. Das drolligste Werkchen dieser Art, welches so deutlich zeigt, wie lange sich die Namen- und Regelaufzählungsmethode erhalten hat — ganz ausgestorben ist sie auch heute noch nicht — und welches des Abgeschmackten und Ungereimten die Hülle und Fülle bietet, stammt aus dem Jahre 1868 und floss aus der Feder des Professors K. Schiller.[49]) „Ein Laut," heißt es darin, „ist das, was beim Aussprechen lautet. — Brave Kinder essen gern Suppe. — Begegnest du einer Herde Schafe, so weiche dem Widder vor allem aus! — Willst du brav sitzen, so musst du dich früher ordentlich setzen. — Salz ist der Name eines Gegenstandes nicht nur unseres Gesichts- sondern auch Geschmacksinnes. — Die Bedeutung des Gegenstandes selbst kann durch eine Veränderung des Geschlechts eine andere werden. — Das Chor ist meist ein erhabener Ort zum Singen und Musicieren in den Kirchen und musikalischen Gebäuden". Solche drastisch-komische Methode nannte man „Handhabung des ersten Unterrichtes in der deutschen Muttersprache". Diese Bücher und Büchlein muss man näher in Augenschein nehmen, um Vernalekens Bemühungen in Hinsicht eines zweckmäßigen Sprachunterrichtes in richtiger Weise würdigen zu können. All diese

---

[45]) Hilfsbuch der deutschen Sprache. I. S. III. (Wien, A. Pichler's selg. Witwe 1844). Im Jahre 1849 folgte Schobers deutsche Rechtschreibung zum Schul- und Privat-Unterrichte nach, die später durch ein eigenes Dictierbuch ersetzt wurde. Weite Verbreitung fand Schobers „Deutsche Sprachlehre für Lehrer und Schüler" (Wien, Sallmayer und Comp.); sie wurde sehr oft aufgelegt; der dritte Theil aus dem Jahre 1869 liegt mir in 17. Auflage vor.

[46]) Dazu gehören die Schriftchen von Paul Bernhard, Franz Gartner, Jos. Hahnenkamp, viele ähnliche Arbeiten von Karl Schubert u. a.

[47]) Theoretisch-praktisches Handbuch der deutschen Sprache. Wien, Ludwig Mayer, 1875.

[48]) Handbuch der deutschen Sprachlehre für Volksschulen. Nach dem neuen System bearbeitet, Wien, Leop. Sommer 1867. Das zwei Druckbogen umfassende, für die zweite Classe geschriebene Werkchen hebt so an: Wisset ihr, was ich mir jetzt denke? — Nein. — Könnt ihr das, was sich ein Mensch denkt, sehen oder hören? — Was sich ein Mensch denkt, kann man weder sehen noch hören 2c.

[49]) Handhabung des ersten Unterrichtes in der deutschen Muttersprache nach Lectionen für Schule und Haus. Wien 1868.

Bestrebungen von Peitl bis Karl Schiller fußen auf der Anschauung Gottscheds, Adelungs, Heyses, Heinsius': man könne die Muttersprache einzig und allein durch die Grammatik lehren. Vernaleken schloss sich der Richtung an, die Luther, Comenius, Rochow, Pestalozzi, Diesterweg und Jakob Grimm vorzeichneten, nämlich die Sprache an der Sprache selbst zu erlernen, an ihrem reichen und lebensvollen Inhalte, an ihrem zaubervollen Klange.

Das größte Verdienst erwarb sich Vernaleken unstreitig in den Sechziger-Jahren, wo er im Vereine mit Ludwig Schmued, Friedrich Müller und Dr. R. Sonndorfer an der Schottenfelder Oberrealschule eine förmliche Fortbildungsschule für die Lehrer Wiens ins Leben gerufen hatte.

Man darf nicht übersehen, dass in jenen Tagen in allen Schulkreisen Wiens ein reges Streben herrschte, welches sich ganz besonders durch einen großen Drang nach Fortbildung bei der Lehrerschaft kundgab. Am 1. April 1861 erschien die Zeitschrift „Die Volksschule", welche Jos. Vogler mustergiltig redigierte. Der Schulenoberaufseher Canonicus Leopold Stöger berief die Oberlehrer und Lehrer der drei höheren Gehaltsstufen zu einer Lehrerconferenz nach St. Anna — die jüngeren Mitglieder schloss er, angeblich wegen Raummangels (!), aus — und sprach von den Hindernissen, die zu beseitigen sind, wenn der gesammte Lehrkörper der Volksschule die richtigen Zwecke, die ihm gestellt, erreichen soll, wobei er verlangte, der Lehrer müsse in seinem Streben offenbaren, dass er ein mit der Kirche vereinter Lehrer sei, und zum offenen Geständnis aufforderte, dass ihm vom Standpunkte der Erfahrung dasjenige schriftlich mitgetheilt werde, was die Versammlung in den Lehrbüchern als gut und was sie als unzulässig finde.[50]) Die Bezirks-Lehrerversammlungen hatten hinsichtlich der Reform einzelner Unterrichtszweige schriftliche Gutachten zu überreichen. Nach längeren Vorarbeiten gründeten die Lehrer Wiens am 4. October 1863 den Verein „Volksschule", der einige Wochen später (14. November) einen neuen Verein gebar, den Schubertbund.[51]) Ein anderer pädagogischer Verein mit conservativer Tendenz erblickte in der alten Centralstätte, St. Anna, das Licht der Welt. Dem Gemeinderathe der Stadt Wien genügte die Bildung der Lehrer nicht, deshalb fasste er den Beschluss,[52])

---

[50]) „Die Volksschule." Jahrgang 1861, S. 49 ff.

[51]) Jahresbericht des ersten Wiener Lehrervereines „Die Volksschule" vom Jahre 1864, S. 7 ff, 59.

[52]) Diese für die Lehrer Wiens so denkwürdige Gemeinderathssitzung fand am 16. Jänner 1863 statt. Die Vorschläge zur Regulierung des Volksschulwesens fasste der Referent Dr. A. Ficker in 9 Paragraphen zusammen. §. 1. Der Über-

nur jene Lehrer in die Gehaltsstufe von 400 fl. zu befördern, welche die Lehrbefähigung für Lehrer an unselbständigen Realschulen erworben haben.

Diese Bestimmung des Wiener Gemeinderathes fiel meinen Collegen, den gegenwärtigen Schuldirectoren Gspann und Leitgeb[53]) schwer aufs Herz. Mit Bobies begaben sie sich zu den Professoren der Schottenfelder Oberrealschule, um ihr Anliegen, was in dieser Beziehung zu thun sei, vorzubringen. „Am meisten und eingehendsten beschäftigte sich Vernaleken mit dieser Angelegenheit und empfahl neben fleißigem Studium der Werke von Goethe, Schiller und Lessing auch seine Grammatik und Syntax.“[54]) Bald darauf nahmen die Vorträge

---

füllung der Communalvolksschulen soll durch Eröffnung von Parallelclassen überall dort gesteuert werden, wo die Schülerzahl 80 übersteigt. — §. 2. Die Oberlehrer der sämmtlichen Communalschulen bilden fernerhin einen Concretalstatus, werden innerhalb desselben nach ihrem Dienstalter gereiht und dergestalt in zwei Kategorien gesondert, dass die ersten drei Siebentheile einen Gehalt von 1000 fl., die vier anderen einen Gehalt von 800 fl. beziehen. — §. 3. Die Unterlehrer zerfallen fortan in 2 Classen, von welchen die erste die Gehaltsstufen von 600 und 500 fl., die zweite die Gehaltsstufen von 400 und 300 fl. umfasst. Das Verhältnis der diesen einzelnen Gehaltsstufen zuzuweisenden Unterlehrer bleibt constant mit 5 : 6 : 8 : 12 festgesetzt. — §. 4. Bei den Unterlehrern ist der Übertritt aus der Gehaltsstufe von 300 fl. in jene von 400 fl. und aus der Gehaltsstufe von 500 fl. in jene von 600 fl. als eine einfache Vorrückung, für welche nur das Dienstalter innerhalb der gleichen Classen maßgebend ist; der Übertritt aus der im §. 3 bezeichneten 2. Classe in die 1. hingegen ist als eine Beförderung zu behandeln, für welch letztere sonach nicht bloß das höhere Dienstalter, sondern zugleich die vorzüglichere Dienstleistung den Ausschlag gibt. Jene Unterlehrer, welche für jetzt in die niederste Gehaltsstufe (300 fl.) eingereiht werden, können künftighin weder in die erste Classe der Unterlehrer, noch selbst in die Gehaltsstufe von 400 fl. vorrücken, wenn sie sich nicht die Lehrbefähigung für die unselbständigen Unterrealschulen erworben haben. — §. 5. Die Gehalte der Aushilfslehrer und der Personalgehilfen werden von 200 auf 250 fl. erhöht. — §. 6. Die erste Section wird sich darüber aussprechen, in welcher Weise Lehrern, welche mindestens 10 Jahre im Dienste der Commune gestanden sind, die Pensionsfähigkeit zuzuerkennen sei. — §. 7. Die in den §§. 2—6 bezeichneten Verbesserungen der Stellung der Lehrer haben erst dann und auf solange einzutreten, wenn der Commune für sämmtliche Lehrerstellen an den Communalschulen das Präsentationsrecht zugestanden wird. — §. 8. Alle von nun an als Unterlehrer neu angestellten Individuen sind durch zwei Jahre nicht als stabil zu betrachten. — §. 9. Das Schulgeld an den Communalvolksschulen bleibt in der bisherigen Höhe von 50 kr. im Monate aufrechterhalten.

[53]) An dieser Stelle kann ich nicht unterlassen, Herrn Director Leitgeb zu danken, dass er mich mit den zu dieser Arbeit nöthigen Schulschriften älteren Datums, wie Namenbüchlein, alte Sprachlehren u. dgl. auf das freundlichste unterstützt hat.

[54]) Brieflich vom Bürgerschuldirector Bobies am 24. November 1887.

an der Schottenfelder Oberrealschule ihren Anfang. Der große Lehrsaal fasste kaum die Menge der wissensdurstigen Wiener Lehrer. Der Jüngling saß da neben dem Greise, mancher selbstbewusste Privatschulinhaber neben dem gedrückten Aushilfslehrer und Personalgehilfen, der Freund des Forschrittes neben dem, dessen Herz nur für das „Alte“ schlug, auch wenn es sich nicht mehr als lebensfähig erwies.

Drei Jahre nahm ich an diesen Vorlesungen theil, ohne eine Stunde versäumt zu haben. Vernaleken trug Grammatik und Literatur vor. Nicht der Zauber der Sprache ergriff unser Gemüth, nicht etwa die Gewalt des Wortes oder der Strom der Rede durchglühte unser Herz, denn er sprach langsam, bedächtig, voll Überlegung, aber klar, bestimmt, deutlich, fast immer mit Witz und Laune, ab und zu mit feiner Ironie, und jeder Vortrag enthielt eine Fülle herrlicher und tiefer Gedanken. Gedanken wurden da laut, wie ich sie an der alten Präparandie nie vernommen hatte. Ich will keinen Stein auf die alte ehrwürdige Bildungsstätte St. Anna werfen, wo ich zwei Jahre als Lehramtszögling verlebte, und wo ich vom Schulenoberaufseher bis zum letzten Stipendisten eine sehr freundliche Behandlung erfahren hatte. Aber das darf ich zur Steuer der Wahrheit hier beirücken, dass besonders die humanistischen Fächer nur in der dürftigsten Weise Berücksichtigung gefunden haben. Die Namen Goethe, Schiller, Lessing, Klopstock, Uhland, Rückert klangen an dieser Stätte nie an mein Ohr, geschweige denn Schöpfungen dieser Männer. Kein Lied von Goethe, keine Schiller'sche Romanze, keine Uhland'sche Ballade, kein sinniger Spruch von Rückert erfreute je die nach solcher Kost lechzende Jünglingsseele! Die literarische Bildung beschränkte sich auf die Aneignung des Inhaltes des ersten, zweiten und dritten Sprach- und Lesebuches, also auf den Lesestoff der — Schulkinder. Auswendig gelernt wurde bloß „Der heilige Vitus“ und „Der Bauer am Flusse“. Wie anders war das auf dem Schottenfelde! Wie rührte das Volksepos alle Saiten des menschlichen Herzens! Mit wenigen, aber kräftigen Strichen wusste Vernaleken die Gestalten in den Nibelungen zu zeichnen, so z. B. Hagen: Die finstere und feindselige Gewalt seines Wesens, die hinterlistige Art und Weise, womit er dem liebenden Weibe die verwundbare Stelle des vielgeliebten Mannes entlockt, all sein Hohn und seine Härte, der ganze herausfordernde Trotz, durch den er in der Etzelburg den Jammer vergrößert und das Leid mehrt, das alles ruht auf echt menschlicher Grundlage, auf der unerschütterlichen Treue zu seinem Herrn und König, die stets wachsam ist für die Macht und Ehre des Königshauses, dem er als Verwandter und Dienstmann verbunden ist. Gefesselt liegt die Hünengestalt zu den Füßen des mordgierigen Weibes; ein Wortbruch,

den Hagen an seinem Herrn begehen soll, sichert ihm Leben und Freiheit; sein König und Herr hat bereits für immer den Mund geschlossen; Untreue an dem Todten zu üben, kennt diese Heldenseele nicht; sie empfängt gern den Todesstreich, ihre Liebe und Treue reicht über das Grab. Solche Gesinnung und Handlung zeigt echten und rechten Patriotismus . . . .

Von ganz besonderem Interesse waren auch die Vorträge über Grammatik und Mythologie. Sie schlossen sich größtentheils an die Syntax und Schulgrammatik einerseits, an das Literaturbuch andererseits an. Da lernte man erst kennen, was Sprache ist, welche Reize sie hat, welchen Zauber sie auszuüben vermag, über welche Schönheiten sie verfügt, worauf man bei ihr in den Schulen Wiens zu achten hat, und wie Czechen, Juden und Magyaren sie zu beeinflussen suchen.

Bei diesen literarischen wie grammatischen Erörterungen fehlte es nicht an zutreffenden Bemerkungen und launigen Ein- und Ausfällen über Erziehung und Unterricht, über Methode und Methodenreiterei. Eine Kugel kam plötzlich geflogen, welche die Anhänger der Wurst-Becker'schen Schule traf, die Hasenpfeffer ohne einen Hasen machen; eine zweite flog in die Familien der sogenannten Gebildeten und in die Redactionsstuben der politischen Journale, weil da wie dort über Maß und Gebür die Fremdlinge unter den Wörtern Berücksichtigung und Pflege finden; eine dritte traf diejenigen Lehrer, welche in der Schulstube von dem Analysierfieber und von der Anatomiersucht befallen werden, denn sie gleichen jenen Menschen, welche Pflanzen anstatt Pflanzensamen säen; eine vierte schwersten Kalibers fällt ins Lager der Methodiker, die der Sprache um der Methodik willen Gewalt und Zwang anthun. Ich staunte nicht wenig, als ich damals hörte: die eigentliche höhere Bildung des Menschen bestehe durchaus nicht im Wissen, obgleich dieses nicht entbehrt werden kann. Die Sprache müsse man vorwiegend an der Sprache erkennen und nicht an den todten Regeln. Die Sprache ist eine sehr souveräne Herrscherin, die den Schulmeistern, die sie regeln und schematisieren wollen, mit Entschiedenheit zuruft: Mein lieber Mann, was geht dein System mich an! Stilistische Lehrbücher haben die schriftlichen Übungen wenig gefördert; Aufsatzlehren haben mehr geschadet als genützt. Lehrer dürfen nicht abgerichtet, sondern müssen erzogen werden; denn nur der, welcher erzogen ist, vermag erziehend zu unterrichten. Es ist ein verbreiteter Aberglaube, dass die tüchtigen Lehrer mehr in die Oberclassen gehörten. Bei jüngeren Lehrern ist falsche Eitelkeit mit im Spiele, indem sie sich darnach sehnen, mit dem Erlernten Staat zu machen; sie wissen noch nicht, dass der Lehrer nicht alles mittheilen muss, was er gelernt hat. Sie vergessen der Worte des Herrn, der da sagt:

Ich habe noch vieles zu sagen, aber ihr könnet es jetzt nicht tragen (Johannes 16. 12). Es ist viel leichter, zehn „Professoren" zu finden, als einen tüchtigen Elementarlehrer.

Auch für unsere Zukunft erhielten wir häufig sehr beherzigenswerte Winke. Unser Schulmann erblickte nämlich in den Hörern dieser Vorträge, insbesondere in jenen Lehrern, die Fleiß und Ausdauer zeigten, welche mitlernten und nicht bloß zuhörten, die künftigen Bürgerschullehrer, Bürgerschuldirectoren, Schulinspectoren u. dgl.; deshalb fielen auch in dieser Hinsicht schätzenswerte Bemerkungen. Es gienge weit über den Rahmen dieses Aufsatzes, wollte ich nach meinen Aufzeichnungen aus diesen Tagen schildern, was da alles Gute über zweckmäßige Schulaufsicht, über die Pflichten und die wesentlichen Eigenschaften von Schuldirectoren und Schulinspectoren u. dgl. mitgetheilt wurde.

Diese Vorträge — auch an der Oberrealschule auf der Landstraße und in der Zoller'schen Stiftschule auf dem Neubau wurden solche gehalten — müssen aus einem Grunde, den ich nicht kenne, bei der Schulbehörde Bedenken erregt haben. Ich für meinen Theil denke, man wollte dem Gemeinderathe gegenüber zeigen, dass er nicht berechtigt war, von den Lehrern Wiens so kategorisch die Prüfung für unselbständige Realschulen zu verlangen. Kurz und gut, eines Tages wurde den Hörern dieser Vorträge verkündigt, dass sie allerdings die Vorlesungen besuchen können, aber eine Bewilligung zur Ablegung der von der Commune Wien verlangten Prüfung nicht mehr erhielten. Diese Botschaft, welche keineswegs darnach angethan war, den Drang nach Fortbildung bei der Lehrerschaft zu erhöhen, ließ aber doch nicht ganz den Eifer der Wiener Lehrer an diesen Vorträgen erkalten. Die Lehrsäle lichteten sich wohl, aber ein Häuflein hielt aus, bis die erschütternden Ereignisse des Jahres 1866 diesen Vorträgen und Vorlesungen ein Ende machten. Bald aber kam das Schmerzenskind des Wiener Gemeinderathes, das Pädagogium, das eigentlich gar nichts anderes ist als die Fortsetzung der Schottenfelder und Landstraßer Fortbildungsschule, nur in festerem Gefüge und bereits in planvoller Anlage, immer deutlicher in Sicht.

Die Regierung plante schon lange eine durchgreifende Reform des gesammten Volksschulwesens. Der erste österreichische Lehrertag (1867) holte ihr, wie man zu sagen pflegt, die Kastanien aus dem Feuer; Vernaleken greift ihr mit der Broschüre „Über den Volksschulunterricht" (Sallmayer 1868) unter die Arme, und am 14. Mai 1869 wird jener Mark- und Denkstein gesetzt, der dem Vaterlande so viel Ruhm und Ehre, auch vom Auslande her, eingetragen hat. Das Reichsvolksschulgesetz gestaltet das ganze Volksschulwesen total um. Nach reiflicher Überlegung und allseitiger Erwägung rief Minister Hasner unseren

Schulmann an die alte Präparandie nach St. Anna, damit sie im Sinne und Geiste des Reichsvolksschulgesetzes umgestaltet werde. Am 1. März 1870 übernahm Vernaleken die Leitung der Anstalt.

Mit dieser Ernennung gieng ein stillgehegter Lieblingswunsch unseres Schulmannes in Erfüllung. Einfluss zu haben auf die empfänglichen Gemüther der heranreifenden jungen Lehrer, sie zu begeistern für den edlen Lehrberuf, zu begeistern für die großen Güter des Volkes, für dessen Sprache und Literatur, dessen Sitten und Gebräuche, um so die Jugend mit Hilfe der Poesie über die gemeine Alltäglichkeit zu erheben, das galt ihm als hohes und großes Ziel, das er unverrückt im Auge behalten hatte.

Es gehört nicht zu den Annehmlichkeiten im menschlichen Leben, während einer Übergangszeit eine alte ehrwürdige Stätte in neue Bahnen zu lenken, vieles von dem Langbestehenden zu beseitigen und den Übergang vom Alten zum Neuen mit Milde und möglichster Schonung des Bestehenden ins Werk zu setzen. Ohne Verdruss und Verstimmung, ohne Kränkung und Verletzung der persönlichen Eitelkeit geht es bei solcher Arbeit nie ab. Vernaleken war sich auch bewusst, dass der neue Wirkungskreis, in den er gestellt wurde, nach allem Vorhergegangenen mit eigenthümlichen Schwierigkeiten verbunden war. Mit Geschick vollzog er die unumgänglich nothwendigen Reformen. Die alte Unterrealschule wurde beseitigt, die Normalschule in eine vierclassige Übungsschule umgewandelt, tüchtige Lehrkräfte an die Anstalt gerufen. Viel Sorge bereitete ihm die pädagogisch-theoretische Ausbildung der Zöglinge, denn es fehlte da an entsprechenden Lehrbüchern. Den systematischen Grundriss der Erziehungs- und Unterrichtslehre von Dr. Fr. Dittes, welcher eine streng philosophische Bildung voraussetzt, konnte er in die Hände fünfzehn- und sechzehnjähriger Schüler nicht gut legen, und so blieb nichts anderes übrig, als diesem Übelstande zunächst mit den „Hauptgrundsätzen aus der allgemeinen Unterrichtslehre“ (Wien, Hölder 1871) und später durch die „Anfänge der Unterrichtslehre und Volksschulkunde“ [55]) einigermaßen abzuhelfen, was ihm auch mit dieser zweiten pädagogischen Gabe bei weitem besser gelungen ist als mit der ersten. An der Hand von classischen, den Schülern naheliegenden Exempeln führen die „Anfänge“ in die Lehr- und Erziehungskunst ein. Dass beispielweise das Begehren in den Unlustgefühlen wurzelt, zeigte Iphigeniens Aufenthalt in Taurien; wie schnell im Gemüthe des Menschen,

[55]) Die Anfänge der Unterrichtslehre und Volksschulkunde mit einer vorangehenden psychologischen Propädeutik. Wien 1874. Verlag von A. Pichler's Witwe und Sohn.

wenn er sich verachtet wähnt, die Liebe, die den geliebten Gegenstand besitzen will, um ihn zu genießen, in Hass umschlägt, welcher den gehassten Gegenstand haben will, um ihn zu verderben, zeigte so anschaulich Schillers Buttler; und dass zum Charakter innere Übereinstimmung und Consequenz gehört, dass man nach praktischen Grundsätzen handeln müsse, die wieder einem höchsten Grundsatze unterzuordnen seien, das erblickten die Zöglinge so lebensvoll in der Gesinnung und Handlung Piccolomini's. Bei solchem Unterrichte herrschte ein Verknüpfen, Verbinden und Verweben von Vorstellungen, das für die Ausbildung der Lehramtszöglinge von Wert und Belang war.

Sieben Jahre wirkte Vernaleken als erster Director der Wiener Lehrerbildungsanstalt. Am 27. März 1877 legte er den Commandostab aus der Hand und verließ die Stätte, wo er so guten Samen ausgestreut hat. Bei diesem Anlasse verlieh ihm der Kaiser in Anerkennung seiner Verdienste um das Unterrichtswesen das Ritterkreuz des Franz Josef-Ordens. Das Lehrpersonal veranstaltete dem scheidenden Director eine recht herzliche Schulfeier: Prof. Sommert dichtete einen Festchor, den Lehrer Jöbstl harmonisierte, und von den Reden, die gehalten worden sind, sei der schlichten Worte des Zöglings A. Mayer gedacht, der im Namen seiner Collegen sprach und betonte, dass Vernaleken ihnen allen ein Vater im vollsten Sinne des Wortes gewesen ist.

Mit Vernaleken schied von der Wiener Lehrerbildungsanstalt ein Schulmann, der zu jener Gattung von Menschen gehört, die in unseren Tagen immer seltener werden. Er war ein Mann voll Überzeugungstreue und Festigkeit in seiner Gesinnung, streng gegen sich, gerecht und wohlwollend in der Beurtheilung seiner Schüler und Lehrer. Er hatte den seltenen Muth, auch dann die Wahrheit zu sagen, wenn sie keine goldenen Früchte einträgt; serviles, kriechendes Bedientenwesen hasste er gleich bei Schülern und Lehrern; lag es in seiner Macht, andern helfen zu können, war er immer dazu bereit; vielen hat er Gutes erwiesen, nicht alle sind dankbar gewesen; die Lehramtszöglinge liebte er wie ein Vater seine Kinder; er betrachtete sich als ihren älteren Freund, der sich Mühe gab, nicht nur Bescheidenheit, sondern auch jene Selbständigkeit in ihre Herzen zu pflanzen, die gerade dem Lehrer so wohl ansteht; heftig und entrüstet konnte er werden, wenn sich im Charakter der Zöglinge Anmaßung, Dünkel, Hochmuth oder gar Büberei zeigte; verstimmt und bitter wurde er einst, als er als Bezirksschulinspector die Erfahrung machte, dass schulmeisterliche Spitzfindigkeit den neuen Schulgesetzen dadurch ein Schnippchen zu schlagen versuchte, dass anstatt der ausdrücklich verbotenen Nachstunden Vorstunden gegeben wurden. Aus seiner

Gesinnung, dass er liberal war, machte er nie ein Geheimnis. Viele und einflussreiche Gegner erweckte er sich, indem er frei und ohne Rückhalt aussprach, dass der „bisherige sogenannte Religionsunterricht einer gründlichen Läuterung bedarf." [56]) Die Anfeindungen seiner Gegner ließ er sich nicht zu Herzen gehen; er wusste sich zu trösten: Viel Feind', viel Ehr! Ein anderer schöner Grundzug im Wesen dieses Schulmannes ist der, dass er darin eine große Lust und Freude empfand, brachgelegene Felder zu bebauen. Diesem Umstande verdanken wir die weit und breit bekannten Alpensagen, [57]) die interessanten Mythen und Bräuche des Volkes in Österreich, [58]) die österreichischen Kinder- und Hausmärchen, [59]) ein Büchlein, welches in Wien lange Zeit vergriffen war, aber in London bei Swan Sonnenschein ohne Wissen Vernalekens im Jahre 1884 in englischer Sprache und in prachtvoller Ausstattung erschienen ist, ein Umstand, der wahrscheinlich dazu beigetragen, dass im Jahre 1892 Braumüller in Wien eine zweite, neu durchgesehene, mit 6 hübschen Farbendruckbildern nach Originalen von M. Ledeli gezierte Auflage veranstaltet hat. Ferner sei noch gedacht der mit dem Schreiber dieser Zeilen gemeinsam bearbeiteten „Spiele und Reime des Volkes in Österreich [60]) und eine Unzahl von Artikeln, Abhandlungen und Programmaufsätzen. [61])

---

[56]) Die Anfänge der Unterrichtslehre und Volksschulkunde, S. IV. Welche Mühe sich Vernaleken gab, damit auch der Religionsunterricht einer für die Schüler der Volksschule angemessenen Reform unterzogen werde, ersieht man aus dem Katechismuslernen (Hauptgrundsätze aus der allg. Unterrichtslehre, S. 21), aus dem ersten Jahresberichte der k. k. Lehrerbildungsanstalt bei St. Anna in Wien, S. 16 ff. und den Abhandlungen im Pädagogium von Dittes: Die Stellung der Volksschule zu den Confessionen (1879); die Simultanschule und der Religionsunterricht (1880).

[57]) Wien, bei L. W. Seidel und Sohn, 1858.

[58]) Wien, bei Wilhelm Braumüller, 1859.

[59]) Wien, bei Wilhelm Braumüller, 1864.

[60]) Wien, bei Sallmayer und Comp., 1876.

[61]) In der Germania von Pfeiffer-Bartsch: Der Weinschwelg. Mittelhochdeutscher Text mit Erläuterungen, Bd. III; — Der Regenbogen (Bd. V); — Die Sage vom heil. Georg (Bd. IX); — Der Mariencultus in Österreich (Bd. XVI); u. dgl. — In der Zeitschrift für österr. Gymnasien: Der deutsche Unterricht in Mittelschulen (1864); Über die Betonung mit Rücksicht auf den deutschen Versbau (1865). — In der Österr. Wochenschrift: Der ewige Jude (1872, Nr. 282). — Im Pädagogium von Dittes: Über die Dreiheit in Sprache und Poesie (1880); Die ersten Eindrücke (1882). — Viele Aufsätze brachte der Österr. Schulbote; desgleichen die Pädag. Zeitschr. in Graz, wie: Mundartliche Studien (1881); Luther als Pädagog (1883); Die Räthseldichtung des Volkes (1884); Die Freischützsage (1886). — Vieles Volksthümliche ist in Roseggers Heimgarten und vieles, was sich auf Religiöses bezieht, im Österr. Protestanten (Klagenfurt) enthalten. Die

In all diesen Schriften zeigt sich seine Liebe zum Volke und dessen Sprache; sie alle sind ganz schätzenswerte Beiträge zur großen deutschen Culturgeschichte und Sittenkunde. Die mythischen Gestalten Österreichs, wie Woutan, der Schimmelreiter, die Wasser- und Feuermänner, das Dodamandel, der Gigosgägasmon u. dgl. fanden durch ihn zuerst Würdigung und wissenschaftliche Behandlung. Nur wenigen Leuten ist bekannt, dass die schönste Straße unserer Stadt Wien, die man boulevard taufen wollte, ihren klangvollen Namen Ringstraße unserem Schulmanne dankt. Vor Anfertigung des Planes machte er in der Wiener Zeitung aufmerksam, dass es nicht wohl passend sei, mit dem aus dem deutschen Bollwerk entlehnten Worte eine Straße zu bezeichnen, die rings um die innere Stadt gehe und also eine Ringstraße, ein Ring sei und kein Festungswerk. [62])

Wes Geistes ein Mann ist, verräth auch das, was er außer den Berufs- und Fachschriften überdies mit Vorliebe liest: Max Müller, Darwin, Huxley, Carneri, die Bibel, die Veden, Zittels Übersetzungen und Erklärungen der Evangelien, Savages Religion im Lichte der Darwinischen Lehre, Rankes Geschichte der Päpste, Gregorovius Geschichte der Stadt Rom sind seine Lieblingsschriftsteller und Lieblingsschriften, woran er sich erquickt und erfrischt.

Wir sahen, dass es unserem Schulmanne auf seinem wechselvollen Lebensgange weder an Anerkennung noch an Auszeichnung gebrach. Das schönste Denkmal hat ihm jedenfalls Jakob Grimm errichtet, der im deutschen Wörterbuche dem deutschen Volke den Namen Vernaleken erklärt. „Im Mittelalter, wie noch heute landschaftlich unter dem Volk wird unmittelbar vor Eigennamen und Appelativen frouwe, frô, frau gern gekürzt in fer oder ver: ver Plinte sprach (Reinhart 75), ver Hilde, ver Gode = Frau Hilde, Frau Gode. Theodor Verna-

---

Jahresberichte der Schottenfelder Oberrealschule: Die Venediger (1855); Über die Verstärkungen in unserer Sprache und Hans Ryder mit Rücksicht auf die Schulkünste im Mittelalter (1859). — Zum orth. Frieden (1868) und das kurze orth. Wörtb. dazu, welches aber separat bei Hölder 1869 erschienen ist. — Zur Erläuterung der ältesten Siegfriedsage. Über Schlangen und Nattern. Beiträge zur mythol. Naturgeschichte (1869). Die Jahresberichte der k. k. Wiener Lehrerbildungsanstalt: Der erste dieser Berichte (1871) enthält Pädagogisches wie Geschichtliches über die Anstalt u. dgl. Der zweite (1872) bringt nebst dem Pädagogischen einen Aufsatz über Sündfluten und der dritte (1876) Mittheilungen über die Anstalt. Der Nachfolger Vernalekens im Directorate der k. k. Lehrerbildungsanstalt in Wien gab seltsamerweise noch einmal einen „Dritten Jahresbericht“ (1881) heraus; somit besitzt die Wiener Lehrerbildungsanstalt zwei dritte Jahresberichte, einen aus dem Jahre 1876 und einen aus dem Jahre 1881.

[62]) Jahresbericht der Schottenfelder Oberrealschule 1867/68, S. 7.

leken ist also sohn von Frau Aleke, wie ich sohn der framtmännin,[63]) für ver oder frau amtmännin." [64])

Als sich Vernaleken ins Privatleben zurückzog, begab er sich zunächst nach Marburg an der Drau, wo er die Villa des Baron Rast bezog. Diese Stadt bot seinem regen Geiste zu wenig Nahrung, deshalb kehrte er ihr bald den Rücken und trug das Feuer seines Herdes, um mit Grimm zu reden, in die freundliche Hauptstadt des Landes, in das echte und rechte Pensionopolis. Hier in Graz fand er der Gesinnungsgenossen im Civil wie im Militär die Menge, mit denen er fortwährend in lebendigem Verkehr stand und steht, muss ich sagen, weil der unwirsche Knochenmann die Jahre her manch liebevollen Freund unseres alten Seminardirectors in die noch schöneren Gefilde des Elysiums geleitet hat. Da, in Graz nämlich, gibt es nebst den wandelnden Geistanregern und Geistentfesslern auch noch andere Mächte und Kräfte, die zu höherer Thätigkeit anspornen. Die Bibliotheken, die Vereine, die Zeitschriften, die da jedermann leicht zugänglich sind, bieten fortwährend Anstoß zu neuem Wirken und Schaffen. Ohne geistiges Ringen konnte unser Schulveteran nicht leben. Sein Wahlspruch lautet ja: „Thätigkeit erhält frisch!" — und ein Blick in die verschiedenen Jahrgänge des „Heimgartens von Rosegger", der „Grazer Tagespost", der Grazer „Pädag. Zeitschrift", des „Österr. Schulboten", der „Deutschen Zeitung" in Wien, des bereits angeführten Pädagogiums von Dittes und der „Zeitschrift für Volkskunde" von Dr. Edm. Veckenstedt zeigen deutlich, dass jener Wahlspruch auch ein Wahrspruch ist.

Große Überraschung brachte unserem Schulmanne der 28. Januar 1892. Von nah und fern, von weit und breit, aus dem In- wie dem Auslande und aus den verschiedensten Ständen und Berufskreisen der menschlichen Gesellschaft kamen zum achtzigsten Geburtstage Glück- und Segenswünsche die Hülle und Fülle. Die rührige Grazer Lehrerschaft begieng aus diesem Anlass den 28. Januar festlich, wobei Herr Mucius Camuzzi das schönste Gedenkblatt spendete: das aus warmen Herzen dargebrachte Lebensbild des Jubilars. [65]) Das große dankbare Wien blieb an diesem Tage auch nicht zurück; von da erhielt der alte freisinnige Schulmann viele Zeichen von Liebe und Treue, so u. a. eine Huldigungsadresse, auf der viele Namen alter anhänglicher Schüler zu lesen waren. Herr Bürgerschullehrer A. Mayer that ein Übriges

---

[63]) Deutsches Wörterbuch, IV. Bd., S. 72.

[64]) Deutsches Wörterbuch, I. Bd., S. 282.

[65]) Der vollständige Titel dieser Festschrift lautet: Theodor Vernaleken. Ein Lebensbild. Zur Erinnerung an dessen achtzigsten Geburtstag. Von Mucius Camuzzi. Graz. Im Verlage des Verfassers.

und widmete in der Deutschen Zeitung [66]) dem achtzigjährigen Geburtstagskinde recht innige und herzliche Worte, die dem dankbaren Schüler wie dem alten Meister zu großer Ehre gereichen.

Einige Monate nach diesem Feste lief die Kunde durch die österreichischen Zeitschriften, der pensionierte Director der k. k. Wiener Lehrerbildungsanstalt, Theodor Vernaleken in Graz, habe seinen Eintritt in die evangelische Kirche angemeldet. Diese Nachricht wurde in den verschiedensten Kreisen unseres großen Vaterlandes mit sehr getheilter Empfindung aufgenommen.

Wer Vernaleken näher kennt, findet diesen Schritt, den er nach Vollendung des achtzigsten Lebensjahres gethan, nicht so unbegreiflich. Vernaleken hatte den Grundsatz: „Bekennen kann man nur das, was man erkannt hat, etwa im Alter der Confirmation". Vernaleken beschäftigte sich neben seinen Sprachstudien gern, wie schon angedeutet worden ist, mit der Cultur- und Religionsgeschichte und las fleißig das Neue Testament (sogar im griechischen Urtexte). Je älter er ward, desto mehr neigte er sich dem reinen Christenthum zu. Um aber niemand ein Ärgernis zu geben, schob er ein öffentliches Bekenntnis zurück, und erst nach 80 Lebensjahren ließ er sich in eine evangelische Kirchengemeinde (Graz) aufnehmen, ohne dass er irgend einen Vortheil dabei suchte. Er that es noch vor dem Ende seines Lebens nach reifer Überlegung, zumal da seine Gattin und seine (in der Schweiz geborenen) Kinder der reformierten Kirchengesellschaft angehörten.

Ich weiß das Lebensbild unseres Schulmannes nicht besser zu schließen als damit, dass ich einige Briefe mittheile, die er von bedeutenden Zeitgenossen erhalten hat, und die zeigen, wie er von solchen Männern geschätzt worden ist. [67]) Ich trete also das Schlusswort zunächst an L. Uhland, dann an J. G. Seidl und zuletzt an Jak. Grimm ab.

Hochgeehrter Herr!

Mit herzlichem Dank und angelegener Entschuldigung des langen Behaltens lasse ich hiebei die gütig mitgetheilte Legende vom h. Theodor zurückgehen. Es ist merkwürdig, wie hier dieselbe Sage sich an diesen

---

[66]) Abendausgabe der Nummer 7220, von Freitag, 5. Februar 1892.

[67]) Über Vernaleken findet der Leser (nach Wurzbachs Biogr. Lex. XV., 134) in folgenden Schriften Bescheid: Hermannstädter Zeitung, 1863, Nr. 255. — Heinrich Kurz, Geschichte der neuesten deutschen Literatur von 1830 bis auf die Gegenwart, Leipzig 1872, S. 703 a. (Auch vierter Band der Geschichte der deutschen Literatur von H. Kurz). — Dr. Emil Karl Schultze. Deutschlands Dichter und Schriftsteller (Berlin 1862) S. 465 — Dr. T. J. Hanuš. Kritische Blätter für Literatur und Kunst (Prag und Leipzig 1858), II. Jahrg., 3. Bd., S. 52. — Österreichische Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben. Jahrg. 1863, Bd. I, Seite 208.

Bischof von Sitten knüpft, die in der Kaiserchronik von dem h. Egidius erzählt wird (Maßmann's Ausg. Thl. 2, S. 391 ff. Br. Grimm, Deutsche Sagen Thl. 2, S. 141).

Sehr erfreulich kommt mir die Nachricht, dass Ihre umfassende Sammlung schweizerischer Sagen sich bereits unter der Presse befinde; ich bin ungemein begierig darauf. Allzu lange hat es für die Schweiz, Schwaben, Elsaß und die weiteren Rheinlande, diese schönen poesiereichen Gebiete, an Sagensammlungen gefehlt, in welchen die heimische Überlieferung aus dem Munde des Volks und aus älteren Aufzeichnungen gewissenhaft, ungeschminkt und unverarbeitet, wiedergegeben wäre. Doch eben jetzt, vielleicht gerade noch eh es zu spät ist, öffnet sich bessere Aussicht. Die Schweiz hat ihren Forscher gefunden. Eine durchweg aus mündlicher Mittheilung entnommene Sammlung schwäbischer Volkssagen, Märchen, Lieder, Spiele 2c. hat der hiesige Prof. Ernst Meier druckbereit und es mangelt, bei gegenwärtiger Ebbe des Buchhandels nur noch an einem Verleger. Dasselbe ist der Fall mit einer Sagensammlung aus dem Odenwalde und der Bergstraße, wovon ich während meines Aufenthalts in Frankfurt Kenntnis erhielt. Für Elsaß soll durch die wackern Stöber auch in jenem strengeren Sinn ein Sagenbuch demnächst zu St. Gallen erscheinen. Eine rheinische, sehr reichhaltige Sammlung ist gleichfalls im Werke.

Ich hatte halb gehofft, Ihnen den h. Theodor persönlich nach Zürich zurückbringen zu können, wo ich für meine Volkslieder abermals die Wasserkirche zu besuchen wünsche, doch ist es im Augenblicke noch nicht ausführbar. Einstweilen Ihnen und Ettmüller meine besten Grüße.

Tübingen, 2. Mai 1850. Hochachtend
Ihr ergebener
L. Uhland.

Verehrtester Herr Professor!

Mit Beziehung auf meine mündliche Bitte bin ich so frei, Ihnen ein Programm der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien“ nebst einem, zwar unsauberen aber doch lesbaren Abdrucke des K. Weinhold'schen Aufsatzes über Becker zu übersenden. Der Wunsch meiner Collegen wäre zunächst, eine Abhandlung „über das Gefährliche des Becker'schen Systems vom pädagogischen (**methodischen**) Standpunkte aus“ zu erhalten. Sollte Ihnen ein anderes, ebenfalls in den Bereich des Gymnasialunterrichtes einschlagendes Thema beifallen, so bitte ich dieses, oder nebst obigem auch dieses für uns zu behandeln.

Indem ich sehr darüber erfreut sein würde, unserer Zeitschrift an Ihnen einen neuen Mitarbeiter gewonnen zu haben, verbleibe ich hochachtungsvollst

Ihr
ergebenster
Johann Gabriel Seidl.

Wien, am 7. Fbr. 1852.

Geehrter herr.

Wo sich ein strom zusammengethan hat, warum sollte er nicht auch den bach an sich ziehen? Nehmen Sie also die Schweizersagen meines vor 32 jahren, so gut es damals gieng gerathenen buches auf, und fügen Sie eine dreifache zahl selbst und ich vermute mündlich in unmittelbarer nähe gesammelter hinzu, auf deren gehalt ich mich freue. Dass Sie nackt und schlicht erzählen billigt jetzt jeder kenner. Wer aus der volkssage romanzen dichtet, bindet blumen in einen üppigen kranz, der nur den kleinsten theil ihres wachsthums, zerknittert und unter fremdes laub gedrückt, sehen läszt; der natürliche beschauer will sich an allem, an stengel, laub, knospe wie an der blüte freuen.

Ich habe immer gefunden, dasz die sagensammlungen den grössten werth behaupten, die sich an eine abgeschlossene gegend mit genauer Fülle halten. Die ganze Schweiz ist ein sehr schöner bezirk, und einer der reichhaltigsten, den man sich in Deutschland denken kann. Ich empfehle Ihnen gewis unnöthigerweise Kuhns norddeutsche, Panzers bairische und Müllenhoffs Schlesswigholstein. sagen als muster.

Hochachtend und ergebenst
Jac. Grimm

Berlin 3. Febr. 1850.

Sollten Sie Rocholz in Aarau kennen, der die Volkspoesie eifrig gehegt und gesammelt hat, so grüszen Sie ihn und er möge nicht übel deuten, dasz ich auf seinen brief, der mich vor einigen jahren mitten in grosser unruhe und zerstreuung traf, nicht antwortete.

Berlin 30. decemb. 1857.

Hochgeehrter herr professor, Sie haben mir eine schöne erfreuende weihnachtsgabe zugehen lassen, wofür ich herzlich dank erstatte. Der hauptsache nach anmutige Schweizersagen, meistens an ort und stelle dort von Ihnen treu gesammelt, alles wie es recht ist und sein musz. In der Schweiz liegen noch schätze von poesie und sage geborgen, mehr als in andern deutschen landstrichen, obschon keiner ohne ausbeute läszt. Sehr überrascht hat mich auch in diesen

sagen Corrodis liebliches idyll; es musz Sie noch nach vielen jahren wundernehmen, aus allem zauber der alpenwelt an die Donau versetzt zu sein. Möge Ihnen dafür anderer ersatz geboten werden. Man scheint jetzt auch in Tirol auf die sage zu achten und Panzers bairische sagen müssen in dem von grundaus ähnlich gestimmten Östreich zur nacheiferung anregen. in Mähren hat neulich Kulda tüchtig begonnen.

Der nun nicht mehr lebende Götzinger hat die übernommene samlung von beiträgen zum wörterbuch aufs nachlässigste behandelt, nur weniges geliefert und alles unordentlich und verworren, sodasz es mich verdrieszt daran zu denken. ich wuste nicht dasz er auch Ihnen einzelnes material verdankte. für ihr freundliches neues anerbieten, bin ich verbunden, weisz aber gegenwärtig gar nicht, welchen der bezeichneten schriftsteller ich Ihnen auftragen kann. alle sind sie schon von andern übernommen worden und ich musz erst untersuchen oder kunde einziehen, was und wo es zurückgeblieben ist. auch liegen berge von zetteln da, deren haufen ich mich eigentlich zu überladen scheue. Wenn Sie auffallende Ihnen aufstoszende wörter allmälich und mit rücksicht auf die nächst an die reihe kommenden buchstaben anmerken wollten, wäre es mir am liebsten.

Es ist hübsch, dasz wir gewiszermassen landsleute sind, da ich ein Hesse bin und Volkmarsen zu Hessen geschlagen wurde, wahrscheinlich erst später, nachdem Sie es bereits verlassen hatten. mich führte eines schönen sommers eine fuszreise von Cassel über Wolfhagen und Arolsen auch in das arme städtchen, dem es unter Cölnischem krumstab ehmals besser gegangen sein mag. Wie deuten Sie Ihren namen? das praefix v e r meint sonst frau, wie in Verhilde frau Hilde, kann aber Naleke verkleinerung eines frauennamens sein?

Hochachtend und ergebenst

Jac. Grimm.

H o c h g e e h r t e r herr p r o f e s s o r

Schon vor zwei monaten hatten Sie die güte mir Ihre neue sammlung mythen und bräuche aus Österreich zu senden. die zeit war so bewegt und traurig, dasz man das schreiben darüber vergasz und auch heute, wie viel unseres ruhms, unserer vaterländischen zuversicht ist erblichen! unser herz ist dasselbe, möge mich der Himmel noch andere tage erleben lassen.

Ihr buch habe ich alsogleich mit freude und dankbarkeit durchlaufen. Sie sind emsig darauf bedacht werthvolle Überlieferungen zu retten und zu sichern. Ohne zweifel wird es Ihnen noch ferner gelingen.

Neulich erkannte ich Sie auch in der Arolser wochenschrift Papollere wieder. welch reichen vorrat öfnet uns deutsches land überall wo man versteht anzuschlagen. Bewahren Sie ferner anhänglichkeit und vertrauen

Ihrem ergebensten

Berlin 20. aug. 1859. Jac. Grimm.

Hochgeehrter herr und freund.

Da Sie schon wusten, dasz mir Ihr buch*) lieb sein würde, so habe ich vier wochen verstreichen lassen, bevor ich Ihnen für dessen übersendung nochmals meinen dank ausdrückte. ich wollte es erst genauer lesen und bin gleichwol bisher nicht dazu gelangt, wie Sie aus den angehäuften arbeiten, die mir beschieden sind, begreifen. ich überblicke blosz, dasz Sie alles sorgsam und sauber behandelt haben. in dem neulich fertig gewordenen hefte des wörterbuches finden sich auch syntaktische ausführungen, die sich mit den Ihrigen berühren. Zujüngst hat mich wieder die Formenlehre angeregt und ich stehe im begrif einige neue entdeckungen über declination und conjugation zu veröffentlichen. Sicherlich versäumen Sie über der grammatischen beschäftigung auch fernerhin die mit den sagen und märchen nicht; möge sich nur auch die politische ruhe wiederherstellen, deren wir dazu wie zu allen guten dingen bedürfen.

Ich betrachte Sie fortwährend wie einen landsmann, obgleich wir beide nicht mehr in Hessen leben.

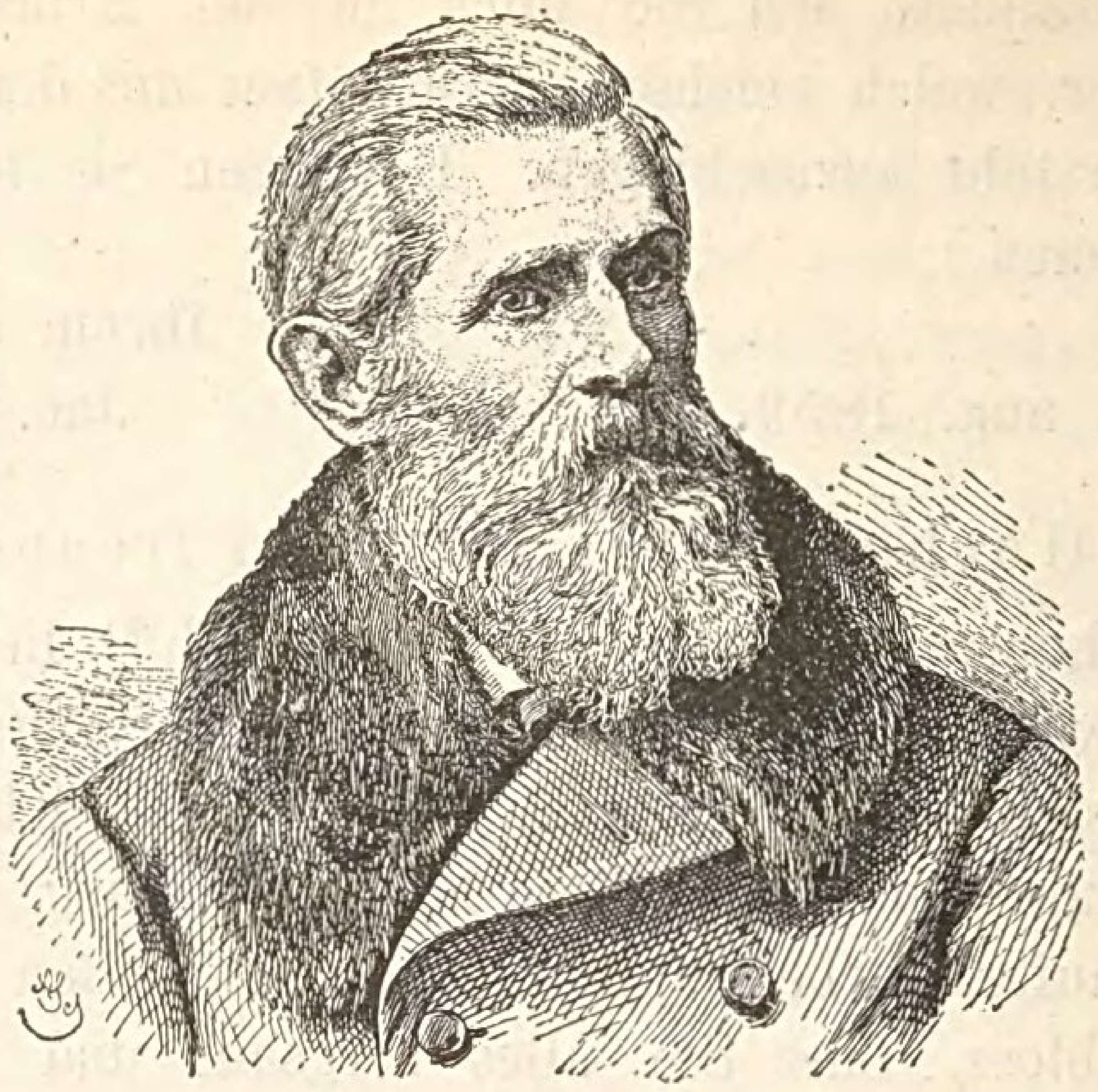
Seien Sie schönstens gegrüszt von

Ihrem dankbaren

30. merz 1861. Jac. Grimm

---

*) Deutsche Syntax.



XII.

Karl Schubert.*)

Von Joh. W. Holczabek.

Das Leben und Wirken Karl Schuberts fällt in eine Zeit, in der das österreichische Schulwesen auf der denkbar tiefsten Stufe stand, sowohl in Hinsicht auf die Organisation der Schule als auf die Vorbildung der Lehrer und deren sociale Stellung. Die Volksschule stand unter der Oberaufsicht der Consistorien, welche sie durch den Schuloberaufseher, durch die Schuldistrictsaufseher, durch die Pfarrer und durch die „Schullehrer" auf Grund der „Politischen Schulverfassung" leiten und besorgen ließen.

Der Schuloberaufseher war in der Regel ein höherer geistlicher Würdenträger, und in ihm vereinigte sich eigentlich alle Schulgewalt; der Schuldistrictsaufseher hatte vorzugsweise das pädagogisch-didaktische Moment, soweit von einem solchen überhaupt die Rede sein kann, in der Schule im Auge zu behalten, der Pfarrer war so eine Art Localschulinspector und der Schullehrer, soweit es seine kirchlichen Vorgesetzten zuließen, der Herr der Schule, der sich durch gute kirchenmusikalischen Kenntnisse, durch langjährige Dienstzeit und Frömmigkeit, die namentlich auch äußerlich allerorts sichtbar hervorzutreten hatte, seines Postens würdig erweisen musste. Der von dem Schullehrer aufgenommene Schulgehilfe war das erbarmungswürdigste Geschöpf, das man sich vorstellen kann, so eine Art Handwerksgeselle, der von seinem Meister, dem Schullehrer, mit Zustimmung

*) Zum Theil nach Schuberts eigenen Aufschreibungen.

des Consistoriums aufgenommen wurde, und der in einer Abhängigkeit von seinen vielen Herren und in einem solchen kläglichen Elende dahinleben musste, dass er wohl mit Recht eines gewissen Mitleides der Bevölkerung sicher sein durfte. Selbst der ärmste Taglöhner, dessen Kind er unterrichtete, zeigte nicht selten das Bestreben, ihm etwas — zu schenken; der wohlhabendere Bürger sah in ihm nur den von gesetzeswegen zum Hungerleiden bestimmten armen Menschen; die höheren Kreise nahmen von ihm überhaupt keine Notiz, weil für ihn auf der socialen Stufenleiter auch nicht das bescheidenste Plätzchen übrig geblieben war.

Und als ein solcher Schulgehilfe musste auch Karl Schubert (geboren am 3. November 1824) seine Lehrerlaufbahn beginnen. Er trat am 1. Mai 1842 an der Pfarrschule am Schaumburgergrunde (gegenwärtig ein Theil des IV. Gemeindebezirkes in Wien) ein und zwar bei dem damaligen Schullehrer Johann Müller, der ihn auf Grund eines Zeugnisses aufgenommen hatte, welches sich Karl Schubert in dem neunmonatlichen Lehrerbildungscurse bei St. Anna erworben, nachdem er zuletzt die zwei Jahrgänge der Realschule am k. k. polytechnischen Institute zurückgelegt hatte. Er wurde Lehrer in der „Taferlclasse," die man so nannte, weil die ABC-Schützen derselben den ersten Unterricht auf Grund eines ABC-Täfelchens erhielten. Von diesen ABC-Schützen galt der Spruch:

Abc-Schütz',
Gehst in die Schul' und lernst nix,
Gehst in d' Kirch' und bet'st nix,
Bleibst ein Abc-Schütz."

Etwas hatten die Schulgehilfen vor den Handwerksgesellen doch voraus: es konnte ihnen nämlich nicht wie diesen die 14tägige Kündigungsfrist aufgehalst werden, sondern diese war bei ihnen eine sechswöchentliche. Sonst waren sie den Gesellen bezüglich der Unterordnung und Arbeitsverpflichtung nach den damaligen Anschauungen vollkommen gleichgestellt, nur im Lohne standen sie ihnen gewaltig nach; denn auch der bescheidenste Handwerksgeselle hätte sich mit einem Monatslohne von 4—5 fl., den damals ein Wiener Schulgehilfe bekam, nicht zufrieden gegeben.

Nun war Karl Schubert der Sohn des am 28. Februar 1859 verstorbenen Directors der k. k. Normal- und Unterrealschule bei St. Anna, Ferdinand Schuberts, eines Bruders des unsterblichen Liederdichters Franz Schubert, und man sollte meinen, dass ihm schon deshalb die so überaus bittere Schulgehilfenzeit erspart geblieben wäre. Allein seine Mutter Anna, die Tochter eines wohlhabenden Wiener Bürgers, starb

schon in Karls sechstem Lebensjahre, sein Vater heiratete wieder, und der Himmel schenkte ihm nicht weniger als 28 Kinder, so dass es zu verstehen ist, dass Karl Schubert so frühzeitig nach einem — wenn auch noch so bescheidenen — Erwerb streben musste.

Die Schulgehilfenstelle am Schaumburgergrund, die Karl Schubert innehatte, war mit 5 fl. Conventionsmünze dotiert, auch die Aussichten in die Zukunft unter den damaligen Verhältnissen nichts weniger als verlockend; so entschloss sich denn unser junger Schulgehilfe, dem Lehrstande wieder zu entsagen und sich im Jahre 1844 am Polytechnikum als ordentlicher Hörer einschreiben zu lassen, da er die Absicht hatte, die Technik zu absolvieren. Aber der Mensch denkt — und das Geld lenkt. Seine Einnahmen aus dem Privatunterricht beliefen sich damals auf 18 Gulden Conventionsmünze monatlich, und mit diesem Betrage vermochte in jener Zeit nicht einmal ein einzelstehender Mensch auszukommen. Sein Vater konnte ihn nicht unterstützen, dazu stand auch die damals so sehr gefürchtete Militärstellung in naher Aussicht, und so trat er denn auf den Rath seines Vaters am 1. Mai 1845 wieder in den Schuldienst ein. Nachdem er sich mittlerweile ein Hauptschullehrerzeugnis erworben hatte, kam er an die Pfarrschule in der Rossau. Zu Beginn des Schuljahres 1849—50 wurden alle Wiener Pfarrschulen, die bisher zweiclassig waren, in dreiclassige umgewandelt, und Schubert wurde der Unterricht der obersten Classe übertragen. In dieser Stellung fieng der strebsame Mann alsbald an, den Unterricht nach den Anschauungen, die er sich durch das Studium zahlreicher, in Deutschland erschienener Schulschriften erworben hatte, zu reformieren. Beispielsweise ertheilte er den Schulunterricht nach den damals weitverbreiteten Schriften von Raimund Jakob Wurst und führte den Zeichenunterricht, sowie den in den Realien in seiner Classe ein. Aber das wurde ihm von Seite seines damaligen Vorgesetzten, des geistlichen Schuldistrictsaufsehers Dr. Brauner ungemein verübelt. Der Mann fuhr ihn als einen gefährlichen Neuerer bei einer öffentlichen Schulprüfung hart an und hielt ihm das Ungeziemende seiner Handlungsweise vor den versammelten Prüfungsgästen rücksichtslos vor. Aber das schreckte Schubert nicht ab, auf der einmal eingeschlagenen Bahn zu verharren, und der Misserfolg bei seinem Vorgesetzten wurde durch die Erfolge bei seinen Schülern vollständig aufgehoben. Seine gleich ihm vorwärtsstrebenden Amtsgenossen an der Rossauer Schule folgten ihm nach, und es bildete sich eine Art von Lehrervereinigung, die sich, entgegen den Wünschen der geistlichen Schulherren, einen auf einer breiteren Grundlage ruhenden methodisch besseren Unterricht zu ertheilen, durch nichts abhalten ließ.

In derselben Zeitperiode hatte Schubert auch an der Sonntags-Wiederholungsschule Unterricht zu ertheilen, natürlich ohne alles Entgelt. Dieser sonntägliche Wiederholungsunterricht lag genau so im Argen wie der Wochenunterricht. Da wurde eine Reform dieser Sonntagsschule durch die Einführung des Zeichenunterrichtes eingeführt. Sofort übernahm Schubert diesen Unterricht an der Rossauer Sonntagsschule, die der Zeit nach in Wien die erste war, in welcher den Lehrlingen ein geregelter Zeichenunterricht ertheilt wurde. Zur Überwachung dieses Zeichenunterrichtes wurden auch eigene Inspectoren ernannt; für die Schule in Rossau fungierte als solcher Prof. Heißig von der Schottenfelder Oberrealschule. Im Jahre 1854 erhielt nun Schubert für seine Thätigkeit in dieser Richtung das erste Belobungsdecret, was in der Lehrerwelt als ein Ereignis galt, da Prof. Heißig wegen seiner Strenge in der Beurtheilung der Leistungen der Lehrer allgemein gefürchtet war.

Nun begannen sich die Verhältnisse für Schubert günstiger zu gestalten: er wurde zunächst im Jahre 1855 Lehrer an der Hauptschule des k. k. Waisenhauses. Nachdem er sich mittlerweile in der Blumenmalerschule der k. k. Akademie der bildenden Künste bei St. Anna im Zeichnen weiter ausgebildet, auch die Vorlesungen über Arithmetik und Geometrie bei Prof. Schulz von Straßnitzki, Experimental-Physik bei Prof. Heßler, Mechanik und Maschinenlehre bei dem nachmaligen Hofrathe von der Burg und descriptive Gometrie bei dem Assistenten Glasl gehört hatte, unterzog er sich im Jahre 1854 der Lehrerprüfung für Unterrealschulen unter dem Vorsitze des k. k. Schulrathes M. A. Becker und erhielt ein Zeugnis, welches ihn für befähigt erklärte, an Unterrealschulen, die mit Hauptschulen in Verbindung stehen, in den Unterrichtsfächern Religion, Arithmetik, Geometrie, Baukunst, Zeichnen und Physik als Lehrer verwendet und angestellt zu werden.

Schon im Jahre 1857 kam er als technischer Lehrer an die k. k. Unterrealschule bei St. Thekla auf der Wieden, und hier war Schreiber dieser Zeilen sein Schüler. Diese Schule zählte während der Zeit, als Schubert als technischer Lehrer an derselben wirkte, drei Directoren aus dem Piaristen-Orden: Fitzinger, Habiger und Joh. B. Schwöd. Neben Schubert wirkten noch mehrere Angehörige des Piaristen-Ordens als Lehrer, und es muss ihnen allen das ehrende Zeugnis gegeben werden, dass sie durchaus treffliche Schulmänner gewesen sind. In dieser Gemeinschaft war es Schubert nun leicht, mehr aus sich herauszutreten, und da er in der Behandlung seiner Schüler bei aller nothwendigen Strenge doch auch sehr viel Wohlwollen an den Tag legte und denselben auch eine freiere Regung gönnte, so hiengen sie ihm mit

ungeheuchelter Liebe an, und es war ihr Stolz, sich seine Zufriedenheit zu erwerben. Es war in dieser Piaristenschule überhaupt ein Verhältnis zwischen Schülern und Lehrern, wie man es sich schöner nicht leicht vorstellen kann, es herrschte ein Geist der Kameradschaftlichkeit unter den Schülern, der jetzt noch, nach Verlauf von mehr als 30 Jahren, unter den Überlebenden aus dieser Zeit lebendig hervortritt. Man muss es den Piaristen nachrühmen, dass sie es vortrefflich verstanden haben, einen Geist in ihren Schulen zu pflegen, der einer freieren Entfaltung der Gemüther und auch einer freieren Weltanschauung in späterer Zeit sehr zustatten kam.

Aber Karl Schubert blieb nur gegen 4 Jahre an der Piaristenschule, denn schon am 1. October 1860 kam er als technischer Lehrer an die k. k. Unterrealschule und als Lehrer an den Präparandencurs zu St. Anna in Wien, als welcher er bis zum Jahre 1870 wirkte.

Es ist hier der Ort, einiges über die Lehrerbildung in den Vierziger-, Fünfziger- und Sechziger-Jahren zu erwähnen.

Die Präparandie oder der pädagogische Curs war ein bloßes Anhängsel der Normalschule bei St. Anna und wurde von dem Director und den Lehrern der Anstalt gegen eine Renumeration von jährlich 50 fl. Conventionsmünze pro Schuljahr für eine wöchentliche Unterrichtsstunde besorgt. Der Musikunterricht war dem „Verein zur Verbreitung echter Kirchenmusik“ gegen eine bestimmte Staatssubvention übertragen. Er beschränkte sich darauf, die Candidaten zu möglichst guten Chordirigenten auszubilden. In den pädagogischen Curs konnte in den Vierziger-Jahren jeder eintreten, der 2 Volksschulclassen durchgemacht und etwa als Hospitant bei einem Landschullehrer das 16. Lebensjahr vollendet hatte; eine Aufnahmsprüfung gab es nicht. Die Gesellschaft, die sich unter solchen Umständen in der Präparandie zusammenfand, war eine sehr bunte; sechzehnjährige Jünglinge vom Lande, Wiener Kinder mit 3, 4 Hauptschulclassen, oft auch noch 2 Jahrgängen der Realschule, Universitätshörer aller Facultäten mit Ausnahme der theologischen *) und Hörer der Technik nahmen an diesem Präparandenunterricht theil, die Studenten der Hochschulen deshalb, um ein Zeugnis als Privatlehrer und damit die Berechtigung zum Privatunterrichte zu erlangen.

Es mussten nämlich sämmtliche Kinder in Wien, welche häuslichen Unterricht in den Gegenständen der Volksschule erhielten, an der Normal-

*) Die Hörer der Theologie mussten im letzten Jahre ihres Studiums einem Curse über Katechetik und Methodik beiwohnen, der auch an der Normalschule zu St. Anna abgehalten wurde; den Unterricht ertheilte aber ein Katechet der Anstalt.

schule bei St. Anna behufs Erlangung eines Zeugnisses eine Prüfung ablegen, und bei den Einschreibungen für diese Prüfung muſste stets nachgewiesen werden, daſs die Prüflinge von gesetzlich berechtigten Lehrern unterrichtet worden seien. Gewiſs eine Bestimmung, in wir in unserer jetzigen Schulorganisation mit Bedauern vermissen.

Der Unterricht im Präparandencurse war neunmonatlich. Während der ersten 4 Monate hatten die Präparanden nur täglich eine Unterrichtsstunde, und da war der Donnerstag auch noch ausgenommen. In dem zweiten Zeitabschnitte hatten dieselben jeden Tag, wieder mit Ausnahme des Donnerstags, von 6 bis 8 Uhr morgens Unterricht, und von 11—12 Uhr fanden die Vorträge des Directors und Religionslehrers ihre Fortsetzung. Gelehrt wurde Religionslehre, Pädagogik, Methode des Lesens, Dictandoschreibens, Sprachlehre und Rechnen. Sehr lebhaft erinnerte sich Karl Schubert an seinen damaligen Religionslehrer, den Weltpriester und Doctor der Theologie Karl Lausch, einen Josephiner vom reinsten Wasser, dessen Vorträge stets mit prickelndem Humor und ätzendem Sarkasmus durchsetzt waren.

Die Vorträge über Pädagogik, die eigentlich nur ein sehr kleines Gebiet dieses Wissenszweiges, nämlich eine Einführung in die Grundsätze des Unterrichtes, betrafen, hielt der Director der Anstalt, Johann Vogl, ein Mann, der sich ganz und gar in die pädagogischen Anschauungen einer längst entschwundenen Zeit eingelebt hatte, und der demnach jede, auch die vernünftigste Neuerung mit seinem Anathema belegte. Er machte die Präparanden auch mit der Methode des Lesens bekannt, d. h. mit der nach seiner Meinung über alle und jede Verunglimpfung erhabenen Buchstabiermethode, und warnte sie mit den eindringlichsten Worten vor der damals in Deutschland weit verbreiteten Lautiermethode, die er als verderblich und verwerflich bezeichnete. Er jagte so den Präparanden einen wahren Schrecken vor dieser Methode ein, so daſs sie nichts weniger als ein Verlangen nach der Kenntnis derselben in sich fühlten.

Die Methode des Unterrichtes in der Rechtschreibung und der Sprachlehre war vorwiegend auf ein mechanisches und gedächtnismäßiges Verfahren gerichtet, das nur die Sprachform, nicht aber den Sprachinhalt zum Ziele hatte. Schriftliche Aufsätze wurden gar nicht gemacht, und daſs es einen Anschauungsunterricht gebe, oder daſs eine Erläuterung des Lesestoffes nothwendig sei — davon erfuhren die Präparanden gar nichts.

Aber einen Lehrer hatten sie, der mit seinen Leistungen namentlich auf dem Gebiete des Rechenunterrichts jener traurigen Zeit weit vorangeeilt war: Johann Strehl, den österreichische Reformator des

Rechenunterrichtes. Dieser war auch der einzige an dem Präparandencurse, welcher eine Art praktischer Übung mit den Präparanden vornahm, indem er von Zeit zu Zeit Schüler aus den unteren 3 Classen der Normalschule kommen ließ, mit denen dann die Präparanden bestimmte Rechenaufgaben entwickelnd durchzunehmen hatten. Schlussprüfungen gab es in diesem Präparandencurse nicht. Die jungen Leute mit einer weiterreichenden Vorbildung und jene, die sich durch Geist und Begabung bemerkbar gemacht hatten, bekamen am Schlusse ein Zeugnis als Hauptschullehrer, die übrigen entweder ein solches als Lehrer an Trivialschulen oder als Privatlehrer.

Es war wohl ein großer Fortschritt, als dieser neunmonatliche Präparandencurs auf 2 Jahre erweitert wurde. Aber auch dieser zweijährige Curs beschränkte sich vorzugsweise darauf, die sachliche Behandlung des Lehrstoffes der damaligen Lesebücher den Candidaten mundgerecht zu machen. Es gab auch fast für jeden Gegenstand eine specielle Methodik, die aber zumeist wörtlich auswendig gelernt werden musste. Welch einen ungeheuren Fortschritt weisen da nicht unsere jetzigen Lehrerbildungsanstalten auf, und wie beneidenswert sind unsere jetzigen Lehramtscandidaten im Vergleiche zu denen der geschilderten Zeit!

Bald nach dem Eintritt Karl Schuberts in die Normalhaupt- und Unterrealschule bei St. Anna starb der Normalschullehrer Anton Schmidt, und nun wurde Schubert auch an dem damals zweijährigen Präparandencurse beschäftigt, an welchem er vorerst die sachliche Behandlung des physikalischen Lehrstoffes der damaligen Lesebücher zu lehren hatte. Nach dem Tode des Directors Johann Strehl im November 1862 wurde er im Lehrcurse mit dem Unterrichte im Rechnen und in der Methode dieses Gegenstandes betraut. Später, als der technische Lehrer Alois Röll Director der Anstalt wurde, musste er auch den Zeichenunterricht übernehmen.

Im Jahre 1870 kam nun Schubert als Hauptlehrer an die k. k. Lehrerinnenbildungsanstalt bei St. Anna, vertrat durch mehr als ein Jahr den zur Dienstleistung bei dem n. ö. Landesschulrathe einberufenen Director dieser Anstalt, Robert Niedergesäß, als provisorischer Director, und wurde endlich im Jahre 1877 in die 8. Rangsclasse befördert.

In den Jahren 1869 bis 1875 bekleidete Karl Schubert auch die Stelle des Bezirksschulinspectors des 8. Wiener Gemeindebezirkes Josefstadt. Als solcher wurde er mit dem Prälaten Stöger, Director Dr. Dittes, Prof. Dr. Egger von Möllwald, den Bürgerschuldirectoren Franz Mair und Franz Bobies, dem Professor Dr. Sonndorfer, dem Lehrerbildner Josef Hofer und dem Volksschuldirector Paul Bernhard gleichzeitig ernannt. Ferner war er Mitglied des

Wiener Bezirksschulrathes, sowie Mitglied der Prüfungscommission für allgemeine Volks- und Bürgerschulen und ward von dem Ministerium zu den Berathungen über die Lehrpläne der Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten, der Volks- und Bürgerschulen, sowie über die Lehrbefähigungsprüfungen für Volks- und Bürgerschulen, über die Bezirks- und Landes-Lehrerconferenzen und über Kindergärten beigezogen.

Man sollte meinen, dass Karl Schubert, der eine so große Lehrverpflichtung hatte, und dessen Arbeitskraft auch sonst so viel in Anspruch genommen war, kaum noch hätte Zeit finden können, sich auch auf literarischem Gebiete zu bethätigen, doch gerade hier entwickelte er eine Arbeits- und Schaffenslust, die fast einzig dasteht. Seine Wirksamkeit auf dem Gebiete der Schulliteratur begann schon im Jahre 1849, und nachstehendes Verzeichnis gibt eine Übersicht der nach Verlegern geordneten Schulschriften, welche er während 34 Jahren herausgab:

I. Verlag von Sallmayer u. Comp. (jetzt: C. Graeser) in Wien.

1. Anfangsgründe der Naturlehre. 10. Aufl. 1879.

2. Rechnungsaufgaben aus der Physik und Chemie. 2. Aufl. 1860.

3. Anfangsgründe der allgemeinen und besonderen Geographie. 14. Aufl. 1881.

4. Grundriss der allgemeinen und besonderen Geographie. 3. Aufl. 1869. (Vergriffen.)

5. Heimatskunde des Erzherzogthums Österreich unter der Enns. 2. Aufl. 1873.

6. Materialien für den Anschauungsunterricht in der Unterclasse. 4. Aufl. 1879.

7. Die sprachlichen Übungen in der dritten Hauptschulclasse. 3. Aufl. 1867.

8. Die deutsche Satzlehre in Verbindung mit der Lehre von den Wortarten. 6. Aufl. 1870.

9. Die Anfangsgründe der deutschen Sprachkenntnis. In 3 Abtheilungen: a) Der Satz und die Satzzeichen. — b) Das Wort und dessen Schreibung. — c) Die schriftliche Darstellung der Gedanken. — 2. Aufl. 1869.

10. Musterbeispiele und Aufgabenstoffe für den Elementarunterricht im schriftlichen Aufsatze. In 3 Abtheilungen: a) Die Unterstufe. — b) Die Mittelstufe. — c) Die Oberstufe. — 2. Aufl. 1873.

11. Die Aufsatzübungen in der Volksschule. Ein Commentar beim Gebrauche der „Musterbeispiele“ &c. 1868.

12. Johann Strehl, weil. Director der k. k. Normalhaupt- und Unterrealschule zu St. Anna in Wien. Nach seinem Leben und Wirken geschildert. 1863.

(Bearbeitung von Schulschriften seines Vaters:)

13. Kurzgefasste Darstellung der österr.-ungar. Monarchie. 11. Aufl. 1876.

14. Naturgeschichte für Volks- und Töchterschulen. 9. Aufl. 1874.

15. Der kleine deutsche Sprachschüler. In 2 Abtheilungen: a) Das Sprachbuch. — b) Das Aufgabenbuch. — Von a) Die 7. Aufl. 1876, von b) Die 4. Aufl. 1873.

(Bearbeitung der Schulschriften von Joh. Strehl:)

16. Leitfaden für den Unterricht im Rechnen. 6 Bändchen für das 1. bis incl. 6. Schuljahr. — Zahl u. Zeitpunkt der Auflagen der einzelnen Bändchen verschieden.

17. Handbuch beim Unterrichte in der Arithmetik. 3 Theile: a) 8. Aufl. 1872. — b) 5. Aufl. 1873. — c) 3. Aufl. 1869.

18. Methodik der Rechenkunst. (Neu bearbeitet.) 4. Aufl. 1868.

19. Sammlung von Rechnungsaufgaben. (Neu bearbeitet.) 4. Aufl. 1872.

II. Verlag von Jakob Dirnböck (Georg Draudt) in Wien:

20. Die Anfangsgründe der Realien. 8. Aufl. 1865. In 3 Abtheilungen: a) Das Wichtigste aus der Geographie und Geschichte.
b) " " " " Menschenkunde und Naturgeschichte.
c) " " " " Naturlehre und Chemie.

21. Handbuch zur Ergänzung und Belebung des Unterrichtes in den Realien. 2. Aufl. 1870. In 3 Theilen:
a) Skizzen und Bilder aus der Geographie und Geschichte.
b) " " " " Menschenkunde und Naturgeschichte.
c) " " " " Naturlehre und Chemie.

22. Aufgaben zum Unterrichte im Rechnen. 1873. 5 Bändchen für d. 2. bis incl. 6. Schulj.

23. Aufgaben zum Unterrichte in der Arithmetik. 1875. 3 Bändchen für die 6. bis 8. Classe.

24. Leitfaden der geometrischen Formenlehre. 4. neu bearbeitete Aufl. 1875.

15. Die neuen österreichischen Maße und Gewichte und das Rechnen mit denselben. 1876.

26. Die Raumrechnung in der Volksschule. 1870.

27. Materialien für die Schulpraxis und Lehrer-Fortbildung. 6 Bände — 1869 bis incl. 1874. — Jährlich erschien ein Band in 12 Monatsheften.

(Der 7. u. 8. Band u. die 1. Hälfte des 9. Bandes erschienen im Verlage v. Sallmayer u. Comp.)

28. Kurzgefasste Geschichte der österreich-ungarischen Monarchie. 4. Aufl. 1878.

III. Verlag von A. Pichlers Witwe und Sohn in Wien:

29. Stoffe zu deutschen Aufsätzen für die Oberclassen der Volks- und Bürgerschulen. 4. Aufl. 1893. (Die 1. und 2. Aufl. erschien bei Sallmayer und Comp.)

30. Das Decimalrechnen in den unteren drei Classen der Volks- und Bürgerschulen. 1877.

31. Das Flächenmodell beim Unterricht in der geometrischen Formenlehre. 1879.

32. Ausgeführte Stilarbeiten auf Grundlage poetischer Musterstücke 1. Band. Für die Unter- und Mittelstufe. 2. Aufl. 1883. 2. Band. Für die Oberstufe. 2. Aufl. 1890.

33. Kleine Heimatskunde von Niederösterreich. 11. Aufl. 1894.

34. Deutsche Beispielgrammatik. Geordnete Sammlung von Musterbeispielen aus dem deutschen Sprichwörterschatze und den Werken deutscher Dichter und Prosaiker. 1883.

35. Deutsche Lesestücke in unterrichtlicher Behandlung und Verwertung. Zunächst als Commentar zu den im k. k. Schulbücherverlage in Wien erschienenen Lesebüchern für österreichische Volksschulen. 6 Bände. 2. Auflage 1893.

IV. Verlag von Alfred Hölder in Wien:

36. Lehrbuch der Geometrie für Bürgerschulen und die Oberclassen der erweiterten Volksschule. In 3 Abtheilungen. 1874.

37. Deutsches Lesebuch für Volks- und Bürgerschulen. 1877. 2. Aufl. In 7 Theilen für das 2. bis incl. 8. Schuljahr.

V. Verlag von Prandel und Mayer (später: Verlag von Prandel, dann von Gronemeyer) in Wien:

38. Aufgabensammlung für den mündlichen und schriftlichen Unterricht in der Muttersprache. 5. Aufl. 1873.

39. Grundriss der Weltgeschichte. 2. Aufl. 1870.

Außerdem schrieb Karl Schubert eine Anzahl von Kritiken für die „Zeitschrift für Realschulen" von Warhanek und Schmitt, für den „Österreichischen Schulboten", die „Volksschule" und andere Schulzeitungen.

Die meisten Schulbücher Karl Schuberts waren zur Zeit ihres Erscheinens geradezu eine Nothwendigkeit für die Lehrer, die sie mit großem Nutzen bei dem Unterrichte verwendeten. Man darf nämlich nicht vergessen, dass die literarische Thätigkeit dieses so fruchtbaren pädagogischen Schriftstellers in einer Zeit begonnen hatte, da der k. k. Schulbücherverlag nahezu die einzige Lieferungsquelle für Lehrbücher war und eine nicht officielle pädagogische Literatur beinahe gar nicht bestand.

Und merkwürdig! Seitens der Schulbehörden wurde Karl Schubert niemals auch nur die geringste Anerkennung für seine literarische Thätigkeit ausgesprochen, ja es wurde ihm seine „Büchermacherei" von einer maßgebenden Persönlichkeit strenge verwiesen und ihm sogar wegen einer objectiv gehaltenen, aber abfälligen Kritik der zur Einführung empfohlenen Schreibhefte die Amtsentsetzung angedroht, falls er sich noch fernerhin als Mitarbeiter an der pädagogischen Zeitschrift „Die Volksschule" betheilige. Natürlich zeichnete er seine Arbeiten für diese Zeitschrift nicht mehr als Karl Schubert, sondern als: St. Klar, K. Raiter, L. Karsch, F. R. Denk und Desiderius.

Nun noch ein Blick auf Schuberts Familienverhältnisse. Er war das Muster eines braven Familienvaters, der seine ganze freie Zeit und auch die Ferien — was bei einem so viel in Anspruch genommenen Manne schwer in die Wagschale fällt — nicht zu seiner gewiss so nothwendigen Erholung verwendete, sondern der nur selten von seinem Schreibtische weg kam. Er fand wohl das ganze Glück seines Lebens nur in seiner Familie und in einer unausgesetzten nützlichen Arbeit. Wie so viele Lehrer, heiratete auch er schon frühzeitig, und bei den damaligen Gehaltsverhältnissen musste der erst sechsundzwanzigjährige Mann wohl ernstlich bestrebt sein, sein Einkommen zu vergrößern. Von den 6 Kindern, die ihm Gott geschenkt, ist sein Sohn August k. k. Oberrealschulprofessor, 2 Töchter sind Lehrerinnen, einen Sohn (Anton) verlor er bei der bosnischen Occupation, eine Tochter ist die treue Stütze ihrer Mutter. Der jüngste Sohn Karl ist Beamter des Wiener Magistrates.

Leider hat Karl Schubert den Ruhestand, den er sich durch eine mehr als vierzigjährige Dienstzeit wohl verdient hatte, nicht lange genossen. Er starb an einer Lungenentzündung am 9. Mai 1889.

Bei seiner im Jahre 1883 erfolgten Pensionirung wurde er mit dem Titel eines kaiserl. Rathes ausgezeichnet, und auch sonst hat seine Thätigkeit als Hauptlehrer, provisorischer Director, Bezirksschulinspector und Prüfungscommissär die wohlverdiente Anerkennung seitens seiner Vorgesetzten gefunden.

So zeigt uns das Leben und Wirken Karl Schuberts den rastlos an seiner eigenen Fortbildung schaffenden Schulmann, der in dieser Beziehung wohl vor allen andern ein nachahmenswertes Beispiel für die nachstrebende junge Lehrergeneration ist. Nicht zufrieden mit dem augenblicklichen Erfolge, kannte er keine größere Befriedigung, als den Fortschritt, der der alten Schule so sehr noththat, mit anbahnen zu helfen. Überall dort, wo es ihm möglich war, verbessernd einzuwirken, that er es mit unbeugsamer Willens- und freudigster Arbeitskraft, blieb aber dabei bescheiden und lebte zurückgezogen. Seinen zahlreichen Schülern war er nicht nur ein vorzüglicher Lehrer, er war ihnen mehr: ein wohlmeinender Freund, und wo er sie mit Rath und That unterstützen konnte, that er es gerne und verlangte keinen Dank. Wenn auch viele seiner Schriften durch die vollkommen veränderten Schulverhältnisse nicht mehr im allgemeinen Gebrauche stehen, so sind sie dennoch wertvolle Behelfe für gar viele Lehrer, und es würde sich sehr der Mühe lohnen, so manche von ihnen, den jetzigen Bedürfnissen entsprechend umgearbeitet, wieder erscheinen zu lassen. Es ist in denselben ein ungeheures Arbeitsmaterial aufgespeichert und viel wertvolle pädagogische Erfahrung eines wirklich praktischen Schulmannes.

Das Lebensbild Karl Schuberts, von da an, als er Schulgehilfe am Schaumburgergrunde war, bis zu der Zeit, wo er als kaiserlicher Rath in den Ruhestand trat, ist aber auch ganz dazu geschaffen, einen Einblick in die Geschichte des österreichischen Schulwesens in den letzten 50 Jahren zu bieten, und diese Geschichte ist so lehrreich, dass wir lebhaft wünschen können, sie möchte von unserer jungen, nachstrebenden Lehrerschaft wohl gekannt sein; denn durch diese Kenntnis kann ihr erst recht klar werden, wie der österreichische Lehrerstand aus einer geradezu unwürdigen Stellung entrissen worden ist, was für einen mächtigen Fortschritt unser Vaterland in Beziehung auf sein Volksschulwesen gemacht, und wie es vorzugsweise dadurch in die Reihen der ersten Culturstaaten der Welt gestellt wurde zu seiner Ehre und zu seinem Ruhme, aber auch zum Glücke seiner Völker.



XIII.

Dr. Eugen Netoliczka.

Von Franz Frisch.

Wohl war Eugen Netoliczka keiner von denen, die mit schöpferischem Geiste der Wissenschaft neue Gebiete erschließen oder die Methode des Unterrichtes auf völlig neue Pfade weisen, und dennoch hat er durch die Fülle des von ihm Geleisteten, durch die glückliche Hand, mit welcher er die Ergebnisse der Wissenschaft der Jugend und den breiteren Schichten des Volkes vermittelte, wie durch eine Anzahl vortrefflicher Schulbücher, die auch noch nach ihres Verfassers Tode ihr Geltungsbereich behaupten, redlich verdient, dass die Erinnerung an ihn und sein Schaffen lebendig erhalten bleibe.

Seine Lehrbücher der Naturlehre, Naturgeschichte, Geographie und Geschichte, wie nicht minder die Resultate seiner Untersuchungen über Farbenblindheit und Kurzsichtigkeit in der Schule, seine Methodik des physikalischen Unterrichts und die Experimentierkunde, seine streng wissenschaftlichen, für engere Fachkreise berechneten Publicationen, wie z. B. „Zoologisches aus Homer" — alles das stellt sich als eine Summe von Arbeit dar, die, wenn sich auch die Posten auf einen Zeitraum von mehr als 30 Jahren vertheilen, doch vor dem zähen Fleiße und der Begabung dessen, der sie schuf, jeden unbefangenen Beurtheiler mit hoher Achtung erfüllen müssen. Netoliczkas sämmtliche wissenschaftliche Schriften

haben das halbe Hundert überschritten *). Doch diese Zahl gewinnt erst die rechte Bedeutung durch die Vorzüge der einzelnen Productionen, durch die durchsichtige Klarheit und methodische Anlage, welche sie auszeichnen. Namentlich treten diese Eigenschaften dort zutage, wo sich Netoliczka auf seinem Hauptfelde bewegt: in den physikalischen Schriften. Da nennen wir vor allem das „Lehrbuch der Physik und Chemie für Bürgerschulen“ (Wien, Pichlers Witwe und Sohn). Ursprünglich in einem Bande erschienen, wurde es 1878 aus naheliegenden Gründen in 3 äußerlich getrennten Bändchen ausgegeben. Die Methode, fern von starrer Buchgelehrsamkeit, ist die inductive: Der Autor beschreibt zuerst den Versuch und läſst darauf die zugehörige Erklärung, ferner Folgerungen und Gesetze folgen. Besonders wertvoll sind die Belehrungen über technische und industrielle Verhältnisse, welche an geeigneter Stelle den theoretischen Entwicklungen sich anschließen. Auf jeder Stufe wird ein Kreis von Erscheinungen vorgeführt, welcher die verschiedenen Gebiete der Physik streift und durch die nächstfolgende Stufe ergänzt wird. Die große Zahl der Auflagen (1896: 1. Stufe 105500 Exemplare in 47 Auflagen. 2. Stufe 65500 Exemplare in 33 Auflagen. 3. Stufe 39500 Exemplare in 20 Auflagen), an und für sich freilich kein untrüglicher Beweis für die Vorzüglichkeit eines Werkes, steht in diesem Falle im richtigen Verhältnisse zum Wert des Buches.

Netoliczkas „Methodik des physikalischen Unterrichts an Volks- und Bürgerschulen“, die „Experimentierkunde“, 1893 in 2., von Prof. Konrad Kraus umgearbeiteter Auflage bei Pichler in Wien erschienen, haben sich als vortreffliche Führer des Lehrers auf einem schwierigen, aber dankbaren Unterrichtsgebiete bewährt. Liebe zum Gegenstande und eine reiche, gereifte Erfahrung haben dabei die Feder geführt. Meisterhaft entwickelt Netoliczka die Methode und die Grundsätze des physikalischen Unterrichts, sichtet den Lehrstoff, gibt anregende Fragen und Aufgaben aus allen Gebieten der Naturlehre. Dazu kommen noch die entsprechenden Ortes angefügten stilistischen Aufgaben, deren einige vollkommen ausgearbeitet sind, während bei andern die leitenden Ge-

---

*) In dieser Zahl sind Netoliczkas dichterische Producte nicht sämmtlich mit inbegriffen. Als solche sind u. a. zu nennen: „Aus der Seele“. Gedichte von Eugen Netzlitz (Graz 1862), sowie die Posse „Pst“, die Lustspiele „Ohne Protection“ und „Er muſs in den Frack“, die auch wiederholt aufgeführt wurden und sich eines großen Heiterkeitserfolges erfreute.

Belangreicher noch war Netoliczkas Thätigkeit als Herausgeber des illustrierten Wochenblattes für Wissenschaft und Belletristik: „Hoch vom Dachstein“, in welchem während seines leider nur kurzen Bestandes (Graz 1861—1862) hervorragende Männer, wie Karl von Holtei, Krones, Ilwof, Adolf Pichler, Pocci, Bodenstedt, Geibel, Carneri, Lingg, Tschabuschnigg u. v. a. werthvolle Beiträge veröffentlichten.

sichtspunkte angegeben werden. Auf diese Weise wird es dem Lehrer außerordentlich leicht gemacht, den physikalischen Unterricht nachdrücklich in den Dienst der Sprache zu stellen. Was die Experimentierkunde betrifft, so muss zunächst anerkannt werden, dass sie auf möglichst einfache Apparate, von denen der Lehrer bei nur einigem Geschick die meisten selbst anfertigen kann, Bedacht nimmt. Netoliczka hat vortrefflich zu zeigen verstanden, wie viele Lehren der Physik sich auf die einfachste Weise veranschaulichen lassen, und wie mit den einfachsten Mitteln sich doch viel erreichen läst, wenn nur die Liebe zur Sache vorhanden ist.

Die Volksschule Österreichs, die Neuschule, welche dem realistischen Unterrichte die Thüre öffnete, ist Netoliczka zu Dank verbunden, denn er zählt zu den glücklichsten Schulschriftstellern; an äußerem Erfolg wetteifert sein „Leitfaden beim Unterricht in der Geographie für die Oberclassen der allgemeinen Volksschulen“ mit dem vorerwähnten Lehrbuch der Physik; sie erlebte bis zur Stunde 34 Auflagen von insgesammt 66000 Exemplaren, und es ist gar nicht lange her, so veranstaltete eine Londoner Firma eine englische Ausgabe dieses tüchtigen Schulbuches, das wir aber gleichwohl nicht zu den besten Leistungen Netoliczkas zählen.

An der Brücke, welche das eigentliche Gelehrtenthum mit der Belehrung heischenden großen Masse verbindet, hat also Netoliczka wacker mitgebaut.

Er wurde am 18. April 1825 zu Iglau in Mähren geboren. Sein Vater war ein k. k. Officier, welcher die Freiheitskriege gegen Frankreich mitgemacht hatte. Nach Absolvierung des Gymnasiums seiner Vaterstadt zog der junge Student nach Wien, um Philosophie zu studieren, denn der Lehrstuhl war Netoliczkas Strebeziel. — Allein die Mutter wollte aus dem begabten Sohne einen Rechtsgelehrten gemacht sehen, und so musste sich dieser entschließen, die juristischen Studien anzuheben, ohne indes der ersten Liebe untreu zu werden, und als er, der 22jährige Mann, im April 1847 zum Doctor der Philosophie promoviert worden war, da sagte er sich auch äußerlich von einer Richtung los, der er innerlich nicht anhängen konnte. Nunmehr warf er sich mit allem Eifer auf das Studium der altclassischen Philologie und, aufgemuntert durch seinen ehemaligen Lehrer der Physik, den Regierungsrath v. Ettingshausen, auf die genannte Disciplin. Jedoch allen Bemühungen zum Trotz war es unmöglich, eine Gymnasiallehrerstelle zu erhaschen; denn erstlich war der Doctor „zu jung“ und zweitens — was noch nachtheiliger war — „ohne Protection“.

Da brach das sturmvolle Jahr 1848 herein; der Freiheitsdrang regte sich nun auch in der Brust Netoliczkas. Er ward Mitglied der

Studentenlegion. Trotzdem er aber im Vollbesitz der Freiheitsideen war, welche Kopf und Herz namentlich der Jugend gefangen nahmen, musste er sich gleichwohl gestehen, dass seitens der Radicalen große Übergriffe gemacht wurden, und um diese zu bekämpfen, begründete er ein Tagblatt, das den Titel „Der Gemäßigte" führte. Da kam der 6. October. Netoliczka suchte die aufgeregte Stimmung, die sich auf den Kriegsminister Grafen Latour concentrierte, mit aller Kraft noch an dem Tage zu beschwichtigen, an dessen Abend der unglückliche Graf seinen Tod fand. Die Folge dieser Bemühung war, dass Netoliczka sein Redactions- und Expeditionslocale schließen und am 13. October aus Wien flüchten musste. Anfangs November kehrte er in die von den k. k. Truppen besetzte, im Belagerungszustande befindliche Reichshauptstadt zurück.

Feldmarschall Windischgrätz ertheilte Netoliczka binnen kurzem die Erlaubnis zur Fortsetzung der redactionellen Thätigkeit. Während jedoch kurz zuvor der Radicalismus zu bekriegen war, galt es nunmehr, die Reaction abwenden zu helfen. So machte nun „Der Gemäßigte" der „Österr. National-Zeitschrift" platz, welche für ein freies constitutionelles Österreich in die Schranken trat. Das Blatt gedieh; es wurde täglich in 8—10.000 Exemplaren abgesetzt. Aber es entgieng auch seinem Schicksale nicht; im September 1850 wurde es suspendiert und hinterließ seinem Redacteur nicht weniger als fünf Pressprocesse.

Durch die Gewandtheit des jugendlichen Vertheidigers, des nachmaligen österreichischen Ministers Dr. K. Giskra, wurden vier derselben wieder zurückgezogen, der fünfte aber wurde vor den Geschwornen verhandelt. Das Publicum, darunter juristische Berühmtheiten, füllte bis zum Schlusse der langwierigen Verhandlung jedes Plätzchen des Zuschauerraums und brach in stürmischen Jubel aus, als um Mitternacht das freisprechende Urtheil verkündet wurde.

War es früher nicht möglich gewesen, eine Lehrerstelle zu erlangen, so schwand Netoliczka nach solchen Episoden vollends die Hoffnung des Erfolges; er beschloss also, Arzt zu werden, und setzte sich neuerdings auf die Bank des Hörsaales. Man kann sich nun seine Überraschung leicht ausmalen, als ihm im April 1851 seitens seines ehemaligen Gymnasialprofessors und nunmehrigen niederösterreichischen Landesschulrathes Enk von der Burg die Anfrage zugieng, ob er nicht geneigt wäre, am Brünner Gymnasium eine Supplentenstelle für Physik und Naturgeschichte zu übernehmen.

Netoliczka sagte natürlich nicht Nein; ein Jahr darauf legte er aus den genannten Fächern vor der Wiener wissenschaftlichen Prüfungscommission mit Erfolg die Lehramtsprüfung ab, im Jahre 1853 erfolgte

seine Ernennung zum wirklichen Gymnasiallehrer. Allein die ersten 5 Jahre der Praxis musste er nicht bloß den Unterricht in der Physik und Naturgeschichte, sondern auch in der Geschichte, Mathematik, Psychologie und Logik ertheilen. Wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir in dieser vielseitigen Verwendung als Lehrer die Quelle von Netoliczkas Vielseitigkeit als Schulschriftsteller erkennen. Diese seine Wirksamkeit begann bereits im Jahre 1851, die Jungfernarbeit war ein Leitfaden der Physik beim Unterrichte in Unterrealschulen und Untergymnasien, damals neben dem Lehrbuche Kunzeks das einzige für den bezeichneten Zweck in Österreich erschienene Werk. Es erhielt sofort die Approbation des Unterrichtsministeriums und erlebte nach und nach acht Auflagen. Schon damals wandte Netolitzka auch der Volksschule seine Aufmerksamkeit zu; er schrieb nämlich die „Physikalischen Schulstunden, ein kleines Büchlein für Volksschulen", in welchem eine Reihe von Experimenten, die ohne irgend einen eigentlichen Apparat, mit den einfachsten Gegenständen ausgeführt werden können, angegeben sind. Die Freundlichkeit, mit der es aufgenommen wurde, ließ nichts zu wünschen übrig; es wurde sogar ins Slovenische, Böhmische und Schwedische übersetzt.

Während seines Brünner Aufenthaltes (bis 1856) erschienen noch eine „Vaterländische Jugend-Zeitschrift zur Förderung moralisch-religiöser und intellectueller Bildung" (Brünn 1852, Verlag von Buschak und Irgang), *) ein Lehrbuch der Zoologie für Mittelschulen, in welchem er die synthetische Methode anwandte, die bis dahin in keinem zoologischen Lehrbuche Österreichs berücksichtigt worden war; weiter eine Botanik, eine Mineralogie, eine Pflanzenphysiologie, eine Stereometrie und (als Programmarbeit des k. k. Brünner Obergymnasiums, 1855) die schon erwähnte, streng wissenschaftliche Abhandlung „Zoologisches aus Homer", in welcher Netoliczka bis dahin zweifelhafte, in der Odyssee und Iliade vorkommende Thiernamen zu bestimmen suchte. Nachdem er im August 1856 ans Gymnasium in Troppau übersiedelt war, erhielt er schon im October desselben Jahres seine Ernennung als Lehrer der Physik an der Landes-Oberrealschule in Graz.

Hier entfaltete er nun eine weitreichende, unausgesetzte Wirksamkeit in Schrift und Wort. Was die erstere betrifft, so ist Qualität und Quantität bereits in den Eingangszeilen angedeutet; näher darauf einzugehen, ist einer Skizze — und mehr wollen diese Zeilen keineswegs

---

*) Auch in Graz gab er im Verlag von Kienreich eine Jugendzeitung heraus: „Wochenschrift zur Belehrung und Unterhaltung der Jugend", welche jedoch auch nur ein Jahr erschien (1863).

sein — verwehrt. Aber sie darf nicht vergessen, des Umstandes Erwähnung zu thun, dass Netoliczkas literarischer Thätigkeit durch Verleihung der goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft und des großherzoglich mecklenburg'schen Verdienstkreuzes, des Ordens der wendischen Krone seitens des In- und Auslandes verdiente Anerkennung geworden ist.

Dem Schriftsteller trat der Lehrer, der nach gethaner Schularbeit weitere Kreise sucht, ergänzend zur Seite. Für viele Vereine der steirischen Hauptstadt wurde Netoliczka der berufene Interpret physikalischer Fragen.

In den Jahren 1867—1869 ertheilte er an der damaligen Baugewerbeschule in Graz unentgeltlichen Unterricht in der Naturlehre, ebenso hielt er alljährlich während einer langen Reihe von Jahren in den Versammlungen des steierm. Gewerbevereines, des kaufmännischen Vereins „Merkur" und des militärwissenschaftlichen Vereins unentgeltliche Vorträge über verschiedene physikalische Themen, wofür ihn der erstgenannte Verein zum correspondierenden, die letzteren zu ihrem Ehrenmitglied ernannten. In der gleichen Weise förderte er den Bildungseifer, der in den verschiedenen Arbeiter-Fachvereinen zutage trat, und verdiente sich dadurch deren dauernde Dankbarkeit. Die schlichten Arbeiter von Graz und Andritz ließen es sich auch nicht nehmen, das Grab ihres Ehrenmitgliedes mit Kränzen zu schmücken. — Es ist natürlich, dass Netoliczka auch der Lehrer nicht vergaß. Die „Pädagogische Zeitschrift" (Graz 1889, Nr. 30) erzählt von ihm: „Als mit dem Inslebentreten des Reichsvolksschulgesetzes von 1869 das Streben nach Fortbildung rege wurde, da war es Netoliczka, der in verschiedenen Lehrervereinsversammlungen und auch auf dem steierm. Lehrerbundestage durch seine mit köstlichem Humor gewürzten und durch wohlgelungene Experimente aufs trefflichste veranschaulichten Vorträge aus dem Gebiete der Physik die Zuhörer für diesen Gegenstand zu fesseln wusste . . . Im Verkehr war er die Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit selbst — und die stete Bereitwilligkeit, mit welcher er Vorträge und Vorlesungen zusagte, wurde oft in ausgiebigster Weise ausgebeutet. Seine außerordentliche, vielseitige Thätigkeit machte ihn zu einer stadt- und landbekannten Persönlichkeit in des Wortes bester Bedeutung; als Vortragenden hat er hier noch keinen Nachfolger gefunden, der die Gabe besäße, so gemeinverständlich, fesselnd und anregend zu sprechen wie er."

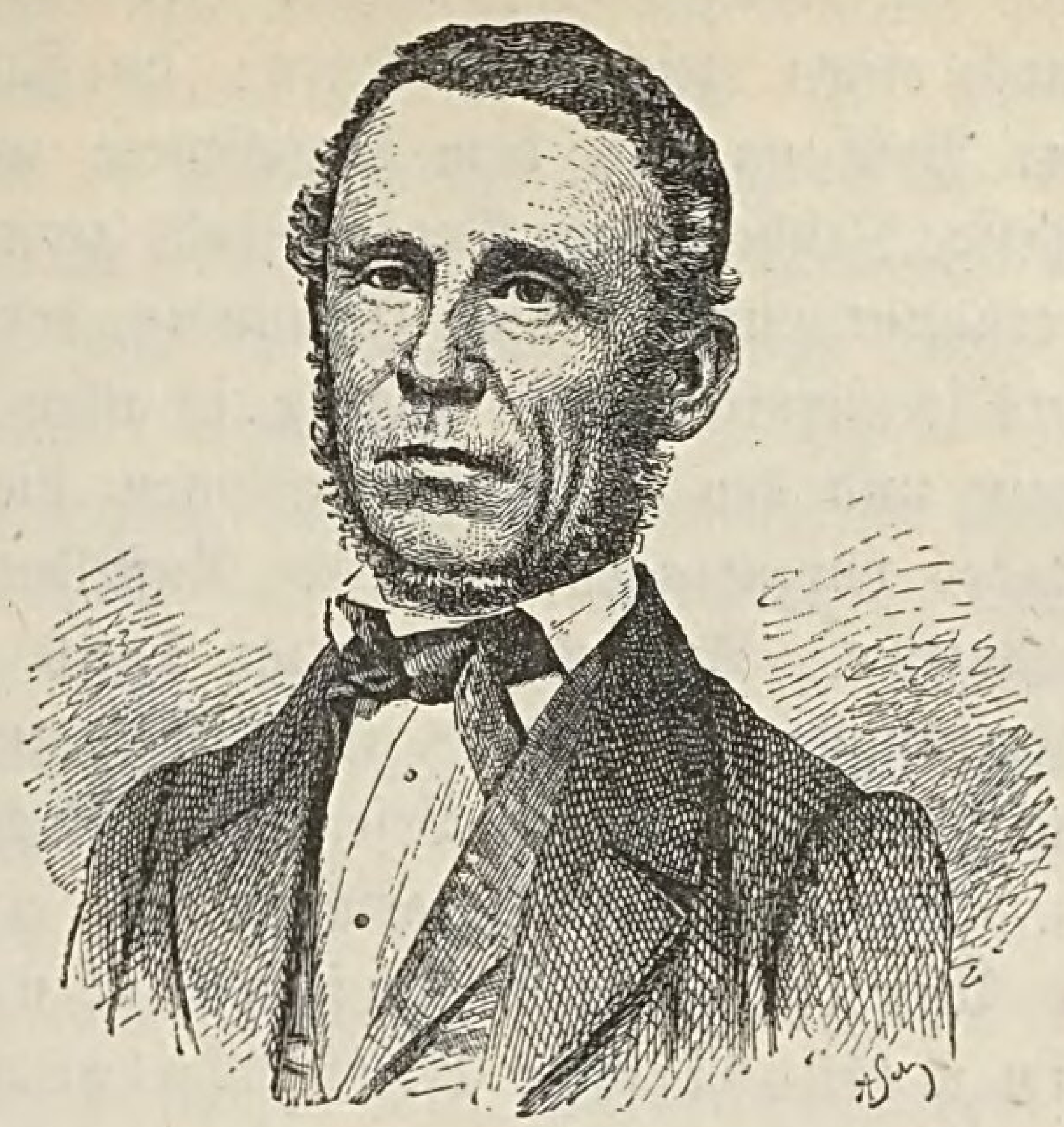
Eine ganz besondere Aufmerksamkeit wandte er auch der Militärbildung zu — das steckte ihm wohl im Blute. „Der österreichische Einjährig-Freiwillige", eine Encyklopädie der zur Prüfung für den Einjährig-Freiwilligendienst nöthigen Wissenschaften, wurde von den In-

tereſſenten mit Dank begrüßt; dies, ſowie Netoliczkas Unterricht in der Phyſik und Chemie, den er durch 10 Jahre an der k. k. Cadettenſchule unentgeltlich ertheilte, bezeichnet ſeine Antheilnahme an der Heranbildung junger Militärs. Es wurde ihm dafür der Dank des Kaiſers, der ihm den Franz Joſef-Orden und ſpäter den Titel eines kaiſerlichen Rathes verlieh. Dem fügen wir noch hinzu, daſs Netoliczka von 1869—1875 dem k. k. ſteiermärkiſchen Landesſchulrathe als fachmänniſches Mitglied angehörte.

Am 10. Jänner 1884 wurde er auf ſein Anſuchen nach dreißigjähriger, oft belobter Dienſtleiſtung als Profeſſor der Landes-Oberrealſchule in den Ruheſtand verſetzt, und der k. k. Landesſchulrath wie der ſteiermärkiſche Landesausſchuſs ſprachen ihm bei dieſem Anlaſſe ihre vollſte Anerkennung für ſein geſegnetes Wirken aus.

Doch auch im Ruheſtande, obgleich vielfach behindert durch Kränklichkeit, war er anſtrengend literariſch thätig. 1886 erſchien ſeine „Geſchichte der Elektricität von den älteſten Zeiten bis auf unſere Tage“ (Wien, Pichler), ein Werk, das in ſtreng wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften als wertvolle Leiſtung gelobt wurde; 2 Jahre ſpäter gab er die Monographie „Auge und Brille“ heraus — an der Vollendung der „Bilder aus der Geſchichte der Phyſik. Für Freunde der Naturwiſſenſchaften und für Studierende an höheren Schulen“ *) aber hinderte ihn der Tod; am 28. September 1889 erlag er einem Herzleiden.

*) Das Werk erſchien, von Prof. Dr. A. Wachlowski fortgeſetzt und durchgeſehen, im Jahre 1891 (Wien, Pichler).



XIV.

Franz Herrmann.

Von Heinrich Jahne.

Franz Herrmann, einer der vorzüglichsten Lehrerbildner und pädagogischen Schriftsteller Böhmens, ist ein Sohn des wunderlieblichen Elbethales. In dem landschaftlich herrlichen Dorfe Schwaden, eine Stunde unterhalb Aussig am rechten Elbeufer gelegen, stand seine Wiege. Am 27. October 1827 geboren, zeigte der stille, in sich gekehrte Knabe bei großem Lerneifer ein glückliches Talent, dessen Ausbildung sich sein Lehrer Wedlich und der Pfarrer Pollinger angelegen sein ließen; besonders letzterer nährte durch geliehene Bücher des Knaben Drang nach Erkenntnis. Nachdem er den sechsmonatlichen Präparandencurs in Leitmeritz besucht hatte, fand er eine Anstellung als Filialschullehrer in Wannow (bei Aussig.) Hier wirkte er unter großen Entbehrungen drei Jahre. 1834 begab er sich nach Prag, um die damalige 4. Hauptschulclasse, deren zwei Jahrgänge sich später zur Unterrealschule entwickelten, und nebenbei den Lehrcurs für Organisten zu besuchen; auch hörte er gleichzeitig landwirtschaftliche Vorträge. Wie schwer ihm sein Studium geworden ist, geht daraus hervor, dass er sich die Mittel dazu meist durch Musikmachen erwerben musste. Nach Absolvierung der 4. Hauptschulclasse trat er 1836 in den Curs zur Heranbildung von Hauptschullehrern, besuchte aber die Anstalt, an der die meisten Lehramtszöglinge zwei Jahre verweilten, nur durch ein Jahr, erhielt jedoch gleichwohl

am 1. August 1837 ein glänzendes Zeugnis. 1838 besuchte der nimmermüde Herrmann noch einen Zeichenlehrercurs; im Juni dieses Jahres unterzog er sich der Prüfung aus dem Orgelspiele und der Harmonielehre. Als der damalige Zeichenlehrer Georg Zindl zum Director der k. k. Musterhauptschule ernannt wurde, erhielt Herrmann, der eben damals noch den Zeichenlehrercurs frequentierte, den Antrag, in allen fünf Classen dieser Anstalt das Rechnen und den Lehramtszöglingen die Methodik dieses Unterrichtsgegenstandes vorzutragen. Dieser Anstellung als Supplent folgte bald die definitive. Am 21. Februar 1839 erhielt er, unter 30 Competenten der jüngste, das Decret als Gehilfe an der k. k. Musterhauptschule. Seine Lehrfächer waren Lesen und Rechtschreiben an den ersten drei Classen. Im Jahre 1843 erschien sein erstes Werk: „Orthographischen Übungen und Aufgaben nebst den erklärenden Regeln in methodischer Stufenfolge als theoretisch-praktische Rechtschreibschule für Lehrer und Schüler. Prag, bei J. Landau, 1843." Das Werk besteht aus zwei Theilen, Lautzeichenlehre und Satzzeichenlehre, und enthält nebst einer großen Anzahl mitunter recht schöner, immer aber passender Beispiele 215 Aufgaben. Obwohl sich die heutige Rechtschreibung gegen die damalige (ob immer zu ihrem Vortheile?) geändert hat, kann Herrmanns Rechtschreibschule noch heute ihren Zweck erfüllen, dem Lehrer als wirklich brauchbares und wertvolles Hilfsbuch zu dienen. Als Regeln, nach denen sich die Orthographie zu richten hat, führt Herrmann folgende an: 1. „Schreibe der richtigen Aussprache gemäß! 2. Richte dich nach der Abstammung und Zusammensetzung! 3. Berücksichtige den allgemeinsten Gebrauch! 4. Eigennamen und eigentliche Fremdwörter behalten die ihnen zukommende Bezeichnung, wenn diese von der Aussprache auch noch so sehr abweicht," woraus zu ersehen ist, dass die gegenwärtige Orthographie nach all ihren Wandlungen noch keinen Schritt weiter ist als die von 1843. Der Erfolg dieser Schrift war ein großer, obwohl dem Verfasser, „der es gewagt hatte, ein Buch zu schreiben", (wahrscheinlich wurde damals die Herausgabe eines Werkes von einem gewissen Alter abhängig gemacht, während Herrmann noch jung und zudem noch Gehilfe war) mancherlei Unannehmlichkeiten nicht erspart blieben. Die heute ergrauten Lehrer sind des Lobes voll über die Rechtschreibschule; nicht nur, wer in seiner Schule darnach vorgieng, sondern wer sie nur besaß und kannte, erfreute sich unter seinen Amtsgenossen schon einer gewissen Achtung.

Herrmann, der auch in den angesehensten Prager Familien Privatunterricht ertheilte, wurde 1846 zum technischen Lehrer an den beiden Jahrgängen der 4. Classe ernannt, eine Stellung, die zwar seinen

Wünschen nicht ganz Rechnung trug, der er aber doch bei seinem Geschick und Eifer vollkommen gerecht wurde. Es dauerte übrigens nicht lange, so wurde er in eine Sphäre versetzt, zu der er sich mehr hingezogen fühlte: er wurde grammatischer Lehrer, also Lehrer der deutschen Sprache, Geschichte und Geographie. Infolge eines Lehrerwechsels an der königl. ständischen Realschule (gegenwärtig k. k. deutsche Oberrealschule) wurde Herrmann, der sich eine umfassende Kenntnis der deutschen Sprache erworben hatte und zudem die englische, französische, italienische und czechische beherrschte, zum Supplenten für Deutsch und Geographie an die genannte Anstalt berufen; doch mit der definitiven Anstellung war es nichts. Dafür wurde er bald auf einen anderen Posten gestellt, für den er geeignet war wie selten einer. Bisher war nämlich die Lehrerbildung derart betrieben worden, dass die sämmtlichen Hauptschullehrer bestimmte Fächer den Lehramtszöglingen vortrugen. Das sollte nun anders, die Ausbildung der angehenden Lehrer bestimmten Lehrerbildnern übertragen werden. Der erste, der auf diesen ebenso schönen als schwierigen Posten berufen wurde, war Herrmann (1851). Diese Aufgabe forderte nicht nur eine umfassende Kenntnis aller Zweige des Volksschulunterrichtes, sie forderte einen ganzen Mann; denn 80 Zöglinge in zwei Jahrescursen zu unterrichten, ist keine Kleinigkeit. Hiezu kam noch, dass der Prager Hauptschule die für die praktische Bildung der Lehramtscandidaten unumgänglich nothwendige Elementarclasse fehlte, weshalb Herrmann genöthigt war, seine Zöglinge in die nahegelegenen Volksschulen zu führen und ihnen dort Lehrproben aus dem Anschauungsunterrichte, dem Schreiblesen und dem ersten Rechenunterrichte zu bieten. In den Jahren 1853—1857 hatte er, der Kränklichkeit seiner Collegen wegen, die praktische Ausbildung der künftigen Lehrer fast vollständig allein zu leiten, was für ihn eine große Erhöhung seiner pflichtmäßigen Stunden bedeutete.

War Herrmann schon längst als Pädagog von Ruf geachtet, so wurde er es noch mehr durch seine in rascher Folge erscheinenden Werke. Als in den Fünfziger-Jahren die neuen Lese- und Sprachbücher und die Schreiblesemethode eingeführt wurde, trat er sofort mit mehreren wertvollen Schriften hervor. 1855 erschien: „Die deutsche Schreibung und Satzzeichnung, wie sie in den im Kaiserthume Österreich vorgeschriebenen Schulbüchern angenommen ist“, ein Werk, das eine Fülle von guten methodischen Winken enthält und Herrmanns genaue Kenntnis der verschiedenen Entwicklungsstufen der Sprache offenbart. Aus dem Jahre 1856 stammen zwei Bücher: „Die Unterclasse. Eine Anleitung zur Behandlung des Unterrichtes in der Fibelclasse“ und: „Die Frei-

schreibübungen in der Volksschule. Eine Sammlung von Aufgaben mit methodischen Erläuterungen".

Über den Wert der „Unterclasse", die in zahlreichen Auflagen erschien und sich, ehe Saatzer mit seinem „ersten Schuljahr" hervortrat, wohl in den Händen aller deutschen Elementarlehrer Böhmens befand, und die auch noch heute weit verbreitet und geschätzt ist, wäre etwas zu sagen überflüssig. Das Buch, eine vollständige Methodik des Elementarunterrichtes, enthält (von der ausführlichen, allgemeinen Einleitung abgesehen) zwei Abschnitte: I. Der Anschauungsunterricht (A. Anschauen und Benennen der Dinge. B. Aufsuchen und Benennen der Eigenschaften. C. Thätigkeiten der Dinge.) II. Das Schreiblesen. (A. Vorübungen für das Schreiben. B. Vorübungen für das Ohr und die Sprechwerkzeuge. C. Das Schreiben. D. Das Lesen der Druckschrift.)

Mit dem Stilunterrichte befasst sich das aus drei Heften bestehende Werk „Die Freischreibübungen in der Volksschule", das sich an das Lese- und Sprachbuch anlehnt. Auch in dieser Schrift steht Herrmann vollständig auf dem Boden der modernen Unterrichtslehre, wie aus seinen methodischen Grundsätzen hervorgehen dürfte. Er verlangt auch beim Stilunterrichte „einen gemessenen Stufengang vom Leichteren zum Schwereren". Dazu gehört, „dass der Lehrer mit dem Einfachen und Besonderen beginne und bedachtsam zum Allgemeinen fortschreite, nicht umgekehrt . . . Ferner muss auf jeder Stufe so lange verweilt werden, bis die Mehrzahl der Schüler die nöthige Sicherheit sich erworben hat. Ein gewisses zähes Verharren bei der angezogenen Form, ein besonnenes, keineswegs aber bequemes Verweilen im abgegrenzten Gebiete — also ein gewisser Mechanismus im mildem Sinne — ist hier angezeigt . . . Der Stilunterricht sei „im Stoffe und in der Form anschaulich. Er ist anschaulich im Stoffe, wenn das, worüber sich die Schüler aussprechen sollen, in ihrem Anschauungs- und Erfahrungskreise liegt; in der Form, wenn sie vorher mit guten Vorbildern sind bekannt gemacht worden . . . Es hat die Nachbildung für den stilistischen Unterricht einen so entschiedenen Wert, dass ohne planmäßige Berücksichtigung derselben erträgliche Leistungen bei minder talentierten Schülern gar nicht denkbar sind, und der Lehrer darf daher nicht versäumen, seinen Zöglingen von jeder Art der Darstellung Proben vorzulegen und deren unmittelbare Nachbildung zu verlangen . . ." Ferner muss auch beim Stilunterrichte „ein elementarisches Lehrverfahren" angewendet werden. „Wie das Thema auch beschaffen sein mag, immer muss der Lehrer die Schüler hineinführen in die Minen des Geistes, wo das Erz der Gedanken lagert, und dieses nicht bloß zutage fördern, sondern auch läutern und

daraus das edle Metall darstellen helfen; er muss durch unmittelbare Einwirkung die Selbstthätigkeit der Schüler wecken und von innen heraus anzuregen und zu beleben suchen". Endlich ist darauf zu sehen, „dass der Unterricht im Freischreiben vorzugsweise den formalen Zweck verfolge, d. i. darnach strebe, die gesammte geistige Kraft des Schülers zu wecken und zu bilden." Treffend sind Herrmanns Ansichten über die Verbesserung schriftlicher Aufgaben und die Beurtheilung derselben. . . . „Allgemein und häufiger vorkommende Fehler finden auch allgemeine Rüge. Bei der Beurtheilung und Classification der Leistungen darf die Individualität des Schülers nicht unberücksichtigt bleiben; nicht die Güte, sondern die vorhandene Kraft des Schülers und der darauf verwendete Fleiß geben den Maßstab. Talent, ein glückliches Gedächtnis, häusliche Nachhilfe zeigen in der Regel gute Leistungen; aber nur, was der Schüler mit Fleiß und Anstrengung geschaffen und so nach bestem Vermögen zustande gebracht hat, verdient Anerkennung. Eine mittelmäßige Arbeit kann Lob erheischen und Aufmunterung verdienen, während eine gute unbemerkt bleibt oder gar gerügt wird, warum sie nicht besser geworden. . . . Bei der Correction der Arbeiten darf der Lehrer nicht sogleich alle Mängel anziehen, er muss vielmehr einen gewissen Stufengang einhalten und vorerst nur die gröberen Verstöße nach Inhalt und Form, später die geringeren und letztlich erst die Unebenheiten und Ecken zu beseitigen trachten. Was gegen Orthographie und Grammatik gefehlt, wird danach corrigiert, wie weit der Unterricht in diesen Sprachzweigen gediehen ist. Die Fehler dürfen in der Regel vom Lehrer nicht verbessert, sondern nur auf irgend eine Weise bezeichnet werden; der Schüler muss corrigieren, wenn daraus ein wirklicher Nutzen hervorgehen soll. . . . Zur schriftlichen Correctur tritt nach Möglichkeit die mündliche; namentlich ist immer das zu erörtern, was wegen Allgemeinheit des Fehlers der ganzen Classe noththut."

Aus diesen methodischen Winken dürfte zur Genüge hervorgehen, dass das, was über den so wichtigen Stilunterricht Gutes gesagt und geschrieben wird, sich schon in Herrmanns „Freischreibübungen" aus dem Jahre 1856 findet, und es ist ein Irrthum, wenn man behauptet, es habe vor 1869 gar kein gutes Schul- oder Handbuch für den Lehrer gegeben; Herrmanns Schriften sind ebensoviele Beweise für das Gegentheil.

Herrmann schrieb ferner zu dem von F. Tempsky in Prag herausgegebenen Werke „Anschauungsunterricht in Bildern" den erläuternden Text unter dem Titel: „Anleitung zum Gebrauche des Anschauungsunterrichtes in Bildern", desgleichen das vorzügliche Hilfsbuch: „Der Sprach- und Sachunterricht in den Mittel-

classen der Volksschule. Eine Anleitung zur Behandlung des zweiten Sprach- und Lesebuches für die katholischen Haupt- und Stadtschulen im Kaiserthume Österreich," dessen zweite Auflage bereits im Jahr 1863 die Presse verließ. Obwohl dieses Buch, wie aus dem Titel hervorgeht, nur als Hilfsbuch zur Behandlung des zweiten Sprach- und Lesebuches dienen sollte, so wird es dennoch auch heute mit Nutzen verwendet; es gehört zu den besten Leistungen auf dem Gebiete der pädagogischen Literatur.

Ein eigenes Lesebuch für Volksschulen schrieb Herrmann nicht, aber ein „Deutsches Lesebuch" in drei Theilen für Unterrealschulen, das nicht nur in Böhmen, sondern auch in anderen Kronländern Österreichs eingeführt wurde.

Im Jahre 1857 erhielt Hermann, der auch Mitglied der Prüfungscommission für Lehrer an den mit Hauptschulen verbundenen Unterrealschulen geworden war, vom k. k. Unterrichtsministerium den Auftrag, eine Umarbeitung des Methodenbuches oder eine neue Erziehungs- und Unterrichtslehre zu liefern. Den sechsmonatlichen Urlaub, der ihm zu diesem Zwecke bewilligt wurde, verlebte er theils in seinem Elternhause in Schwaden, theils in dem Badeorte Sternberg bei Schlan. Obwohl die Regierung das Manuscript des daselbst entstandenen Werkes nicht erwarb, verließ es 1861 die Presse. Der Titel lautete: „Allgemeine Unterrichts- und Schulerziehungslehre. Eine Anleitung zur zweckmäßigen Führung des Lehramtes für Volksschullehrer." Das Buch, dessen Reinertrag für die Pädagogienfonde Böhmens bestimmt wurde, war nach dem bestehenden Methodenbuche bearbeitet. Herrmann sagt in seinem Vorworte: „Das vorliegende Werk soll ein bescheidener Versuch sein, den Inhalt des bestehenden Methodenbuches in seinen allgemeinen Theilen dem Entwicklungsgange und den Ansichten der Neuzeit näher zu bringen. Ist es eine missliche Sache, aus einem vorhandenen Baue mit Beibehaltung der Fundamente und der äußeren Anordnung ein Gebäude herzustellen, das ebenso seinem Zwecke als den Anforderungen des guten Geschmackes entspricht; so auch nicht weniger die zeitgemäße Umarbeitung eines Buches, das seit mehreren Decennien als Norm für alle erziehlichen und unterrichtlichen Bestrebungen gilt. Je mehr ich mich in die Arbeit vertiefte, desto klarer ward mir die Überzeugung von der Schwierigkeit der gestellten Aufgabe und von der Unmöglichkeit, sie zur allseitigen Zufriedenheit zu lösen." Nichtsdestoweniger ist Herrmanns „Unterrichts- und Schulerziehungslehre" ein bedeutendes Werk, und es ist nicht ihr geringster Vorzug, dass sie in einer Sprache geschrieben ist, wie sie populärer, klarer und durchsichtiger nicht gedacht werden kann. 1881 erschien sie, von dem

damaligen Hauptlehrer der Prager k. k. Lehrerbildungsanstalt, Franz Wiedemann, umgearbeitet und zum Gebrauche an Lehrerbildungsanstalten eingerichtet, bereits in 6. Auflage.

Wie schon erwähnt, war Herrmann auch der Musik hold. Zeugnis von seiner Beschäftigung mit dieser Kunst gibt u. a. eine Sammlung zwei- und dreistimmiger Lieder, mit der er 1850 an die Öffentlichkeit trat und deren Harmonisierung von alten Schulmännern noch heute gerühmt wird.*) 1861 erschien die 5. Auflage derselben.

In den Ferien 1862 gieng Herrmann, der in demselben Jahre in das Prager Stadtverordneten-Collegium gewählt worden war, im Auftrage der Regierung nach England, um auf der Weltausstellung in London das Schulwesen der fremden Staaten zu studieren. Auf der Rückreise besuchte er Paris, Baden, die Schweiz, Württemberg und Bayern, um auch hier Studien zu machen. Noch ehe er den Bericht an die Regierung beendet hatte, ereilte den wackeren Lehrerbildner der Tod. Herrmann starb am 13. December 1862 in Prag.

Um sein schriftstellerisches Wirken erschöpfend zu behandeln, sei noch bemerkt, dass sich auch in Fachschriften zahlreiche Aufsätze aus seiner Feder finden, z. B. im „Jahrbuch für Lehrer, Eltern und Erzieher" (begründet von Ignaz Jaksch, fortgesetzt von Johann Maresch).

Am 18. Mai 1891 fand die Enthüllung des Herrmann-Denkmales in Schwaden statt, an der sich zahlreiche Lehrer und Schulmänner Böhmens betheiligten. Dasselbe besteht aus einem 5 *m* hohen Obelisken aus Sandstein mit dem Reliefbilde Herrmanns. Die Inschrift lautet: „Dem verdienstvollen Lehrerbildner und pädagogischen Schriftsteller Franz Herrmann, geb. am 27. October 1817 in Schwaden, gest. am 13. December 1862 in Prag." Konrad Moißl sprach die Festrede, in der es hieß: „Er war ein Patriot, von altösterreichischem Geiste erfüllt, der auch unser Geist ist . . . Höher als die Provinz stand ihm das Reich, und alle Strahlen der Vaterlandsliebe suchte er als Lehrer und Schriftsteller zusammen auf die geheiligte Majestät des Herrschers. In den Adern Herrmanns floss echt deutsches, unverfälschtes Blut; die deutsche Muttersprache liebte er über alles, sein Herz schlug in Treue und Liebe für sein Volk und seine engste Heimat. In unvergleichlicher Weise schilderte er den Drang zur Heimatsliebe. Der schlichte

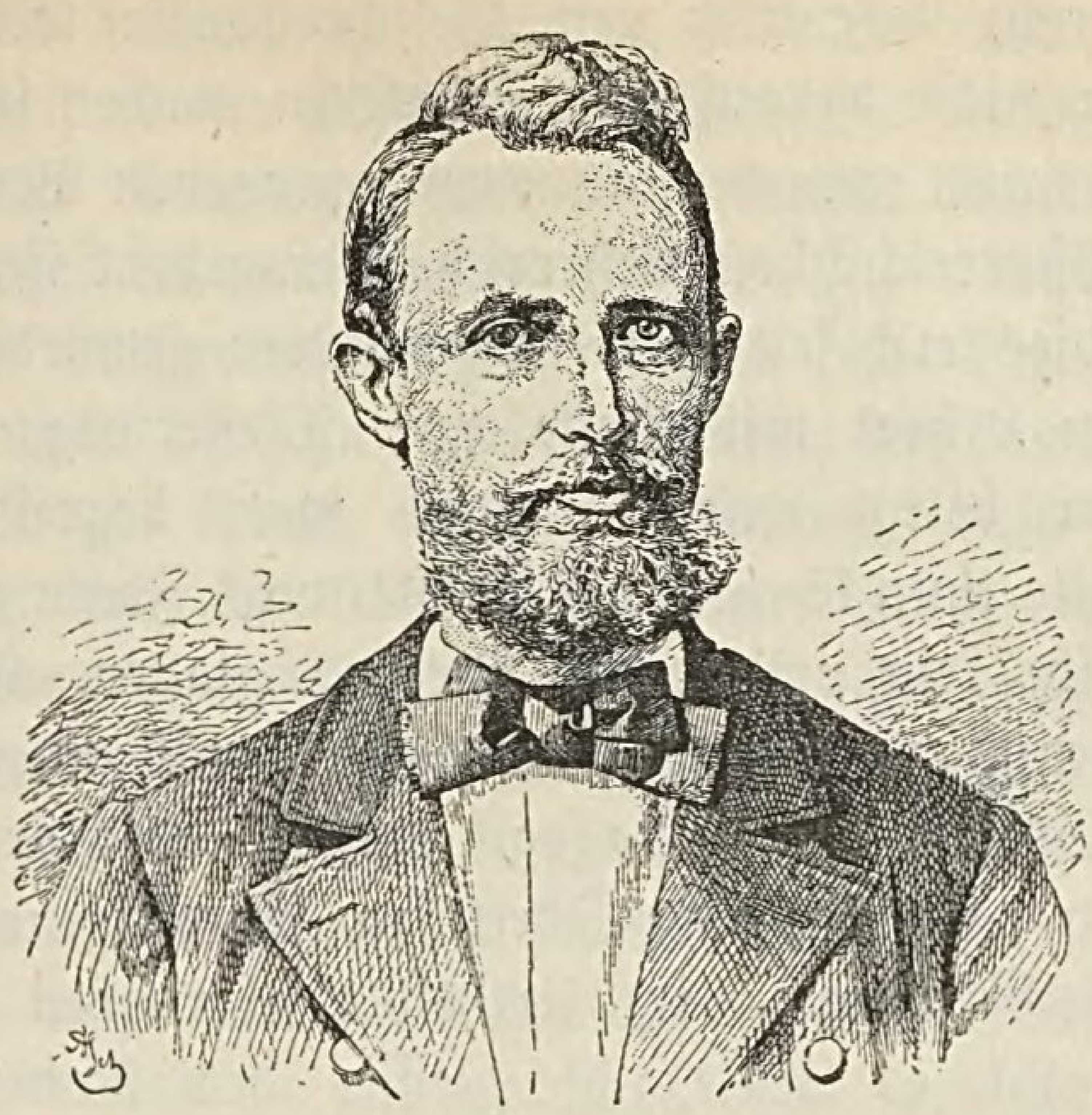
---

*) Eine frühere, in meinen Quellen nicht erwähnte, mir aber im Original vorliegende Sammlung unter dem Titel: „Lieder für Schule und Haus zur Erhebung des Gemüthes und zur Weckung eines christlich-frommen Sinnes" von Franz Herrmann (Prag, Jak. Fischer und Franz Scheib) trägt die Jahreszahl 1842. A. d. V.

Herrmann stand treu im Dienste seines Volkes, freilich nicht im Gewoge der Öffentlichkeit, freilich nicht im politischen Kampf, aber er hatte die deutsche Jugend in sein Herz geschlossen, sein ganzes Leben war der Bildung und Erziehung des jugendlichen Nachwuchses geweiht. Jeder echte deutsche Mann, der es treu meint mit seinem Volke, muss für Herrmann erglühen, der mit großem Erfolge den Hebel dort einsetzt, worauf die Zukunft des Volkes beruht: bei der deutschen Jugend.

Sein Name wird in der Lehrerwelt Deutsch-Böhmens immer einen guten Klang haben.

Quellen: Freie Schulzeitung, Jahrgang XIV und XVII. — F. Herrmanns Werke.



XV.

Asmus Christian Jessen.

Von Franz Frisch.

Wenige Monate nach der Schlacht bei Königgrätz, deren unglücklicher Verlauf einer heute bereits halbverklungenen Sage nach die österreichischen Schulmeister auf dem Gewissen haben sollen, klopfte ein mit wenig äußerlichem Zierat ausgestattetes Zeitungsblatt an die Thüren der besagten Lehrer und begehrte Einlass. Sein Programm trug es gleich offen zur Schau; es wollte der freiheitlichen Gestaltung der Schule dienen, und darum sein Titel: „Freie pädagogische Blätter." Der Name des Herausgebers, anfangs unbekannt in Österreich, hatte bald für eine zahlreiche Lehrergemeinde freundlichen Klang, und er wird ihn haben, wenn sein Träger auch nicht mehr des Daseins Last und Freude spürt. In jenen Tagen des österreichischen Schulfrühlings that ein publicistischer Führer der Lehrerschaft dringend noth; in dem Herausgeber der „Freien pädagogischen Blätter" ward ihr derselbe gegeben. Freilich mochten viele Lehrer, die in der traurigen Concordatszeit alt geworden waren und in der Gewohnheit ihrer gesellschaftlichen Tiefstellung auch deren Berechtigung vermutheten, freilich mochten diese die Gänsehaut auf dem Rücken verspüren, als sie auf einmal Worte vernahmen, die ohne Zagen und Zögern mit männlichem Freimuthe, biederer Geradheit und unnachsichtiger Consequenz die Forderungen einer gesunden Pädagogik aussprachen.

Es waren nicht wesentlich neue Gesichtspunkte, welche Jessen vertrat; es kam ihm nicht darauf an, Schule zu machen im strengen Sinne des Wortes. Aber wenn man der kaum vergangenen Periode der geistigen Absperrung der österreichischen Lehrerschaft eingedenk ist, der Periode, in welcher die ohnedies erst seit 1848 allgemeiner gewordene Bekanntschaft der österreichischen Lehrer mit Pestalozzi, Diesterweg u. s. w. wieder mit dem Anathem belegt war: so wird man begreifen, dass Jessen nichts Besseres hätte thun können, als Diesterwegs Ideen zu verdolmetschen. Doch ist er beileibe kein orthodoxer Diesterwegianer. Er blickt mit tiefinnerlicher Verehrung zu dem Kernmenschen, mit ungeheuchelter Hochachtung zu den Größen der Pädagogik empor, aber er treibt keine Abgötterei mit ihnen. Er hat ihre Ideen in sich aufgenommen, aber nicht um damit der Selbständigkeit im Urtheilen überhoben zu sein.

Allerdings gibt es Leute, die Jessen des Radicalismus zeihen, weil er nicht den Götzen des Tages huldigt, über dem Heute das Morgen nicht vergisst und als ein freier Mann das Recht der Prüfung ohne Rücksicht auf die Person, die hinter der Sache steht, nicht missen will. Er schreibt ja nicht den Mächten des Augenblickes zu Gefallen, die Gunst der Großen übt keine Verführung auf ihn, so wenig wie jene Popularität der Massen, die man sich durch entsprechenden Wechsel im Ja- und Neinsagen und durch Hofieren so leicht erwirbt. Sein Interesse gehört voll und ganz der Schule, deren Bedürfnisse er mit feinem Gefühle, mit zum Wesen schauendem Verstande wahrnimmt; Wahrheit — und nur diese — ist sein Leitstern, Arbeit seine Erholung.

So glauben wir mit wenigen raschen Strichen den Mann richtig charakterisiert zu haben, der im Jahre 1867 zu den wenigen damals schon vorhandenen Schulzeitschriften eine neue reihte, neu sowohl im Hinblick auf den sie belebenden Geist, wie auf die Form der Darstellung. In Jessens Artikeln gibt es kein eitles Wortgepränge; alles ist klar und kräftig, und wo der Stoff es heischt, findet er auch das warme und poetische Wort, das mächtig packt. Jederzeit fühlt sich der Leser, sofern er es mit der Schule und den Lehrern ehrlich meint, zu den Aufsätzen Jessens hingezogen, es spricht daraus eine kräftige Individualität, ein nicht gewöhnlicher Geist, ein reines Gemüth und ab und zu auch ein frischer, derber Humor bester Art. Solche Vorzüge des pädagogischen Schriftstellers Jessen, der fast ein Menschenalter hindurch bis Ende 1895 seine Hauptkraft den „Freien pädagogischen Blättern" zuwendete, mussten dieses Fachblatt nothwendigerweise zu großem Ansehen bringen. Es gab kaum eine Frage des Schulwesens, ohne dass die „Freien pädagogischen Blätter" hiezu Stellung genommen hätten. Da gab es dann kein wankendes „wir meinen", und wie diese bescheidenen Unsicherheiten alle heißen mögen, sondern offen und

nachdrucksvoll ward dargethan, was das Resultat energischer Überlegung eines kräftigen Geistes ist. Meistens verfasste Jessen den Leitartikel oder gleich mehrere einer Nummer; aber nicht immer führten dieselben den vollen Namen oder die aufrichtige Chiffre J., manchmal liebte der Herausgeber das Versteckenspiel und schrieb das Pseudonym „Major" oder Sterne u. a. unter die schwarzen Colonnen. Aber das verschlug nichts, man kannte den Vogel längst an seinem Sange, dass man die Federn gar nicht zu sehen brauchte. Und wenn dieser Sang einmal verstummte, eine Nummer ohne einen Aufsatz von dem Herausgeber kam, was freilich sehr selten geschah, dann wog dieselbe auch nur halb so viel. Nach Vollendung des 25. Jahrganges der Zeitschrift, die vom ersten bis zu letzten Bande den Stempel seiner Gesinnung und seines Geistes trug, konnte er mit Stolz Rechenschaft geben, was er an Arbeit verrichtet hatte: es sind in runder Zahl nicht weniger als 2600 Aufsätze, die er in einem Vierteljahrhundert veröffentlichte. Wahrlich, eine Leistung, die gerechtes Staunen erwecken muss, aber auch Hochachtung vor dem Manne, der mit solcher unermüdlichen Ausdauer aus dem reichen Borne seines Geistes und Herzens zu schöpfen im Stande war. Die Jahre haben seine Arbeitsfreudigkeit auch gar nicht vermindert, sondern eher vermehrt, und es waren darunter nicht wenige Kriegsjahre, es gab manch harten Strauß auszufechten und manche Enttäuschung zu verwinden. Die Zeitschrift lieferte ja namentlich seit der Entstehung der zahlreichen Provinzblätter nur geringen oder auch gar keinen Ertrag — ein schlechter Lohn für treue Arbeit. Auf jedem anderen Gebiete wäre er reichlicher gewesen, und auch an äußern Ehren, nach denen es Jessen freilich niemals gelüstete — ein Artikel, den er im J. 1893 über seine Stellung zu Ordensauszeichnungen veröffentlichte, ist eine geradezu classische Charakteristik seiner spartanischen Lebensauffassung — hätte es ihm dann nicht gefehlt. Er begnügt sich gern mit dem Bewusstsein, sein Pfund wohl verwaltet zu haben. Als Lehrer, als Schriftsteller, aber auch als Redner. Schon auf dem ersten allgemeinen österreichischen Lehrertage, zu dessen geistigen Urhebern er gehört, sprach er zu den versammelten Lehrern und seither zu wiederholtenmalen. Doch so trefflich er auch das mündliche Wort beherrscht, so fern ist er der Sucht, sich reden zu hören. Er thut es nur, wenn ihn der Gegenstand innerlich nahe berührt. Aber er durfte sich auch niemals über den Mangel an Aufmerksamkeit beklagen; sobald seine hohe, hagere Gestalt auf der Rednerbühne erschien, seine tiefe Stimme mit der Färbung des deutschen Nordens erscholl und die Gedanken klar und festgefügt, doch ohne rednerischen Schmuck sich aufbauten — da lauschte jeder mit Theilnahme und Achtung. Die Lehrer waren auch stets bedacht, ihn mit an

die Spitze ihrer Vereinigungen zu stellen; er selbst hat so wenig darnach gestrebt, wie nach der Ehrenmitgliedschaft, die ihm im Laufe der Zeit von zahlreichen Lehrervereinen in verschiedenen Kronländern zutheil wurde. Doch sicherlich verschafften ihm diese Ehrungen seitens der dankbaren Berufsgenossen sonnige Stunden.

Er hat auch Zeiten gegeben, wo die Unterrichtsverwaltung Jessens Bedeutung erkannte und seine Kraft zu nützen suchte. Er wurde in die k. k. Prüfungscommission für Volks- und Bürgerschulen in Wien berufen, und er war mit Bobies u. a. Mitglied jener vom Unterrichtsministerum einberufenen Enquête, welche die erste, den Forderungen des Reichsvolksschulgesetzes angepasste „Vorschrift für die Prüfungen der Lehrer an Volks- und Bürgerschulen" (M.-V. vom 5. April 1872) ausarbeitete. In derselben Zeit wurde ihm auch in dringlicher Form der Antrag gestellt, das Amt eines Hauptlehrers an der k. k. Lehrerbildungsanstalt in Linz zu übernehmen, aber Jessen lehnte ab, er zog es vor, seine Unabhängigkeit zu bewahren.

Welcher bedeutende geistige Fond, welcher Scharfblick und welche Willensstärke dazu gehören, Stunde für Stunde auf der Warte zu stehen, um der Lehrerschaft allwöchentlich ein getreues Referat über die augenblickliche pädagogische Witterung bieten zu können, dabei im anstrengenden praktischen Schuldienste thätig zu sein und noch bei mancherlei literarischen Unternehmungen mitzuthun — ist nicht schwer einzusehen. Die beiden deutschen Schwestern Kraft und Zähigkeit haben ihn durch seine Tage geleitet, und sie befähigten ihn, auf weite pädagogische Kreise — nicht bloß Österreichs — nachhaltig fördernd und anregend einzuwirken; zumal rücksichtlich der Verbesserung des österreichischen Volksschulwesens steht Jessens Einflussnahme unzweifelhaft fest. Freilich scheint sich dessen nur der Clericalismus bewusst zu sein, der von Zeit zu Zeit zu kräftigen Angriffen gegen ihn ausholt, während die liberale Partei, die sich doch so gern auf die durch sie erfolgte Gründung der Neuschule und auf ihre Schulfreundlichkeit beruft, von der Bedeutung Jessens kaum eine richtige Vorstellung hat. Allerdings kreuzten sich trotz das unbestechlichen Freisinns, den Jessen jederzeit bekundete, oder richtiger: gerade deswegen sehr häufig seine Wege mit denen der Partei, deren Schwankungen er scharf und bitter verurtheilte.

Jessen ist nicht einer jener Glücklichen, die im Sonnenscheine des Reichthums ihre Jugend verbrachten und aller Sorgen ledig den Wissenschaften nachgehen konnten, er wuchs vielmehr unter dürftigen Verhältnissen heran: was er geworden ist, dankt er sich selber, der eigenen Kraft.

Seine Heimat liegt im deutschen Norden, im fernen Schleswig.

In dem damals dänischen Kirchdorfe Hürup, reichlich eine Stunde südöstlich von Flensburg, wirkte vom Jahre 1815 bis 1852 der im vollen Sinne des Wortes ehrsame Küster und Schullehrer Thomas Jessen. Seine Tüchtigkeit im Schulamte, sein klarer praktischer Blick, sein energisches Wesen und sein Biedersinn machten ihn weit in der Runde geachtet, und wer eine Sorge auf dem Herzen hatte, konnte sicher sein, bei Vater Jessen Theilnahme oder Rath zu finden. So wurde dieser Mann, ohne sich vorzudrängen, der Mittelpunkt seiner Gemeinde, so war er ein Volkslehrer, wie es ihrer noch immer viel zu wenige gibt. In seinem Hause schaffte emsig die treue Gattin, die stille, fürsorgliche, wirtschaftliche Frau, mit einem Gemüthe köstlich wie Gold. Ihr Vater war im Kirchhofe Jörl, der Heimat ihres Mannes, Lehrer gewesen. In der Behausung des Lehrers zu Hürup herrschte bald ein reges Leben, denn waren dem Hausvater die irdischen Güter nur gar spärlich zutheil geworden, so kam um so reichlicher der Kindersegen.

Am 6. November 1835 wurde zum elften male Taufe gehalten, und dieses Kind Numero elf, das letzte, war unser Asmus Christian. Die Sorgen wuchsen mit jeder neuen Gabe des Storches, und was Wunder, wenn der Vater von Jahr zu Jahr ernster wurde, denn allzu schief war das Verhältnis zwischen den Einnahmen, die sich jährlich auf höchstens 600 Gulden beliefen, und den Forderungen, die der Unterhalt einer so zahlreichen Familie und die sorgsame Erziehung der Kinder an ihn stellten.

Da war es nun ein Glück, dass ihm eine solche Frau, wie es die seine war, zur Seite stand. Die stille Zufriedenheit der Mutter ließ den Vater in seinen Sorgen nicht untergehen, ließ bei den Kindern auch nicht einmal eine Ahnung von der Noth des Lebens aufkommen. „Wir Kinder waren immer guter Dinge. Wir waren aber auch immer gesund; der liebe Gott wusste wohl, dass unser Vater den Doctor nimmer hätte bezahlen können, und darum ließ er uns frisch und fröhlich bleiben und wie die Rehlein im Walde durchs Leben springen.“ So erzählt Asmus Christian Jessen in seinen „Pädagogischen Skizzen“. (Neue Folge. 1874. Wien, Pichler's Witwe & Sohn.) Die Jugend verflog dem Knaben unter Freuden, wie sie nur ein ländlich einfaches Familienleben, wo der freien Bewegung nicht überängstlich gewehrt wird, bieten kann. Im Sommer waren Wald und Wiese der Spielplatz, im Winter die weite Eisbahn, der „Stahl sein Fittich, der Himmel das Dach.“ Von einer Verzärtelung war keine Rede, und es war gut so. Jessen lässt gelegentlich, indem er seiner Kindheit denkt, den Ausdruck Spartaner fallen; wir nehmen diesen Begriff auf, aber nicht bloß für seine Jugend.

Den ersten Unterricht erhielt er bei seinem Vater. Die Schulluft behagte ihm, so dass er Lehrer zu werden beschloss. Zum Zwecke der Vorbereitung auf das Lehramt verbrachte er ein halbes Jahr bei einem seiner Schwäger, der in der Nähe als Schulmann thätig war. Darnach wirkte Jessen, da es damals üblich war, sich vor dem Eintritt in ein Seminar eine gewisse Unterrichtspraxis zu erwerben, nacheinander als Präparand in Flensburg 1852, Vorburg-Trensbüttel, an einer Hamburger Freischule (Armenschule) und in Alt-Rahlstädt bei Wandsbeck. Im Jahre 1855 bezog er das holsteinische Seminar Segeberg, dem damals auch Fr. Junge, der berühmte Verfasser des „Dorfteiches als Lebensgemeinschaft" und der „Culturgewächse der deutschen Heimat" angehörte, und das er mit einem rühmlichen Zeugnisse zu Michaelis 1858 verließ. Er blieb indes noch zwei Jahre in Segeberg: erst als Lehrer an einem Privat-Knabeninstitute, dann als Lehrer an der städtischen Schule, und zwar in einer Elementarclasse mit 210 Schülern; hier war Pfarrer Claudius, ein Sohn des „Wandsbecker Boten," sein Localschulinspector. Hierauf finden wir ihn (1860) an der Districtsschule zu Westerbelmhusen bei Brunsbüttel in Dithmarschen, aber nimmer so, wie es nach den Worten der Schrift nicht gut ist, sodann an seiner Seite schaffte bereits die Gattin, eine Segebergerin.

Trotz der anstrengenden Thätigkeit, die er mit Erfolg seiner Schule zuwandte, fand er noch Zeit genug, sich mit Lehrervereins-Angelegenheiten zu beschäftigen. Wohl konnte unter den damaligen Verhältnissen von einer strammen Vereinsorganisation, wie sie heute in Schleswig-Holstein existiert, nicht wohl die Rede sein, aber sicherlich zielte Jessens Bestreben dahin ab, den Boden dafür zu ebnen, denn 1862 begründete er die „Holsteinische Lehrerzeitung," die jedoch nach seinem Abgange aus Westerbelmhusen bald wieder eingieng. Dieser erfolgte im Sommer 1863. Die politischen Zustände der Heimat waren ihm je länger je mehr unbehaglich geworden. — Dem im Jahre 1851 erlassenen Sprachen-Rescript der dänischen Regierung zufolge musste in den Schulen des mittleren Schleswig, also auch auch in Jessens Geburtsort, dänisch gelehrt werden, und wer nicht „gut dänisch" war, konnte in keinem Amte fortkommen. Jessens Vater war dieser Strömung schon im Jahre 1852 zum Opfer gefallen. Seines Deutschthums wegen war er, der trotz seiner 62 Jahre noch immer rüstige Mann, zur Niederlegung seiner Schulstelle, ja zur Auswanderung aus Hürup verhalten worden. Als 74jähriger Greis starb er 1865 in einem Kirchspiel bei Hürup.

Wie schon erwähnt, war Jessen über diese Lage der Dinge nicht erbaut; sie ekelten ihn an und ließen es ihm wünschenswert erscheinen,

fremde Erde zu betreten. Da wurde eine Lehrerstelle an der evangelischen Schule in Wien frei; er bewarb sich darum und erhielt sie — zum Schrecken der Familie, der es begreiflicherweise vor einer mehr als hundert Meilen weiten Wanderung graute. Aber Jessen blieb fest; zu Michaelis 1863 traf er in der Kaiserstadt an der „blauen“ Donau ein, die Familie blieb indessen noch zurück, bis der Vater sie in den folgenden Osterferien abholte. Mit einem wunden Herzen begrüßte er Wien zum zweitenmale; denn vor seiner Abreise aus Schleswig musste er eines seiner beiden Mädchen in heimatlicher Erde bestatten, und auf der Reise erkrankte auch das zweite; bald folgte es dem Schwesterlein in den Tod.

Diese schweren Verluste wurden den Eltern später durch mehrere gesunde Kinder ersetzt. Jessen hängt an ihnen mit ganzer Seele, gerne sprach er von ihnen in seinen Aufsätzen, den Äußerungen ihres Seelenlebens folgte er mit dem Interesse des feinsinnigen Psychologen, und der ernste Mann konnte mit seinen Kinder wieder zum Kinde werden.

Er wirkte zuerst an der evangelischen Schule in Gumpendorf (VI. Bezirk in Wien), dann an der Unterrealschule auf der Wieden, um bald wieder an die Gumpendorfer Schule zurückzukehren, wo er noch thätig ist.

Die ersten Jahre in Wien waren nicht bloß wegen der erwähnten Familienschicksale recht schwere, es galt auch, einen harten Kampf ums Dasein zu kämpfen. Ein Gehalt von 600 Gulden sagt alles. Für eine Familie, welche damit in der Großstadt leben muss, bedeutet er so viel als Armut; da galt es denn für den Vater, die Kräfte zusammen zu nehmen und sich nach Nebenerwerb umzusehen. So theilte er seine Zeit und Kraft für Schul- und Privatunterricht, Fortbildung und literarische Arbeiten. Nachdem er eine Zeitlang Mitarbeiter an Berthelts „Allgemeiner deutschen Lehrerzeitung“ gewesen, gründete er, wie schon erzählt, die „Freien pädagogischen Blätter“, das beste schulpolitische Journal Österreichs. Von da ab sehen wir Jessen von Unternehmen zu Unternehmen eilen. Allerdings nicht immer ohne Schaden für seine Gesundheit. Denn bei einem Wust von Schulstunden mit den nöthigen Vorbereitungen und Correcturen, bei einer hübschen Anzahl von Privatlectionen hat der stärkste Organismus das Recht, gegen eine weitere Inanspruchnahme sich aufzulehnen.

Mit der Abwicklung dieser täglichen Unterrichtsarbeit schlug jedoch für Jessen noch lange nicht die Feierabendstunde. Wenn es im Familienzimmer längst schon stille geworden und wenn in den Straßen der

opulenten Stadt das laute Treiben verrauscht war, that die kleine Feder noch immer ihre Pflicht. So konnte es nicht fehlen, dass dann eine Zeit kam, da der hochgewachsene schlanke Mann seine Arbeitslast fühlte: die Brust sagte es ihm.

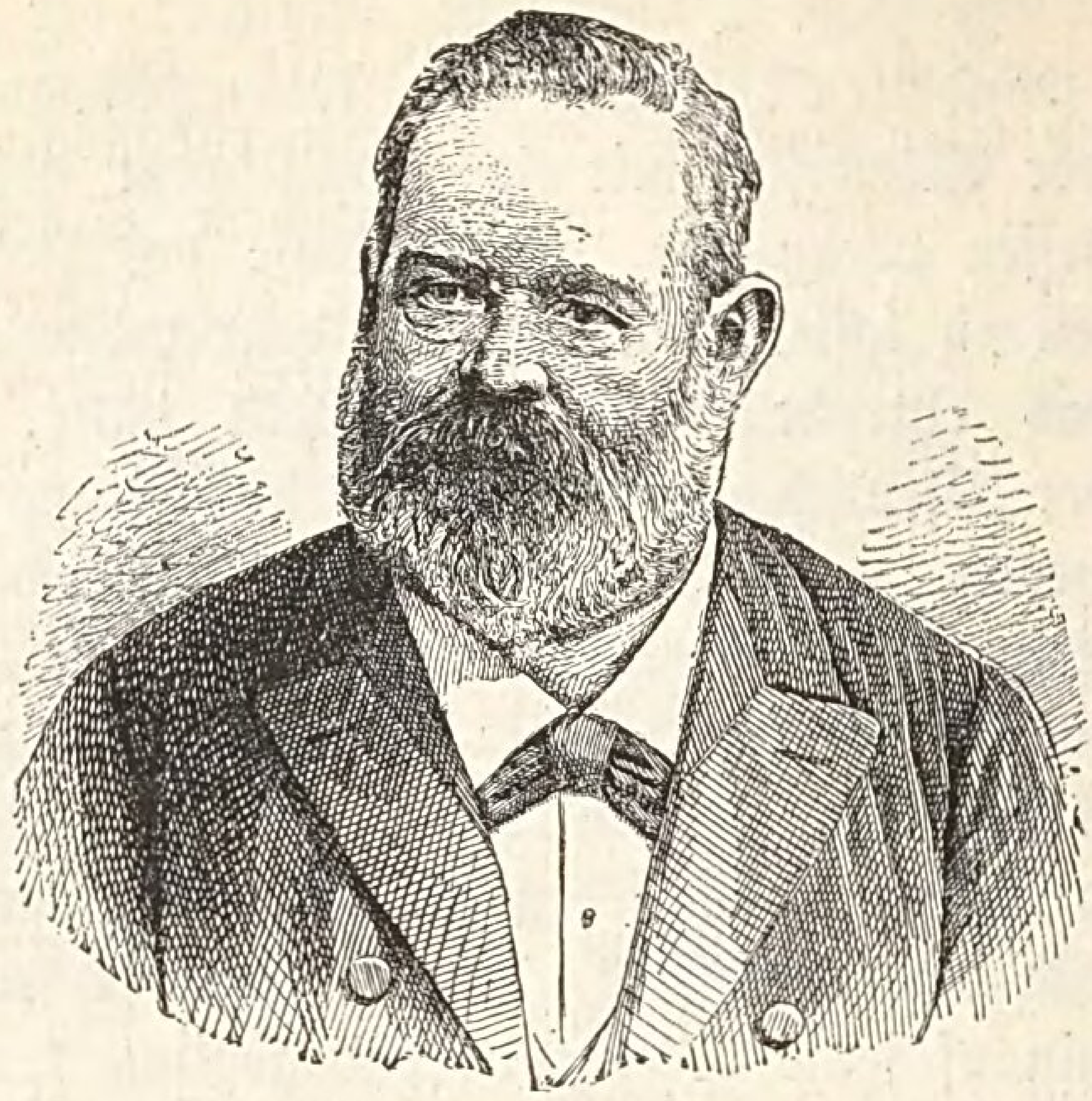
Neben der umsichtigen Vertretung der Lehrer- und Schulinteressen die er sich zur Aufgabe gemacht, galt seine Aufmerksamkeit der Schaffung einer gesunden, Herz und Kopf in gleichem Maße berücksichtigenden Jugendlectüre. Als er mit der Jugendzeitung „Lust und Lehre" hervorrückte, war die Jugendliteratur Österreichs eine Pflanze, die man ohne scharfe Brillen kaum sehen konnte; kein Zweifel, dass Jessens Unternehmen, das indes mancherlei Phasen der Entwicklung durchzumachen hatte, auch Samen auswarf, wodurch die literarische Production der in Rede stehenden Art auch in Österreich allmählich ausreichender wurde.

Jessen vereinigt in sich alle Eigenschaften, die dem Jugendschriftsteller innewohnen müssen; nur schade, dass seine Zeit kein ausgiebigeres Schaffen auf diesem Felde zuließ. Als Redacteur der „Volks- und Jugendbibliothek" (Wien, Pichler), welche seinen Namen trägt und nach und nach auf über 100 Bändchen angewachsen ist, hat er mit der Herausgabe einer Auswahl aus Hebels „Schatzkästlein" den Reigen eröffnet; im übrigen überließ er aber bislang das Wort an die Jugend anderen. Auch die vaterländische Lesebuch-Literatur erhielt durch sein „Lesebuch für Landschulen" eine schätzenswerte Bereicherung. Es erhielt sich mehrere Jahre. Einem Bedürfnisse half er durch die Herausgabe seines „Liederborns" ab, einer für die Volksschule berechneten Liedersammlung, die dem trauten Volksliede den ihm gebürenden Platz anweist und infolge ihrer Trefflichkeit in tausend und abertausend Exemplaren in Deutsch-Österreich verbreitet wurde.

Ein Werkchen, das er unter seinem Pseudonym Major veröffentlichte, führt den Titel: „Schulwitz", eine heitere Gabe, geeignet für winterliche Abende.

Im Jahre 1871 erschien der erste Band seiner „Pädagogischen Skizzen" (Wien, Pichler), eine Reihe von kurzen pädagogischen Aufsätzen, die Jessen hauptsächlich für sein Blatt geschrieben und dann zu einem Buche vereinigt hatte; im Jahre 1874 erschien der zweite und zwei Jahre später der dritte Band. Das Urtheil der Kritik lautete übereinstimmend günstig, von competentester Seite, so von Dr. F. Dittes im „Pädagogischen Jahresberichte", am günstigsten. Weiters besorgte Jessen die Herausgabe des VI. Bandes der unter Dr. Lindners Redaction erschienenen „Pädagogischen Classiker". Er war wie wenig

andere berufen, Diesterwegs „Rheinische Blätter" der Lehrerwelt aufs neue zu schenken, wandelten doch auch die „Freien pädagogischen Blätter" jene Pfade, die der Altmeister mit so männlichem Schritte gegangen. Leider sah sich Jessen veranlasst, am Schlusse des Jahres 1895 seine „Blätter" eingehen zu lassen, nachdem der deutsch-österreichische Lehrerbund an ihn das ehrende Verlangen gestellt hatte, die Leitung des Bundesorganes, der „Deutsch-österreichischen Lehrerzeitung", zu übernehmen und sich dieser neuen, größeren, aber auch schwierigeren Aufgabe zu widmen, ohne hierin durch die Sorge für sein eigenstes Werk behindert zu sein. Nach einigem Schwanken brachte Jessen das geforderte Opfer. Der Aufsatz, mit dem er von den Lesern seiner „Freien pädagogischen Blätter" Abschied nahm, ist in jedem Betracht ein wertvoller Beitrag zur Lebensgeschichte des Verfassers, dem es gegönnt sein möge, bis in das hohe Alter hinauf seine bedeutende pädagogische Kraft, seine reiche Lebenserfahrung und Überzeugungstreue zum Wohle der österreichischen Volksschule und ihrer Lehrer zu bethätigen.



XVI.

Franz Bobies.

Von Franz Frisch.

Am 13. November 1891 schied unvermuthet, ohne vorausgegangenes Leiden ein Mann aus dem Leben, dessen Namen insonderheit zu Ende der Sechziger- und in den Siebziger-Jahren jeder, auch der weltfernste österreichische Lehrer kannte und dessen Erinnerung in der Geschichte der Neuschule immerdar fortleben wird: Franz Bobies, der Organisator der österreichischen Lehrerschaft, der Präsident der acht allgemeinen österreichischen Lehrertage, deren erster am 5. September 1867 im großen Redoutensaale der Wiener Hofburg eröffnet wurde, und deren letzter im August 1882 zu Reichenberg in Böhmen den deutsch-österr. Lehrerbund gebar.

Ruhig und besonnen, klar in Wort und That, anspruchslos und doch seines Wertes sich bewusst, ein in der Form maßvoller, doch unbeugsamer Vertreter der Sache, die er für die rechte erkannt hatte, für die freie Schule zu jedem Opfer, ausgenommen das seiner Überzeugung, bereit: so war der Mann, welcher der Wiener, ja mehr: der ganzen deutschen Lehrerschaft Österreichs als ein Führer vorangieng in der Zeit, die das Reichsvolksschulgesetz schuf und es ins Leben einführte. Wohl mochte dem Manne, der sich aus eigener Kraft aus drückenden Verhältnissen mühsam zu solch angesehener Stellung emporgerungen hatte, das Gefühl des Glückes und der freudige Stolz, einer großen Gemeinschaft durch deren freie Wahl vorstehen zu können, nicht fremdgeblieben

sein, aber auch ihm waren bittere Erfahrungen nicht erspart. Er wurde gemaßregelt, dann verlor er seine kargen Ersparnisse im Dienste der Schule und der Lehrerschaft, und endlich empfand er schmerzlich, aber ohne zu klagen, den Verlust des Vertrauens der Wiener Lehrer, die ihn nicht wieder als ihren Vertreter in den Bezirksschulrath entsendeten, weil er sich nicht bedingungslos allen in diesen Kreisen gehegten Wünschen gefügt . . . Da zog sich Bobies grollend mehr und mehr aus der Gemeinschaft der Lehrer zurück und widmete alle Kraft, welche sein Amt als Bürgerschuldirector und als Gemeinderath der Reichshauptstadt ihm ließ, dem „Schubertbunde“, einem großentheils aus Lehrern gebildeten Sängerchore, dessen Vorstand er durch ein Vierteljahrhundert bis ans Ende seiner Tage war, und den er im Verein mit Franz Mair zu einer der gefeiertsten Sängerverbindungen in der Stadt mit „den vielen Spielleuten und Instrumenten“ emporhob. Auch damit hat er zweifellos zu höherer Schätzung des Lehrerstandes beigetragen. Aber wenn er in den letzten Jahren auch abseits stand von der Gemeinschaft der Lehrer, die er begründen geholfen, er hörte deshalb doch nicht auf, sich ihrer und der Schule Interessen mit Wärme anzunehmen, sein Wort aber hatte Gewicht, er galt ja viel im Rathe der Stadt, die ihm bei Vollendung des vierzigsten Dienstjahres das Bürgerrecht verlieh.

Bobies hat im Leben viel Undank erfahren, und sein Leben war unausgesetzte Arbeit, nicht Arbeit für sich, sondern für andere. Wer den ernsten, etwas zur Fülle neigenden Mann mit dem kurzgeschorenen Vollbart und der knappen Rede nicht näher kannte, mochte von seinem Gehaben sich eher abgestoßen als angezogen gefühlt haben. Wer ihn aber je am Präsidententische sah und beobachtete, wie er mit sicherer Hand, scheinbar mühelos die oft bewegten Debatten einer mehr als tausendköpfigen Versammlung leitete, jeder Verwirrung klüglich vorbeugte und auch in stürmischen Augenblicken das gefährdete Schiff sorglich um die drohenden Klippen lenkte — der empfand Hochachtung vor diesem Manne mit dem angeborenen Talent zu leiten. Diese Hochachtung aber verdichtete sich zu warmer Sympathie, wenn man von seiner Persönlichkeit Genaueres erfuhr. Um seinen Geschwistern eine helfende Stütze, den Waisen seines Bruders ein Vater sein zu können, leistete Bobies auf die Gründung einer eigenen Familie Verzicht. Es liegt, wie Jessen ebenso schön als richtig bemerkt, ein edler, das Herz ergreifender Zug in solcher Entsagung; in seinen Augen aber war das, was er für seine Angehörigen that, einfach Pflicht. Mit demselben Pflichtgefühl gieng er daran, auf Wunsch des III. österr. Lehrertages in Linz eine politisch-pädagogische Zeitung, das „Freie Volksblatt“, herauszugeben, um auch das große Publicum für die Schule leichter zu gewinnen. Aber das Blatt heischte Opfer

über Opfer, die verhoffte Unterstützung der Lehrerschaft blieb aus, die Zeitung verschlang seine Sparpfennige, und als er sie endlich aufgab, ruhte auf ihm eine bedeutende Schuldenlast, die ihm allerdings in erster Linie die Wiener Lehrerschaft tragen half. „Es ist beschämend, aber wahr,“ sagt Franz Wichtrei in der „Freien Schulzeitung“ (XVIII. Jahrg., Nr. 9) „Bobies litt damals oft Noth! Doch ohne zu murren und zu klagen, aber verschlossener als sonst, stand er unerschrocken in den Reihen der Streiter für die Schule und die Lehrer. Mir erzählte ein vertrauter Freund des theuren Todten, dass Bobies oft stundenlangen Berathungen präsidierte, die bis in die späte Nacht andauerten, ohne etwas gegessen zu haben, weil es ihm am Nothwendigsten gebrach.“

Franz Bobies wurde am 8. Juli 1826 als Sohn des „Musterlehrers“ Ludwig Bobies in dem Dorfe Moosbrunn in Niederösterreich geboren. Der noch auf der Mittagshöhe des Lebens stehende Vater ertheilte dem aufgeweckten Knaben den ersten Unterricht und öffnete in ihm den Sinn für die Natur, der in dem Jünglinge wie in dem Manne lebendig blieb und ihn zur Erlangung eines reichen, selbst von Fachgelehrten anerkannten Wissens namentlich auf dem Gebiet der Botanik befähigte.

Im Jahre 1837 traf die Lehrerfamilie zu Moosbrunn ein harter Schlag: der Vater starb, und mit der mittellosen Witwe weinten fünf unmündige Kinder um den so früh Verblichenen. Der von der Gemeinde bewilligte Pensionsbetrag von 48 Gulden reichte natürlich nicht hin, die bescheidensten Bedürfnisse zu decken, und so blieb dann kein anderer Ausweg, als die Hilfe der Verwandten in Anspruch zu nehmen. Franz fand eine Zufluchtsstätte bei einem Oheim mütterlicherseits, der eine Kinderbewahranstalt in Hernals besaß. Hier hatte der Knabe die Verwandten zunächst in ihrer Berufsarbeit zu unterstützen, durch die Einflussnahme der Mutter aber wurde der Oheim vermocht, seinen Neffen in die Schule der Piaristen in der Josefstadt zu schicken, deren 3. und aus 2 Abtheilungen bestehende 4. Classe — letztere entsprach bekanntlich ungefähr einer Bürgerschule — er von 1838—1841 mit ausgezeichnetem Erfolg besuchte, so dass er noch vor Erlangung des vorgeschriebenen Alters in die mit der genannten Schule verbundene „Präparandie“ Aufnahme fand. Nach Absolvierung derselben erhielt er eine Gehilfenstelle in Wien, dann in Hernals (bis 1849) und wirkte sodann durch 15 Jahre an der Hauptschule der Hofpfarre zu St. Michael.

Im Jahre 1863 wurde endlich durch Vermittlung des nachmaligen Unterrichtsministers v. Hasner die Gründung des ersten Wiener Lehrer-

vereins „Volksschule" bewilligt — ein Verdienst der Unermüdlichkeit des als Tondichter weithin bekannt gewordenen Franz Mair und seines gleichgesinnten Freundes Bobies. Dieser wurde auch schon bei der erstmaligen Constituierung der Vereinsleitung zum Schriftführer gewählt, und damit that er den ersten, entscheidenden Schritt in die Öffentlichkeit, der fortan ein gut Theil seines Wirkens bis zu seinem letzten Athemzug gewidmet blieb. Schon 1865 wurde er Vicepräsident des genannten, um die fortschrittliche Ausgestaltung des vernachlässigten Volksschulwesens hochverdienten Vereines, und die beiden folgenden Jahre war er dessen Präsident. Inzwischen war es seinem und dem Bemühen gleichstrebender Collegen gelungen, mehrere Mittelschulprofessoren, wie Vernaleken (vgl. dessen Biographie) u. a., zur Abhaltung eines Fortbildungscurses für Lehrer zu gewinnen, der ihn in die Lage versetzte, sich die Lehrbefähigung für unselbständige Unterrealschulen zu erwerben. Im Jahre 1865 wurde er provisorischer Leiter der Knabenvolksschule in der Pressgasse, 1866 Oberlehrer an dieser Schule, und als diese 1870 zu einer Bürgerschule erweitert wurde, erhielt er das Directorat derselben und bekleidete es mit Takt und Fleiß bis zu seinem Tode, der ihn so jäh heimsuchte. Schon vor der Ernennung zum Director war seitens des Ministeriums seine Berufung zum k. k. Bezirksschulinspector für den 5. Wiener Bezirk erfolgt (1. Juni 1869), ein Beweis der Hochschätzung, der er sich auch bei der damaligen Unterrichtsverwaltung erfreute. Doch dem Aufstieg folgte schon nach vier Jahren die Ungnade, als Bobies seines Ursprungs nicht vergaß und der dem Pactieren zugeneigten Politik des Ministers v. Stremayr seine Überzeugung nicht zum Opfer brachte. Doch wir folgen am besten dem chronologischen Verlaufe: Das rege Leben, das im Lehrerverein „Volksschule" herrschte, der damals alle freisinnigen Kräfte der Wiener Lehrerschaft umfasste, das allenthalben empfundene Bedürfnis nach einer gründlichen Umgestaltung des Volksschulwesens drängte dazu, die Gesammtheit der österreichischen Lehrerschaft zu einer Kundgebung aufzurufen, um mit dem Gewicht ihrer Erfahrung für die rasche Reform der unhaltbar gewordenen Schulverhältnisse einzutreten. Schon 1865 hatte sich der Gedanke, eine österreichische Lehrerversammlung einzuberufen, im Verein „Volksschule" das erstemal hervorgewagt; aber es fehlte nicht an Unschlüssigen, welchen der Versuch als ein Wagnis, ja als Unmöglichkeit erschien, so dass noch im Beginn des Jahres 1867 von einem Theile der Wiener Lehrer lediglich die Einberufung einer niederösterreichischen Lehrerversammlung in Aussicht genommen wurde. Dennoch entschied man sich endlich für eine Reichsversammlung, und am 14. Juni 1867

erhielt der Verein „Volksschule“ die Bewilligung zur Einberufung einer solchen, „jedoch lediglich zu dem in dem Einschreiten angegebenen Zwecke und gegen Festhaltung des darin enthaltenen Programmes.“ In dem von Bobies im Namen eines Centralcomités und als Präsident des Vereins „Volksschule“ unterzeichneten Aufrufe „an die Lehrer des österreichischen Kaiserstaates“ heißt es u. a.: „Wir laden also hiermit die Lehrer aller österreichischen Länder ohne Unterschied der Confession und Nationalität auf den 5., 6. und 7. September d. J. nach Wien ein und erwarten umso sicherer, dass sie der Einladung Folge geben werden, als die Pflicht, dies zu thun, eine patriotische Pflicht ist. Sie ist eine patriotische Pflicht, weil unser Staat erstarken muss, er aber gewiss erstarken wird, wenn die Schule sich hebt, wenn sie gesund organisiert ist und energisch wirkt; der Zweck dieser Versammlung aber eben ist, die Herstellung dieser Bedingungen anzubahnen.“

Die von vornherein festgestellte Tagesordnung war folgende: 1. Ist die Volksschule in Österreich, was sie sein soll, und wenn nicht, auf welche Weise kann sie entsprechend gestaltet werden? 2. Was kann der Lehrstand durch sich selbst für seine Hebung und für die Förderung seiner Interessen thun? 3. Über die Bedeutung von Lehrervereinen.

Die Idee eines österreichischen Lehrertages fand in allen freisinnigen Kreisen Interesse, vielleicht am meisten bei der Regierung, wie aus dem dieserhalben an die k. k. Landesregierungen gerichteten Erlasse des Unterrichtsministeriums hervorgeht, in welchem es u. a. heißt: „Wenn auch das Ministerium für C. u. U. das Unternehmen, so wie es geartet ist, vorläufig nur als ein versuchsweises ansieht, würdigt es auf seinem Standpunkte die Idee, welche demselben zugrunde liegt, in vollem Maße und verkennt die hohe Bedeutung nicht, welche dem Beschlusse einer solchen zahlreich besuchten Versammlung über das angedeutete Haupt-Versammlungsthema beizumessen sein würde.“ Im weiteren wurden die Landesbehörden beauftragt, den Besuch des Lehrertages nicht nur nicht zu hindern, sondern zu fördern.

Fast 2000 Lehrer folgten dem an sie ergangenen Rufe, und während die Wahl der Vicepräsidenden unter namhaften Schwierigkeiten sich vollzog, wurde Franz Bobies unter allseitiger Zustimmung auf den Präsidentensitz berufen, und gewiss trug seine umsichtige Leitung nicht wenig zu dem schönen Verlauf dieser in Österreich völlig ungewohnten Versammlung bei, die für ihre Theilnehmer, die Lehrer, die Achtung weiter Kreise gleichsam mit einem Schlage eroberte. „Selbst die Regierung“, schrieb Jessen am 14. September in seinen „Freien päd. Blättern“, „hat ihm (dem Lehrertage) ihre Aufmerksamkeit gezollt, und dürfen wir den Worten glauben, mit denen ein Mann der Regierung

die Lehrer begrüßte, dann wird man endlich auch in den höheren Regionen den Forderungen des Lehrerstandes*) gerecht werden."

Als der Unterrichtsminister Leopold von Hasner daran gieng, den Entwurf eines Reichsvolksschulgesetzes auszuarbeiten, da säumte er in der That nicht, den größten Theil der Beschlüsse des ersten Lehrertages zu verwerten und über diese Vorlage, bevor er sie dem Abgeordnetenhause unterbreitete, das Gutachten von Fachmännern, unter denen sich auch Bobies befand, einzuholen. Und auch später suchte man im Ministerium den Rath dieses freisinnigen Schulmannes.

Doch dem edlen Hasner war als Unterrichtsminister nur eine kurze Wirksamkeit beschieden; unter dem Minister von Stremayr erreichte die Kirche wieder mancherlei Zugeständnisse. Als ein solches ist der Erlass vom 8. October 1872 anzusehen, mit welchem die Lehrer verpflichtet wurden, an den obligatorischen Religionsübungen theilzunehmen — offenbar eine Wirkung des Memorandums, welches die österreichischen Bischöfe anfangs Mai dem Minister überreicht hatten. Diesen

*) Diese wurden in nachstehenden Sätzen ausgesprochen:

1. Die Volksschule kann in ihrer gegenwärtigen Einrichtung nicht das leisten, was sie leisten soll.

2. Die Volksschule hat zur Erreichung ihrer Zwecke vollkommene Selbständigkeit nothwendig.

3. Die Schaffung eines die Freiheit der Volksschule garantierenden Schulgesetzes ist Bedürfnis.

4. Statt der Schulgelder ist eine Schulsteuer einzuführen.

5. Die unmittelbare Beaufsichtigung der Volksschule werde intelligenten Volksschullehrern übertragen.

6. Der Lehrer sei als Person rechtlich geschützt durch gesetzliche Bestimmungen. (Anstellungs-, Entlassungs-, Avancements-, Gehalts- und Pensionsbestimmungen.)

7. Der Lehrer erhalte das active und passive Wahlrecht.

8. Der Lehrstand nehme durch gesetzlich geregelte Vertretung in officiellen Conferenzen an der Schulverwaltung theil.

9. Die gesetzliche Bestimmung des Volksschulzieles hat sich auf die Feststellung von Leistungsfähigkeiten, die für den Eintritt der Volksschüler ins praktische Leben nothwendig sind, zu erstrecken.

10. Die Wahl der Methode und der Lehrmittel stehe dem Lehrer frei.

11. Die Schulpflicht bestehe vom 6.—14. Lebensjahre, und es werde das Jahrgangssystem mit dieser Dauer der Schulpflichtigkeit in Einklang gebracht.

12. Kein Schüler werde ohne Schulzeugnis als Lehrling aufgenommen.

13. Das Turnen werde ein obligater Gegenstand.

14. Die Lehrerbildungsanstalten werden den Forderungen der Zeit entsprechend reformiert.

15. Für bereits angestellte Lehrer errichte man Fortbildungsschulen und ermögliche durch Verleihung von Stipendien den Besuch derselben.

16. Die Gründung von Erziehungs- und Unterrichtsvereinen ist anzustreben.

17. Alljährlich ist eine allgemeine österr. Lehrerversammlung abzuhalten.

Erlass machte nun der ständige Ausschuss der allgemeinen österreichischen Lehrertage, welcher vom Lehrertag in Klagenfurt (1872) beauftragt worden war, „die Ausführung und Handhabung der neuen Schulgesetze, sowie die darauf Bezug habenden Verordnungen oder etwaigen Abänderungen stets ins Auge zu fassen und alle ihm in dieser Beziehung nöthig erscheinenden Schritte bei den verschiedenen Behörden und legislativen Körperschaften rechtzeitig einzuleiten und durchzuführen," im April 1873 zum Gegenstand einer an das Ministerium gerichteten Eingabe. Darin wurde unter Hinweis auf verschiedene Momente, insbesondere auf den Artikel XIV. der Staatsgrundgesetze, wonach niemand zu einer kirchlichen Handlung oder zur Theilnahme an einer kirchlichen Feierlichkeit gezwungen werden kann, insofern er nicht der nach dem Gesetz berechtigten Gewalt eines andern untersteht, um Zurücknahme des erwähnten Erlasses gebeten. Bobies unterzeichnete das Schriftstück im vollen Bewusstsein der Wirkung, die dies für ihn haben könnte, aber er fühlte sich hiezu als Vorsitzender der Lehrertage wie des ständigen Ausschusses verpflichtet.

Die Antwort ließ nicht lange warten. Als er eines Abends nach anstrengender Arbeit aus dem Prater heimkehrte, wo er an den Zurüstungen für die Weltausstellung amtlich betheiligt war, fand er das Decret vor, welches ihn seines Amtes als Schulinspector enthob. In dem bezüglichen, vom 31. Mai 1873 datierten Erlasse des k. k. niederösterreichischen Landesschulrathes lautet die entscheidende Stelle: „Euer Wohlgeboren haben durch die Unterzeichnung obiger Eingabe und die dadurch bekundete Übereinstimmung mit dem Inhalte derselben jenes Vertrauen, mit dem Sie der Herr Minister für Cultus und Unterricht unterm 25. November 1871 zum Bezirksschulinspector ..... ernannte, verwirkt, weshalb sich der Herr Minister laut des hohen Erlasses vom 22. d. M. bestimmt findet, Euer Wohlgeboren von diesem Inspectionsamte zu entheben."

Diese Maßregelung des verdienten Mannes bewirkte eine lebhafte Bewegung in allen freisinnigen Kreisen. Die „Neue Freie Presse" erhob gegen den ihr nahestehenden Minister v. Stremayr den Vorwurf, dass er durch diesen Erlass die Verfassungspartei verwirre, schwäche und mit Misstrauen erfülle. Zahlreiche Lehrer- und politische Vereine schritten zu Kundgebungen für Bobies, welche die Regierung wieder mit der Auflösung einer ganzen Reihe dieser Vereine beantwortete. Dass man diese Maßregelung keineswegs bloß als eine nebensächliche Personalangelegenheit auffasste, sondern als wichtiges politisches Ereignis, geht u. a. auch daraus hervor, dass selbst Meyers Conversations-Lexikon in der knappen Geschichte Österreich-Ungarns (3. Aufl., 12. Band, S. 269)

davon Erwähnung thut. Es ist ferner bezeichnend, dass der niederösterreichische Landesschulrath auf Antrag des Prof. E. Sueß mit 9 gegen 8 Stimmen Bobies dem Ministerium neuerdings zum Bezirksschulinspector vorschlug, und dass dem Gemaßregelten ein Reichsrathsmandat in Wien angeboten wurde, welches ihm indes ein glücklicherer Bewerber entriss.

Der weitere Gang von Bobies' Leben wurde bereits oben mit einigen Strichen gezeichnet; diese Darstellung wäre aber unvollständig, wenn ich nicht eine Stelle aus einem Aufsatz herübernähme, mit welchem Jessen den Charakter seines Freundes würdigte („Fr. päd. Bl." 1882, Nr. 42):

„Das ganze Geheimnis seiner Popularität liegt in seiner Wesensehrlichkeit und in seinem unwandelbaren selbstlosen Einstehen für die Schulinteressen. Mit ein wenig Drehmantelthum hätte er leicht den Weg zu einer sogenannten höheren Stellung finden können. Wie viele Stufen mögen ihn seinerzeit denn wohl von der Würde eines Landesschulinspectors für Niederösterreich getrennt haben? Er, ein durch das Vertrauen seiner Berufsgenossen so ausgezeichneter Mann, wäre ja ein vorzügliches Werkzeug gewesen, um die Opposition der Lehrer niederzuhalten und dieselben im Hinblick auf so manche, das Wohl und Wehe der Schule betreffende Maßregel stumm zu machen. Aber Bobies gab sich zu solcher Liebedienerei niemals her, er handelte nach seiner inneren Überzeugung und war daher zu einem Stecken und Stab in der Hand anderer ganz unbrauchbar. Die Übereinstimmung zwischen Denk- und Handlungsweise war bei ihm, dem gereiften Manne, so sehr Natur, dass er sich sogar keinen Augenblick bedachte, eine schon erlangte Würde seiner Überzeugung zum Opfer zu bringen.



XVII.

Dr. Friedrich Dittes.

Von Franz Frisch.

Unter den Pädagogen der neueren Zeit gibt es nebst Diesterweg keinen andern, der so wie Dr. Friedrich Dittes die Geister in mächtige Bewegung gesetzt hätte — keinen, dem Liebe und Hass, Bewunderung und Schmähung in solcher Fülle zutheil geworden wäre. Von ihm gilt der Schiller'sche Satz: „Von der Parteien Gunst und Hass verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte". Aber mag er auch im einzelnen geirrt haben — „es irrt der Mensch, solang' er strebt," und auch der Größte bleibt davon nicht bewahrt — so wird sich doch niemand, der sich in die Geschichte dieses Mannes vertieft, dem Eindruck entziehen können, dass Dr. Dittes eine scharf ausgeprägte Individualität, eine bedeutende Persönlichkeit, ein muthvoller, vor keiner Consequenz zurückscheuender Charakter ist.

Betrachten wir seinen Lebensgang. Geboren am 23. September 1829 zu Irfersgrün im sächsischen Voigtlande, waren die ersten Bilder, die seine Seele aufnahm, Bilder der harten Arbeit, unverdrossener Thätigkeit, denn seine Wiege stand in einem schlichten Bauernhause, dem der Kindersegen nicht fehlte. Nachdem der Knabe die Schule seines Heimatsortes besucht und bei dem Lehrer und Pfarrer — auch im Lateinischen — Privatunterricht genossen hatte, kam er 1844 an das Seminar zu Plauen, wo er nach kurzer Probezeit den Vorcurs, das Proseminar, übersprang und in 4 Jahren das vierclassige eigentliche Seminar mit

bestem Erfolg absolvierte. Nun begann die erste Periode seiner praktischen Thätigkeit. Er wurde nämlich zunächst Schulverweser in Thalheim bei Chemnitz, worauf er, schon 1849, eine Lehrerstelle an der Bürgerschule in Reichenbach erhielt. Hier bereitete er sich auf das zweite Examen vor, das er am Seminar in Plauen ablegte. Bis hieher hat der Bildungsgang Dittes' nichts Außergewöhnliches, aber von da ab rührt sich die Ungenügsamkeit mit der eigenen Leistung. Er begann nunmehr mit neuem Eifer das Lateinische zu betreiben, außerdem Französisch und Griechisch zu studieren. So ausgerüstet, unterzog er sich dem Rectoratsexamen. Der Nachweis, dasselbe bestanden zu haben, war nämlich nothwendig, um als Student an der Leipziger Universität inscribiert werden zu können, da er ein Maturitätszeugnis noch nicht beibringen konnte. Ein Urlaub von anderthalb Jahren, der ihm bewilligt worden, wurde nun in Leipzig zu mannigfaltigen Studien benützt; er hörte durch 3 Semester Vorlesungen über Mathematik, Naturwissenschaften, Geschichte und Philosophie und verwandte außerdem manche Mußestunde zu Sprachstudien. Nur zu rasch giengen der Urlaub und die finanziellen Mittel zu Ende. Michaelis 1852 war's, als er wieder in Reichenbach seine Lehrerstelle übernahm; 1853 kam er als Bürgerschullehrer nach Plauen, wo er in seinen Freistunden Gymnasialstudien oblag, 4 Jahre darauf an die damals von Vogel geleitete erste Bürgerschule nach Leipzig. Hier kam er mit den seit Jahren betriebenen Vorbereitungen zur Ablegung der Maturitätsprüfung zu Ende, 1858 bestand er dieselbe mit Erfolg und ließ sich nun neuerdings an der Universität inscribieren. In vier Semestern hörte er philosophische, pädagogische, historische und philologische Vorlesungen, machte noch 1860 das Examen für das höhere Schulamt und promovierte bald darauf bei der philosophischen Facultät. Im Herbst desselben Jahres wurde er einstimmig zum Subrector der mit einem Progymnasium verbundenen Realschule in Chemnitz gewählt, wo er bis 1865 verblieb und auch im Chemnitzer Lehrerverein die Stelle des Vorsitzenden bekleidete. Die Aufmerksamkeit weiterer Kreise lenkte er auf sich, als er im Jahre 1864 gelegentlich einer allgemeinen Lehrerversammlung in Chemnitz eine scharfe Kritik des sächsischen Seminar- und Schulwesens lieferte, welche die Regierung zur Vornahme von Reorganisationen veranlasste.

Am 8. November 1864 verschied Dr. Karl Schmidt, herzoglich Gothaischer Schulrath und Director des Lehrerseminares in Gotha, das kurz zuvor reformiert worden, aber noch immer nicht zu festgefügten Verhältnissen gelangt war. Das herzogliche Staatsministerium blickte daher nicht ohne Sorge nach einem würdigen Nachfolger Schmidts aus und fand denselben endlich in Dr. Fr. Dittes, der sich um diese Stelle

nicht beworben hatte, aber von Diesterweg für dieselbe war empfohlen worden.

In Chemnitz war man über den Fortgang Dittes' nicht wenig betrübt; man machte ihm Anerbietungen; indes war er nicht zu halten, da der vergrößerte Wirkungskreis in Gotha ihn anzog. Derselbe bestand darin, dass er einen wöchentlich achtstündigen Unterricht am Seminar zu ertheilen, dasselbe zu leiten, die Oberaufsicht über sämmtliche Volksschulen zu führen, mit den Bezirksschulinspectoren Conferenzen abzuhalten und das Referat über das Volksschulwesen im Staatsministerium zu erstatten hatte — eine Summe von Verpflichtungen, für welche die Kraft eines Mannes kaum ausreicht, was auch später (1872) gewürdigt wurde, indem eine Theilung der Ämter stattfand. Aber Dittes hatte sie ungetheilt zu tragen. Was zunächst seine Thätigkeit am Seminar zu Gotha anlangt, so treten wir am besten die Berichterstattung an seinen späteren Nachfolger, den Seminardirector in Gotha, Alwin Zeiß, ab, welcher schreibt*): „Mit sicherem Blicke erkannte der erfahrungsreiche Mann sofort, was noththat, und mit besonnener Ruhe an das Vorhandene anknüpfend und mit sicherer Hand begann er sein Werk. Vor allem erstrebte er einen fest bestimmten Lehrplan, „welcher das Seminar vor schädlichen Schwankungen und Störungen infolge von Lehrerwechsel schützen und jeden etwa neu eintretenden Lehrer schnell im ganzen orientieren sollte." „Aber der gleich zu Anfang des Schuljahres in seinen Grundzügen aufgestellte Entwurf bildete noch lange den Gegenstand eingehender Conferenzverhandlungen, für welche Dittes bei allem Ernste seines Auftretens durch herzliche Collegialität zu lebendiger und freudiger Theilnahme anzuregen verstand; ja das bedeutungsvolle Werk sollte nicht eher abgeschlossen und dem Staatsministerium zur Bestätigung vorgelegt werden, als bis es die Feuerprobe der öffentlichen Kritik bestanden hatte. Darum veröffentlichte Dittes Ostern 1866 im ersten Jahresberichte unserer Anstalt, wohl dem ersten auf allgemeine Verbreitung berechneten Seminarprogramm aus neuer Zeit, ausführliche Mittheilungen über den Unterricht in dem eben abgeschlossenen Schuljahre." Weiters wird berichtet, wie unter seiner Leitung das Seminar zu einer Heimstätte warmer Religiosität, wissenschaftlichen Strebens und pädagogischer Bildung, wie endlich auf Grund zweijähriger Erfahrungen und mit Rücksicht auf die Beurtheilungen des ersten Jahresberichts der noch heute giltige Lehrplan festgestellt wurde. So erzählt ein Priester, denn Albin Zeiß war geistlichen Standes.

---

*) „Zur Geschichte des Lehrerbildungswesens im Gotha" Pädag. Blätter für Lehrerbildung und Lehrerbildungsanstalten von Dr. K. Kehr. 1880. S. 535.

In dem oben erwähnten Seminar-Lehrplan *) sind insbesondere die den Abschnitt über Pädagogik einleitenden Sätze beachtenswert; sie enthalten in Kürze das Programm, welches Dittes als Lehrerbildner auszuführen bemüht war: „Das Seminar soll seine Zöglinge nicht zu routinierten Stundengebern und Schulhaltern abrichten, welche handwerksmäßig nach einer gewissen Schablone arbeiten; es soll vielmehr erziehende Lehrer bilden, deren gesammte Berufsthätigkeit auf die harmonische Entwicklung, auf die leibliche und geistige Wohlfahrt der ihnen anvertrauten Kinder gerichtet ist. Die persönliche Tüchtigkeit der Volksschullehrer ist die beste Gewähr der Volkserziehung; alle Aufsichts- und Verwaltungsmaßregeln erweisen sich als unzulänglich, wenn den Lehrern die Einsicht in das Wesen ihres Berufes, die Fähigkeit freier Bewegung nach pädagogischen Normen und das lebendige Interesse für die Entfaltung der kindlichen Individualitäten gebricht. Denn die Verhältnisse der Volksschulen sind so mannigfaltig und von so vielerlei Umständen abhängig, dass kaum der einsichtige und durchgebildete Pädagog sich in allen Fällen zu rathen und zu helfen weiß, um jedesmal das relativ beste Verfahren einzuschlagen; der nach einem starren Schema angelernte Schulhalter aber muss in der verwickelten Praxis nothwendigerweise in zahlreiche Verlegenheiten gerathen und ist nie vor Unterlassungs- und Begehungssünden sicher. Überdies muss jeder aufrichtige Menschenfreund wünschen, dass vernünftige Ansichten über Erziehung und eine richtige Weise der Erziehung mehr und mehr im Volke Fuß fassen; wer sollte aber geeigneter sein, auch in diesem Sinne als Volksbildner zu wirken, als gerade der Volksschullehrer? Wenn endlich die Volksschullehrer in gesetzlich geregelter Weise auch an der Verwaltung und Leitung des Schulwesens theilnehmen sollen, was von erleuchteten Regierungen als heilsam, ja nothwendig anerkannt wird, so müssen sie vor allem zu urtheilsfähigen Männern herangebildet werden.“

Es fragt sich nun, wie Dittes verfuhr, um diese Theorie, so weit es an ihm war, in die Praxis umzusetzen. Hierüber liegt das Zeugnis eines Dittes'schen Zöglings aus der Gothaer Zeit vor, eines Mannes, der selbst als Lehrerbildner wirkte und sich als Schriftsteller einen klangvollen Namen erworben hat. Dieser schreibt im „Österreichischen Schulboten“ **):

---

*) Der Lehrplan des Herzoglichen Lehrerseminars in Gotha. Herausgegeben von Dr. Fr. Dittes. Gotha bei Thienemann.

**) 1884, 1. und 2. Heft. „Aus der Jugendzeit. Erinnerungen an Dr. Karl Schmidt und Dr. Fr. Dittes.“

„Begleite mich einmal in zwei am Nachmittage von Dr. Dittes gehaltene Lehrstunden. Um 4 Uhr war eine viertelstündige Pause; während derselben ist der allzeit rege Appetit der jugendfrohen Schar gestillt worden, haben sich die lebhaften Geister in mancherlei Scherzen und kecken Witzworten eines Theiles ihres überschüssigen Kraftgefühls entladen. Aber das aufmerksam lauschende Schülerohr erfasst trotzdem den Schall des leichten Schrittes vor der Thüre. Lautlose Stille tritt ein, stumm erheben sich die Zöglinge beim Eintritt des geliebten Lehrers. Nie verfehlt derselbe, freundlich „Guten Tag" zu sagen, und dieser Gruß hat etwas Herzgewinnendes. Dr. Dittes hat seinen festen Platz auf dem Katheder eingenommen, in erwartungsvoller Stille harren wir der Dinge, die da kommen sollen. Auf dem Stundenplane steht Psychologie; das in der letzten Stunde durchgenommene Pensum ist nach Begabung und Lernlust mehr oder minder sorgsam in den Köpfen der Lehramtszöglinge zurechtgelegt worden, denn sie wissen, dass Rechenschaft darüber geheischt wird, inwieweit sie den durchgenommenen Stoff zu ihrem geistigen Eigenthume gemacht haben. In ruhiger, freundlicher Weise beginnt Dittes die Repetition; seine Fragen sind kurz, präcis im Ausdruck und in allen Beziehungen verständlich. Immer ist er bemüht, so zu fragen, dass ihn die Antworten von der vollen geistigen Durchdringung des Gegenstandes überzeugen; ein leiser Unwille macht sich nur dann bemerklich, wenn ein Schüler ungenügend vorbereitet ist oder ein anderer im Übereifer sozusagen auswendig gelernt hat und nun durch seine Antworten beweist, dass er die für das Einpauken verbrauchte Zeit besser auf gründliches Durchdenken verwandt hätte. Über Fälle der ersten Art geht Dittes rasch hinweg, lässt sich durch seinen Unwillen nicht dazu hinreißen, nutzlose viertelstundenlange Strafpredigten zu halten; aber seine kurze tadelnde Bemerkung beschämt den Lässigen tief. In Zwischenfällen der zweiten Art entwickelt er auf inductivem Wege die Sache rasch und übersichtlich noch einmal; allein eine halb unwillige, halb mitleidige, aber stets ruhige und leidenschaftslose Äußerung, wie: „Sehen Sie, was hilft's Ihnen nun, dass Sie sich die Sache mühsam eingelernt haben!" bleibt auch denen nicht erspart, die nach dieser Seite hin fehlten. Wenn sich der Examinator überzeugt, dass der oder jener irgend eine Seite des Gegenstandes nur falsch aufgefasst hat, wird er niemals unwillig; einige rasche und geschickte Fragen führen den Irrenden gleichfalls zum richtigen Verständnis. Ein freundliches, befriedigtes: „Na, sehen Sie!" des liebevollen Lehrers tröstet den vielleicht über seine falsche Auffassung Erschrockenen. Für die Fleißigsten, deren Antworten selbständiges Denken verrathen, fällt wohl auch ein kurzes Wort der Anerkennung ab, aber auch darin hält Dr. Dittes weise Maß. Und

ein besonderes Lob ist für die Betreffenden auch kaum nöthig; das Bewusstsein, dem väterlichen Freunde und Führer in seinen durchaus gerechtfertigten, maßvollen Ansprüchen genügt zu haben, macht sie zufrieden mit sich selber und weckt ein stilles, bescheidenes Frohgefühl in ihnen. Die Wiederholung ist beendet, Dittes beginnt die Behandlung eines neuen Abschnittes. Während Schmidt, dem Alter der Schüler gerecht werden wollend, mehr, oft ausschließlich das Deductionsverfahren anwandte, verhält sich Dittes auch jetzt mehr inductiv, hinleitend, entwickelnd; nicht in der Weise, als ob er Fragen an die Schüler richtete und aus den gegebenen Antworten ein System zusammenstellte; allerdings wendet er auch diese Methode an, aber nicht ausschließlich, vielmehr läſst er den Gegenstand sich allmählich vor dem geistigen Auge aufbauen, indem er eine beträchtliche Zahl meist sehr glücklich gewählter Beispiele erläutert, Fragen aufwirft, welche einen scheinbaren Widerspruch betreffen, und auf solche Weise eine Fülle der geistigen Anschauung vermittelt und zu gleicher Zeit so wertvolle methodische Winke gibt, daſs demjenigen, der aufmerksam folgt, die Sache klar werden muſs. Ein Redner in dem eminenten Sinne, wie Schmidt dies war, ist Dittes nicht; das gewaltige, hinreißende Pathos fehlt ihm. Wenn er in Vorträgen oder Ansprachen bei Festlichkeiten 2c. als Redner auftritt, dann wirkt er mehr durch die durchsichtige Klarheit, die sittliche Energie, die Fülle des geistigen Gehaltes, als durch rhetorischen Schmuck. Auch das volltönende, markige Organ Schmidts fehlt ihm; deshalb ist mancher, der ihn bei Versammlungen zum erstenmale hörte, wohl enttäuscht gewesen. Und trotzdem — wie hat sein Vortrag auf der 25. Allgemeinen deutschen Lehrerversammlung zu Bremen in den Herzen der Hörer gezündet! Behauptet doch Dr. Schramm, Dittes habe jener Vereinigung förmlich ihren Charakter gegeben. Woher kommt diese Gewalt über die Herzen? Daher, daſs jedes Wort, das über die Lippen des gefeierten Pädagogen fließt, aus dem Grunde des Herzens kommt daſs es Ausfluſs seiner heiligsten inneren Überzeugung ist und aus einem tiefen, für alles Hohe und Herrliche, für Menschenglück und Menschenheil begeisterten Gemüth entspringt. Wie die Seele eines Kindes, so offen und faltenlos liegt die seinige vor den Blicken desjenigen, der ihn aus seinen Schriften oder aus dem persönlichen Umgange kennt. Wie in seinen Schriften, so ist er auch in seinen Vorträgen schlicht, oft wunderbar einfach, aber eben deshalb auch wunderbar klar! Da ist kein Wort zu wenig oder zu viel, kein schielender Ausdruck, kein hinkender Vergleich, keine schwülstige Phrase — aber welcher Gehalt an herrlichen Gedanken steckt darin! So war schon seine Antrittsrede im Seminar, durchhaucht von tiefreligiösem Sinne, prunklos

und doch wunderbar packend. Diese tiefe Innigkeit seines Gemüthes ist in ihren Wirkungen umso mächtiger, als sie sich vollständig ungekünstelt gibt und alles Thun verklärt. Wie köstlich waren z. B. die Worte, mit denen er s. Z. die verdiente Monatsschrift „Pädagogium" eröffnete! Solche herrliche Gedanken gab er fast in jeder Stunde; auch dem trockensten Gegenstande wusste er eine gemüthbildende Seite abzugewinnen, denn er schätzte ein reines, tiefes Gemüth außerordentlich hoch, betonte aber immer wieder, diejenigen Menschen seien die glücklichsten, welche ihr Gefühlsleben durch den Verstand sicher zu beherrschen verstünden. So war sein Unterricht beständig bestrebt, das Intellectuelle lebensvoll auszubilden, aber auch die übrigen Entwicklungsrichtungen des Menschengeistes in den Zöglingen nicht zu vernachlässigen — harmonische Menschenbildung war sein Ideal. Dass trockenes, todtes Wissen an sich wertlos ist, war ihm außer Zweifel, er sah höchstens schillernde Putzlappen hohler Eitelkeit darin. Deswegen gieng er namentlich im gesammten pädagogischen Unterrichte vom Leben aus und zum Leben zurück; jedes wissenschaftliche Gesetz wurde an Beispielen entwickelt, durch Beispiele illustriert und fruchtbar gemacht. Namentlich ließ er es niemals an wertvollen methodischen Fingerzeigen fehlen, denn so wichtig ihm die pädagogische Theorie als das feste Fundament der Erzieherthätigkeit sein mochte, so hoch schlug er die praktische Tüchtigkeit und Gewandtheit an. Alle Theorie, mochte sie an sich noch so trefflich sein, war ihm todter Kram, wenn sie sich nicht auf diese oder jene Weise fruchtbar machen ließ, d. h. nicht für die praktische Lehrthätigkeit nützlich zu werden versprach. So geht die Psychologiestunde zu Ende; bald fragt er, knüpft an die gegebenen Antworten an, berichtigt, erläutert, räumt falsche vorgefasste Meinungen auf die Seite, trägt, je nach der Natur des Gegenstandes, längere oder kürzere Zeit frei vor, wirft einen scharf pointierten Scherz ein, sich herzlich freuend, wenn derselbe ein neues Leben und neue Frische weckt, denn er meinte mit dem tiefsinnigen Jean Paul ganz richtig: „Heiterkeit ist der Himmel, unter welchem alles gedeiht, Gift ausgenommen." Die Stunde ist herum, freundlich, wie er gekommen, verlässt er die Classe, eine kürzere Pause tritt ein. Unter den Schülern hat sich wieder munteres Leben entwickelt; viele sitzen oder stehen gruppenweise beisammen und unterhalten sich über das eben Gehörte, andere beschäftigen sich mit dem Pensum für die nächste Stunde: Religion, und zwar mit der Lehre von den symbolischen Büchern. Pünktlich erscheint der Director wieder, der Verlauf der Stunde ist ungefähr wie vorher. Da kein geeignetes Buch über diesen Gegenstand vorhanden ist, hat der gewissenhafte Lehrer selbst einen knappen Leitfaden darüber abgefasst, der in der bekannten meisterhaften Kürze

gehalten ist und uns die Arbeit deshalb bedeutend erleichtert. Dittes behandelt den Stoff ungemein klar und fasslich, gibt oft noch wesentliche Erläuterungen historischen Inhaltes, bindet aber im übrigen weder sein noch der Schüler Gewissen hart in diese Formeln; ist ihm doch alles Formenwesen, aller todte Glaube ohnehin ein Greuel. Sein Grundsatz war damals schon, niemand in seinem Glauben irre zu machen, aber sich auch von niemand des evangelischen Rechtes der eigenen Prüfung berauben zu lassen. Die Lehre von den symbolischen Büchern hatte für ihn daher vorwiegend ein historisches Interesse, er konnte und wollte das Gewissen der Menschheit nicht für alle Zeiten in diese strengen Formeln gebannt wissen. Aber das Heilige ehrte er auch hierin, denn auch im Streben nach Begründung eines festen Kirchenthums erkannte er die Sehnsucht des Menschengeistes nach Gotteinigung. Nur eins war ihm verhasst: Intoleranz aller Art, wie in wissenschaftlicher, so in religiöser Hinsicht. Feind des todten Buchstabenglaubens wie des wissenschaftlichen Janerthums, das er wiederholt so scharf gegeißelt hat, stand er in religiöser Hinsicht auf dem Grunde des humanen und toleranten Bibelchristenthums. Unzählig vielemale hat er uns das herrliche Wort in Erinnerung gerufen: „In Christo gilt nur der Glaube, der in der Liebe thätig ist!“ So sehr seine Feinde dies bezweifeln: Dittes ist eine tiefreligiöse Natur. In den Religionsstunden namentlich trat dies ungemein klar hervor. Mit welcher Ehrfurcht sprach er von jenem heiligsten aller Bücher, das er, nach seiner mehrmals gethanen Äußerung, wieder und wieder liest, ohne sich jemals daran satt lesen zu können! Die wunderbare Einfachheit und Klarheit mancher Theile des neuen Testaments namentlich riss ihn immer wieder zu Ausbrüchen der Begeisterung hin. Die innere geistige Wahrheit des Wortes Jesu wusste er in ansprechendster Weise klarzulegen und auf das Leben anzuwenden. Zeloten verschreien Dittes geradezu für einen Atheisten; wer ihm aber näher gestanden hat, wer ihn unterrichten hörte, wird zu der Überzeugung gekommen sein, dass er ein gemüthstiefer, aufrichtiger Christ ist, allerdings allem starren, fanatischen Kirchen- und Sectenwesen abhold, dafür aber dem ewig bleibenden Inhalte des Christenthums um so herzinniger zugeneigt. In diesem Sinn und Geiste ertheilte er seinen Religionsunterricht, und in diesem Sinn und Geiste führt er unsere Stunde zu Ende. Die Seminarglocke gibt das Zeichen des Stundenschlusses, aber das zur Durcharbeitung festgesetzte Pensum ist noch nicht beendet; Dittes fährt, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, überaus pünktlich zu sein, im Unterrichte fort. Das dauert einige Zeit, ohne dass sich irgend ein Zeichen der Ungeduld bei den Schülern bemerkbar macht, obwohl um 7 Uhr noch eine stramme Turnstunde

unser wartet und das ewig unzufriedene Ungeheuer Magen bereits wieder rege wird. Die meisten Zöglinge wohnen in der Stadt und haben einen beträchtlichen Weg nach der Turnhalle; nach etwa 5 Minuten regt sich's leise in der Schülercorona; mit dem freundlichsten Gesichte von der Welt sagt der Director: „Wollen Sie nicht noch ein paar Augenblicke warten? Ich möchte den Abschnitt gern beenden!“ Wer hätte jetzt noch die geringste Spur von Ungeduld zu zeigen sich gestattet? Unter gespannter Aufmerksamkeit der Zöglinge beendet Dittes die Stunde möglichst rasch, wir stieben, nachdem er die Classe verlassen hat, nach allen Richtungen auseinander, um später in die Vater Jahns edler Kunst geweihten Räume zu eilen. Solche kleine Vorkommnisse sind charakteristisch, denn sie kennzeichnen das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler besser, als manche langathmige Auseinandersetzung. Ein gütiges Wort genügte, uns zum willigsten, freudigsten Gehorsam zu bringen.

Nun glaube man aber ja nicht, die Gutmüthigkeit unseres verehrten Lehrers sei matt- und schwachherzig gewesen. Er strafte allerdings wenig und sehr ungern; man sah ihm immer an, dass es ihm selber weh that, wenn er irgend welche empfindliche Zwangsmaßregel anwenden musste; auch wurde er beim Verhängen von Strafen niemals persönlich, niemals heftig oder giftig, auch die dictierten Strafen trugen gewissermaßen rein sachlichen Charakter. Deshalb strafte er stets mit der größten Ruhe, und gerade dadurch gewannen seine Strafacte eminent an erziehlicher Bedeutung. Aber wenn sich seine natürliche Herzensgüte auch darin aussprach — falsche Nachsicht kannte er nicht. Wenn eine Strafe nothwendig war, gab er dieselbe ruhig, ohne jedes Zeichen persönlicher Animosität oder Rachsucht, aber sie folgte so unausbleiblich wie der Donner dem Blitze. Wir hatten uns z. B. einstmals mit einer Beschwerde an ihn gewendet, die er innerlich gewiss für vollkommen gerechtfertigt gehalten hat; im Interesse der Anstalt jedoch ist ihm dieselbe jedenfalls als unstatthaft erschienen (und sie war's!). Wir erhielten deshalb eine ziemlich empfindliche Strafe von ihm dictiert, und zwar in aller Kürze und Gemüthsruhe, ohne dass er sich auf die geringste nähere Erörterung eingelassen hätte. Obwohl er viel später einmal auf den Gegenstand zurückkam und uns die Unrechtmäßigkeit unseres Vorgehens in seiner gewinnenden Weise nachdrücklich zu Gemüthe führte, waren wir doch keineswegs über die gänzlich unerwartete Aufnahme unseres Gesuchs erbittert, selbst dann nicht, als der erhoffte Nachlass eines Theiles der erkannten Strafe ausblieb. Wussten wir doch, wie herzlich wohl er's mit uns meinte, und dass er seine guten Gründe haben musste, in der betreffenden Angelegenheit so energisch vorzugehen, wenngleich wir die Berechtigung jener Gründe nicht begreifen konnten und

von unserem eigenen Rechte ziemlich fest überzeugt waren. Die nachdrückliche Strafe ward also ruhig ausgehalten, aber sonstige schlimme Folgen hatte sie nicht, Dr. Dittes war nach wie vor gütig, mild und freundlich, er behandelte eben auch den Strafact rein sachlich, in dem gedachten Falle speciell namentlich wohl deswegen, weil er uns innerlich recht gegeben hat. Damit komme ich auf eine andere Tugend dieses Musterlehrers: er war nicht nachträglich. Wie leicht und wie schwer ist's, sich diese Cardinaltugend des Erziehers anzueignen und dieselbe unter allen Verhältnissen consequent zu üben! Haftet doch dem natürlichen Menschen ein seltsam gutes Gedächtnis für Fehler anderer an! Strebt er doch, wenn ihn jene Fehler irgendwie persönlich berühren, wenn sie ihm Verdruss oder Nachtheil bereiten, hartnäckig danach, Rache dafür zu nehmen! Können doch die meisten Leute dem Gegenstand ihres Unmuthes den bereiteten Kummer, den verursachten Ärger lange Zeit nicht vergessen! Ihr Zorn entlädt sich nicht mit einem Schlage, sondern allmählich in schwächer werdenden Donnerschlägen wie bei einem sich langsam austobenden Gewitter. Der leiseste Luftzug treibt die Wetterwolken, welche man längst in weiter Ferne glaubte, noch einmal drohend herauf. Wie ganz anders unser verehrter Dittes! Er strafte unter Umständen anz empfindlich — aber damit war die Sache für ihn erledigt. Kein Nachhall des Zorns erschreckte den Betroffenen, keine malitiöse Bemerkung, keine Äußerung versteckten Hohnes verbitterte ihn! Er wurde so ruhig und freundlich behandelt wie jeder andere Schüler, vielleicht eine Nuance zurückhaltender, aber sonst vollständig ebenso wie die besten Zöglinge. Dittes machte die Strafen wirklich zu dem, was sie sein sollen: zu Erziehungsmitteln. Niemals entlud sich persönliche Verbitterung durch sie, die nur dem eigenen Wohle des Bestraften galten. Hatten sie den gewünschten Erfolg, so war der Strafact allerdings nicht vergessen, dazu hatte Dittes ein viel zu gutes Gedächtnis, wohl aber geschah ihrer niemals mehr Erwähnung. Erst wenn die beabsichtigte Wirkung ganz oder doch theilweise ausblieb, rief er sie dem rückfälligen Sünder mahnend ins Gedächtnis zurück, oft nur unter vier Augen, immer aber maßvoll, ruhig, besonnen. Und ich kann nur nochmal versichern, dass sein väterlicher Tadel auch den Leichtsinnigsten empfindlich schmerzte. Ebensowenig kann irgend ein Schüler dem verehrten Manne Parteilichkeit nachsagen; alle waren ihm gleich, nur ihr verschiedenes Verhalten bedingte die Abweichungen in der Behandlung. Persönliche Zu- und Abneigungen mögen ihm ja geradeso wenig fremd gewesen sein wie anderen Lehrern; sind dieselben doch so natürlich und entschuldbar. Äußerlich hervorgetreten aber sind sie niemals, weder in Zurücksetzungen, noch in Bevorzugungen irgend welcher Art. Soweit

ich Dittes kenne — und ich kenne ihn von den edelsten Seiten seines Wesens sehr genau — muss ich überhaupt bezweifeln, dass Sympathie und Antipathie den weitgehenden Einfluss auf seine Gesinnung ausübten wie bei manchen anderen Lehrern. Wir alle waren geistig gewissermaßen seine Kinder, und wie ein wohlwollender Vater suchte er, alle mit gleicher Liebe umfassend, jeden nach seinem eigenthümlichen Wesen zu erfassen und demgemäß seine Behandlungsweise einzurichten. Ich weiß z. B. bestimmt, dass ich persönlich ihm ein sehr lieber Schüler gewesen bin; während meiner ganzen Seminarzeit aber ist dies niemals auffallend bemerkbar geworden, er hat mich vielmehr genau in derselben Weise behandelt wie meine sämmtlichen Mitschüler — mit persönlichen Gunstbezeugungen zu prunken, dazu gab er keinem der Zöglinge Veranlassung. Erst viele Jahre später, als er schon beträchtliche Zeit in Wien war und ich mich längst von ihm vergessen glaubte, hat er mir bei dem ersten brieflichen Lebenszeichen, das ich an ihn gelangen ließ, die unzweideutigsten und mir so unendlich wertvollen Beweise davon gegeben, dass er meiner noch gern gedachte, und dass er mich einst zu seinen liebsten Schülern gezählt hatte. Aber wie dankbar bin ich dem unvergesslichen Lehrer heute noch dafür, dass er mir die seltenste, herrlichste Tugend des Lehrers, die Tugend der strengsten Gerechtigkeit, in so eindringlicher Weise vorlebte! Und nicht minder war er ein Vorbild in einer anderen Lehrertugend, die ich neben der Gerechtigkeitsliebe als die hervorragendste bezeichnen möchte, und die so recht das Wesen des christlichen Lehrers ausmacht, in der Geduld, die auf einem schönen Glauben an das Edle in den Zöglingen ruhte. Er hatte ein frohes Vertrauen zu den Jünglingen, deren Führung ihm anvertraut war. Frei von jener skeptischen Neigung, die Gebrechen und Auswüchse im Schüler aufzusuchen und denselben dem entsprechend zu behandeln, strebte Dittes vielmehr darnach, sich das unreigene Wesen des Einzelnen recht klar zu machen und über seine empfehlenden Eigenthümlichkeiten ein deutliches Bild zu bekommen. Die Fehler übersah er keineswegs und wusste sie zu rechter Zeit energisch niederzudrücken, aber verbittern ließ er sich durch dieselben nicht. Er sah die Schüler nicht von vornherein als verdorben und heimtückisch mit hässlichem Misstrauen an, betrachtete sie vielmehr so lange als gut und zuverlässig, bis sie handgreifliche Beweise vom Gegentheil gegeben hatten. Infolge davon konnte jene beklagenswerte Verbitterung nicht entstehen, die sich so außerordentlich leicht bildet, wenn der Lehrer den Schüler von vornherein mit Misstrauen betrachtet und dieses finstere Misstrauen bei jeder Gelegenheit hervortritt. Kopfhängerei mochte Dittes an jungen Menschen im frischesten Lebensalter nicht leiden, er verstand die natürliche

Lebhaftigkeit während dieser Entwickelungsepoche nicht nur zu entschuldigen, sondern auch auf freundliche, besonnene Art in ihre richtigen Grenzen zu bannen. Frisch, fromm, fröhlich, frei sollten seine Schüler sein, keine schläfrigen Träumer, aber auch keine versteckten Charaktere und keine übermüthigen Trotzköpfe, welche die Pflichten gegen die Anstalt mit Füßen zu treten versuchten oder die Rücksichten auf Anstand und gute Sitte vergessen konnten. Natürlicher Frohsinn der Schüler, sofern sich derselbe nicht ungebunden äußerte, erfreute ihn, wie das Lehrercollegium überhaupt. Die Lehrer besuchten z. B. mit ihren Familien die Concerte und Bälle des Seminaristen-Gesangvereins und waren stets gütige „Gehilfen unserer Freude", ja — horribile dictu! — sie haben bei besonderen Gelegenheiten einigemale sogar ganz gemüthlich mit uns beim edlen Gerstensafte commerciert. Wo sich Dittes persönlich und speciell von dem Eifer, der Treue und dem Fleiße eines Schülers überzeugt, wo er namentlich den Charakter schätzen gelernt hatte, ließ er sich diese Überzeugung nicht leicht rauben. Und der scharfblickende Mann hatte ein sehr gutes Auge dafür, das wahre Wesen der Zöglinge zu erkennen! Dabei ließ er sich durchaus bei Entdeckung unwesentlicher, wenngleich vielleicht recht auffallender Auswüchse im geistigen Leben des Einzelnen nicht beirren. Er nahm seine Schüler stets im ganzen, ihrer persönlichen Gesammtheit nach und ließ sich niemals durch besonders hervorstehende Eigenthümlichkeiten zu ungerechtfertigter Beurtheilung hinreißen. Weil wir diese seltene Lehrertugend an ihm kannten, kamen wir selber ihm auch mit unbegrenztem Vertrauen entgegen.

Was Dittes ferner besonders auszeichnete, war seine Treue im Berufe. Damit nahm er's überaus ernst und heilig; stets merkte man im Unterrichte, dass der Stoff vorher sorgsam nach allen Richtungen von ihm durchdacht und zurechtgelegt worden war; stets war er überaus gründlich und klar, begnügte sich niemals mit oberflächlichem Nippen und Naschen. Musterhaft pünktlich in allem, was er that, ward er dennoch niemals zum Pedanten. Alles, was zu seinem Berufe gehörte, war ihm heilige Herzenssache, auch in seiner Eigenschaft als „Generalinspector des Volksschulwesens," und diese Treue gegen den Beruf und sich selber äußerte sich nicht selten darin, dass er z. B. für den einfachsten Dorfschullehrer das ganze Gewicht seines Einflusses in die Wagschale warf, wenn ihm dies auf Grund seiner Überzeugung geboten erschien; ob ihm daraus Annehmlichkeiten oder Verdrießlichkeiten erwuchsen, darnach fragte er nie.

Und ein Muster war er uns endlich, wie schon angedeutet, in der Bescheidenheit und in der unbedingten Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe. Niemand erkennt fremdes Verdienst freudiger an als Dittes;

es ist mir ein Beispiel bekannt, dass er einen Mann, der in bedeutungsvoller Angelegenheit sein entschiedener Gegner war, sich dabei aber sachlich hielt, mit seinem höchsten Vertrauen beehrte. Von sich und seinen Leistungen sprach er niemals, die Bedeutung anderer, wenn ihm dieselbe klar aufgegangen war, hob er gern und nachdrücklich hervor. So fragte ihn z. B. ein jüngerer Lehrer in Gesellschaft einst über eine methodische Angelegenheit. Mit der größten Seelenruhe deutete er auf den anwesenden Kehr und sagte lächelnd: „Damit wenden Sie sich lieber an den Herrn dort, der versteht das besser als ich!" Eine ganze Reihe solcher Thatsachen anzuführen, würde mir nicht schwer werden. Seine Ehrlichkeits- und Wahrheitsliebe ist nicht selten von seinen besten Freunden mit Unmuth als unklug bezeichnet worden; sie trat mitunter allerdings geradezu frappierend hervor.

So steht sein Bild vor meiner Seele als dasjenige eines verehrungswürdigen Meisters. Voll heiliger Begeisterung für seinen Beruf; bescheiden, pflichtreu und gewissenhaft; gründlich, logisch und klar im Unterrichte; maßvoll, besonnen, streng gerecht, frei von aller Leidenschaftlichkeit in Behandlung der Schüler; offen und ehrenhaft in allem Thun war er das voll und ganz, was jeder Lehrer an sich erstreben soll, gewöhnlich aber nur theilweise erreicht."

Es darf jedoch nicht verschwiegen werden, dass sich der Aufenhalt Dittes' in Gotha nicht immer angenehm gestaltete. Im Staatsministerium gab es Kräfte, die der seinigen entgegenwirkten, und der Cult der Form, dem er sich später in Wien abhold zeigte, war auch in Gotha seine Sache nicht. Er erstattete den Herren zu wenig schriftliche Berichte, und das ist in einer schreibseligen Zeit allerdings kein geringes Vergehen.

Dittes' Wirken in der Stadt des Herzogs Ernst II. fand übrigens schon nach $3^1/_4$ Jahren seinen Abschluss: er folgte dem Rufe, das städtische Pädagogium in Wien zu leiten, ein Institut, das nirgend seinesgleichen hat. Die Geschichte seiner Gründung reicht bis zum Jahre 1862 zurück. Damals wurde nämlich im Gemeinderathe der Antrag auf Gründung eines städtischen Schullehrerseminars gestellt, dessen Realisierung aber vorläufig noch ausblieb. *) Zwei Jahre später rückte Professor und Gemeinderath Sueß (als Geologe und Politiker bestens bekannt) mit einem ähnlichen Antrage hervor: die Stadt Wien

**) Man sagt übrigens nicht zu viel, wenn man den Anfang des Strebens nach Schaffung eines derartigen Instituts schon im Jahre 1848 sucht, in welchem Jahre der unvergessliche Prof. Schulz v. Straßnitzki im Gemeinde-Ausschusse den Antrag stellte, zum Behuf einer bessern Lehrerbildung bedeutende deutsche Schulmänner, wie Diesterweg, nach Wien zu berufen.

möge ein Lehrerseminar zur Fortbildung der Volksschullehrer und zur Heranbildung von Lehrkräften für die damals schon in Sicht erscheinenden Bürgerschulen gründen. Nachdem dieser Antrag principiell zum Beschluss erhoben war, wurde eine Vorlage ausgearbeitet und 38 Schulmänner des In- und Auslandes um ihre Meinungsäußerung angegangen. Die abgegebenen Gutachten waren selbstverständlich nicht gleichwertig und differierten in wesentlichen Punkten, gleichwohl lieferten sie ein beachtenswertes Material zur Aufstellung des Statuts der zu gründenden Anstalt, das 1866 vom Gemeinderathe angenommen wurde.

Um Behinderungen durch Staat und Kirche vorzubeugen, wurde dem Pädagogium von vornherein der Charakter eines Fortbildungsinstituts für staatlich schon geprüfte (wenigstens mit dem Reifezeugnis versehene) Lehrer zuerkannt. Aber gleichwohl entwickelte das Unterrichtsministerium den denkbar zähesten Widerstand, der das besondere Wohlgefallen des Clerus finden musste, erklärten doch die Bischöfe Cisleithaniens in einer Beschwerdeschrift an den Kaiser, dass man es mit der Errichtung des Pädagogiums „auf Zerstörung der Religiosität und Sittlichkeit in den Herzen der heranwachsenden Generation abgesehen habe“, auf welche Beschuldigung Dittes später eine sehr scharfe Antwort gab. — Wir müssen uns leider versagen, die so lehrreiche Gründungsgeschichte des Pädagogiums hier auch nur skizzenhaft zu erzählen. Wer sie kennen lernen will, der lese die Schrift von Dittes: „Das Lehrerpädagogium der Stadt Wien.“ (Wien, Pichler.) Wir wollen hier nur ehrend der Thatsache erwähnen, dass sich der Wiener Gemeinderath von damals kraftvoll und zielbewusst erwiesen hat, frei von bänglichem Schwanken. Dem ist es zuzuschreiben, dass er Sieger wurde. Als nämlich die Regierung ihre Ablehnung oder doch ihre Bedingungen nicht aufgeben wollte, fasste der Gemeinderath den Beschluss, die zur Errichtung jener Anstalt bestimmte Summe in Stipendien umzuwandeln, mit denen eine Anzahl Wiener Lehrer zum Besuch auswärtiger Seminare, zunächst jenes in Gotha, ausgerüstet werden sollte. Bevor die Regierung diese Demonstration zuließ, gab sie doch lieber ihre Einwilligung zur Gründung des Wiener Instituts. Freilich hatte sich inzwischen ein großer politischer Umschwung vollzogen: an die Stelle Belcredis war Herr von Hye getreten, und man hat Grund zur Vermuthung, dass Ministerpräsident Graf Beust sich an höchster Stelle der Bestrebungen des Gemeinderathes angenommen und dem Verlangen der Bischöfe entgegengewirkt hatte.

Nun handelte es sich zuvörderst um Besetzung der Directorsstelle, und die Umsicht, welche der Gemeinderath bei der Wahl des ersten Directors entfaltete, wird allezeit in der Geschichte des Schulwesens eine

ehrende Erwähnung finden. Er begnügte sich nämlich nicht damit, eine Concursausschreibung vom Stapel zu lassen und sich für einen der 62 Bewerber kurzweg zu entscheiden, er hielt auch bei verschiedenen competenten Männern Nachfrage nach einer geeigneten Kraft. Auf diese Weise wurde eine Reihe von Persönlichkeiten namhaft gemacht, und um nun über deren Bedeutung völlig ins klare zu kommen, wählte der Gemeinderath aus seiner Mitte zwei geeignete Männer, Regierungsrath Dr. Ficker und Dr. Kolatschek, welche auf Kosten der Commune im Februar 1868 eine Reise nach Deutschland unternahmen, um an Ort und Stelle die Wirksamkeit der ins Auge gefassten Schulmänner kennen zu lernen. In 13 Städten pflogen sie derartige Erhebungen; zurückgekehrt, war die Deputation in der Lage, einen bestimmten Antrag stellen zu können, und dieser Antrag fand auch am 10. März 1868 fast stimmeneinhellige Annahme: Schulrath Dr. Fr. Dittes wurde Director der Lehrerhochschule Wiens.

Bei seinem Abschied von Gotha wurde es ihm recht weh ums Herz. Als ihm der Seminar-Inspector K. Kehr, sein lieber Freund, angesichts des Lehrer-Collegiums und der Schüler der Anstalt den Dank des Seminars aussprach, da überkam den ernsten, immer ruhigen Mann eine tiefe Rührung — er weinte.*) War's bloß der Schmerz der Trennung, oder krampfte ihm vielleicht auch die Ahnung von dem mancherlei Ungemach, das seiner in der Kaiserstadt wartete, das Herz zusammen? Wer kann's entscheiden!

Tags darauf trat Dittes in Begleitung seiner Familie — seine fein gebildete Frau war eine Tochter eines hochgeachteten deutschen Schulmannes, des weiland Seminardirectors Dreßler in Bautzen — die Wiener Reise an.

Am 12. October 1868 wurde das Pädagogium feierlich eröffnet, jene Anstalt, die der Geist der Freiheit gegründet hatte und die berufen war, eine Pflegestätte wahrer, durch keinerlei fremdartige Rücksichten eingeengter Pädagogik zu sein. — Es liegt in der Natur der Sache, dass das Institut, für das nirgends ein Vorbild existierte, gewissen Kinderkrankheiten nicht entgehen konnte; musste doch erst die Lehrerschaft dafür gewonnen, der Lehrkörper für seine neuartige Aufgabe warm gemacht

---

*) Im Jahresbericht des Gothaer Seminars über das Schulj. 1868/69 schreibt Kehr: „Sein (Dittes') Abschied war für uns ein umso schmerzlicherer, als wir in ihm einen Mann verloren, der als Leiter unseres Seminars die strengste Gerechtigkeit mit der freundlichsten Milde, den unbeugsamsten Wahrheitssinn mit der besonnensten Sorgfalt zu vereinbaren wusste, und der uns allen durch die Klarheit seines Geistes, durch die Herzlichkeit seines Umganges, wie durch die Biederkeit seines Charakters für immer lieb und theuer geworden ist."

werden. — Und dass die Mächte, die so lange thätig gewesen waren, die Errichtung des Pädagogiums zu verhindern, nicht zögern würden, die Anstalt zu befehden, die für sie als das sichtbare Zeichen einer verlornen Schlacht gelten musste; dass sie dabei am allerwenigsten den zu keinem Compromiss geeigneten Hauptmann schonen würden — das war vorauszusehen. Dass aber auch von sogenannter liberaler Seite mancher vergiftete Pfeil daherzischeln werde, mochte immerhin überraschen. Dort war es der Groll eines erbitterten grundsätzlichen Gegners — hier der hohlwangige Neid durchgefallener „Ritter vom Geiste“, die, im liberalen Mantel versteckt, ihre Allotria trieben und dem „Ausländer“ eins am Zeuge flickten, so oft sie das Bedürfnis dazu spürten.

All dem wäre nun zwar keine allzu große Bedeutung zuzusprechen gewesen, aber im Wiener Gemeinderath verlor sich allgemach jener ideale Schwung, jene opferbereite Schulfreundlichkeit, wie sie ihm zu Ende der Sechziger-Jahre innewohnte, und Dittes' Stellung wurde hiedurch nachgerade ungemüthlich, er fühlte sich verkannt, unterschätzt. Wenn dann noch von der einen Seite der glatten, weltmännischen Form des Verkehrs ein übergroßer Wert beigelegt wurde, während auf der andern Seite eine Neigung zur Vernachlässigung dieser Form zweifellos vorhanden ist, wie dies ja bei Männern, die sich selbst gemacht, recht häufig vorzukommen pflegt, so war damit die Möglichkeit von Differenzen in bedenkliche Nähe gerückt, und alles in allem betrachtet, drängte sich dem aufmerksamen Beobachter schon seit Jahren der Gedanke auf, dass Dittes' Verbleiben in Wien, beziehungsweise in seiner Stellung als Director nicht gesichert sei. Seine Art ist zu gerade, sein Wesen zu sehr dem Schein abgeneigt, er ist viel zu aufrichtig im Bekennen des für wahr Erkannten, viel zu sehr der Halbheit feind, als dass die Zahl der offenen und versteckten Gegner nicht übermäßig hätte anwachsen sollen.

Dittes versah eine Zeitlang — vom Mai 1869 bis Februar 1870 — das Amt eines k. k. Bezirksschulinspectors in der Leopoldstadt, und es ist zu beklagen, dass er es infolge des damit verbundenen Zeitverlustes und Abhängigkeitsverhältnisses gegenüber der Regierung nicht länger führen wollte; die Lehrer hiengen an ihm mit Liebe, da er sich ihnen als wahrer, emporhebender Freund erwies, was er übrigens auch später oft genug und bei jeder Gelegenheit bethätigte. So auch im k. k. niederösterreichischen Landesschulrathe, dem er von 1870 an durch 3 Jahre als ein einflussreiches, vom Wiener Gemeinderathe entsendetes Mitglied angehörte. Nach Ablauf der dreijährigen Periode brachte der niederösterreichische Landesausschuss seine Ernennung beim Ministerium neuerlich in Vorschlag, wie es schon 1870 geschehen war, aber so wie damals

lehnte die Regierung seine Ernennung ab, und da im Gemeinderath der Antrag auf seine abermalige Entsendung in die Landesschulbehörde mit einer Mehrheit von 4 Stimmen zum Falle gebracht wurde, so fand auch diese seine Thätigkeit einen bedauerlich frühzeitigen Abschluss. Die Gründe aber, welche die Regierung und 1873 den Gemeinderath zu ihrer ablehnenden Haltung bewogen, waren durchaus verschieden: jene dürfte hiezu durch Dittes' Aufsehen erregende Rede auf der von 5000 Theilnehmern besuchten XIX. Allgemeinen deutschen Lehrerversammlung in Wien veranlasst worden sein, dieser wieder wollte damit gegen das demokratische Programm demonstrieren, auf Grund dessen Dittes im October 1873 von dem 3. Wiener Bezirk in den Reichsrath gewählt worden war.

Die erwähnte Allgemeine deutsche Lehrerversammlung fand vom 7. bis 10. Juni 1870 statt, und wiewohl Dittes kein Referat führte, so hat er ihr doch, wie der 25. in Bremen und dem Deutschen Lehrertag in Berlin, sowie verschiedenen österreichischen Lehrertagen durch sein Eingreifen geradezu „den Charakter gegeben." Er griff zweimal in die Debatte ein. Das einemal sprach er zum Thema: „Die Mängel und die Hebung des deutschen Bildungswesens und dessen Leitung vom Standpunkte der Wissenschaft," das anderemal zur Frage: „Religion und Wissenschaft." Wer diese Reden liest, wird staunen über die rücksichtslose Offenheit und Schärfe, mit welcher Dittes seine Anträge begründete, die auch von der Versammlung angenommen wurden, und welche lauten: 1. „Das Unterrichtsministerium ist vollständig vom Cultusministerium zu trennen, entweder selbständig zu organisieren oder mit dem Departement des Innern zu verbinden. 2. Der Religionsunterricht in der Volksschule ist nach seiner Organisation und Ausführung vollständig dem Lehrerstande zu überlassen; allen Eltern steht es frei, ihre Kinder an diesem Unterrichte theilnehmen zu lassen oder von demselben zurückzuhalten; so lange diese Grundsätze nicht ausführbar sind, erscheint die völlige Ausschließung des Religionsunterrichtes aus der Schule als das richtigste Verhältnis." Es ist begreiflich, dass diese Forderungen in der politischen Welt eine lebhafte Bewegung hervorriefen; Zustimmungen und stürmische Proteste folgten einander, und das Wiener „Vaterland", sowie ein „katholisch-patriotischer Verein" in Wien begehrten nachdrücklich die Entfernung Dittes' von seinem Posten.

Aber noch war der Gemeinderath auf Dittes' Seite; dies änderte sich jedoch infolge seiner Wahl in den Reichsrath, bei welcher er mit einer Mehrheit von fast 400 Stimmen über seinen Gegencandidaten siegte. Der größte Theil auch der liberalen Zeitungen nahm damals gegen Dittes Partei, dass an ihm, wie Jessen sich ausdrückte, kein

gutes Haar blieb; insbesondere verübelte man ihm, dass er bei verschiedenen Gelegenheiten die Pädagogik als eine internationale Wissenschaft hingestellt und betont hatte, es sei auch eine Aufgabe der Lehrer, die Nationalitäten zu versöhnen.

Da die demokratische Partei im Parlament mit Einschluss Dr. Dittes' nur 5 Mitglieder zählte, so liegt es auf der Hand, dass er nicht jenen tiefgehenden Einfluss auf die Schulgesetzgebung auszuüben im Stande war, den wohl gerade die Lehrer erwartet hatten. Es werden eben auch in gesetzgebenden Körperschaften die Stimmen nicht gewogen, sondern gezählt, und eine der Zahl nach kleine Gruppe gleicht meist dem Prediger in der Wüste. Trotzdem betheiligte er sich in hervorragender Weise an verschiedenen Debatten über Cultus- und Unterrichtsfragen, und es ward ihm die Genugthuung zutheil, dass auf seine Anregung hin die bis dahin im österr. Abgeordnetenhause unbekannte Einrichtung eines Unterrichtsausschusses ins Leben trat, freilich ohne dass der „Demokrat" Dittes in denselben gewählt worden wäre. Zur Kennzeichnung seiner parlamentarischen Thätigkeit sei Folgendes hervorgehoben: Im März 1874 forderte Dr. Dittes die Gewährung der vollen Glaubens- und Gewissensfreiheit. Im nächsten Jahre entwickelte er in der Debatte über das später vom Herrenhause abgelehnte Schulaufsichtsgesetz für Tirol seine Grundsätze in Betreff der Schulaufsichtsfrage: „In der Schulaufsicht müssen erstens volksthümliche und zweitens fachmännische Elemente der Bureaukratie ein wirksames Gegengewicht halten. Zunächst kommt das Elternrecht zu wahren: aus der Mitte der Eltern gewählte Schulpfleger sollen berechtigt sein, im Namen der Eltern in der Schule zu hospitieren. Der Bezirksschulrath soll das Recht haben, sich den Präsidenten aus seiner eigenen Mitte zu ernennen. Das fachmännische Element, u. z. das *ärztliche* und das pädagogische, muss mehr vertreten sein; ersteres besitzt bisher gar keine Vertretung, letzteres eine unzureichende. Die *Fachmänner* im *Landesschulrathe* sollen aus und von der Lehrerschaft des Landes *gewählt*, nicht von der Regierung *ernannt* werden. Die Bestimmung, dass zu Inspectoren „sachkundige" Männer ernannt werden sollen, ist zu vage. Alle Reformen sind wesentlich durch die freie begeisterte Selbstthätigkeit des Lehrerstandes erzielt worden, der Staat soll nur die äußere Möglichkeit der freien Bewegung gestatten." In der Debatte über das Unterrichtsbudget 1875 forderte Dr. Dittes eine ausgiebige Staatshilfe für die Volksschule, die „mindestens für neun Zehntel der gesammten Bevölkerung Österreichs das einzige Bildungsinstitut" ist. Bei dieser Gelegenheit sagte er u. a.: „Der *Lehrermangel* kann nicht durch künstliche Mittel beseitigt werden; so lange gegen

die Hälfte der sämmtlichen österreichischen Volksschullehrer materiell dürftiger gestellt ist als die Taglöhner der geringsten Kategorie, so lange wird es nichts helfen, auch wenn man Tausende von Seminarien errichtet. Es bestehen im Reiche eine Unmasse von Untergymnasien und Unterrealschulen, die im weitgrößten Theile ihrer Lehrthätigkeit gar nichts anderes sind als Volksschulen. Man setze in diejenigen kleinen Städte, wo eine Anzahl Schüler die Gymnasialstudien zu machen gedenken, einen geprüften Lehrer für die philologischen Fächer und lasse die Schule im übrigen eine Volks- oder Bürgerschule sein." Bei der nächstjährigen Budgetrede kam er auf die Nothwendigkeit der Staatshilfe zurück und wendete sich gegen die „forcierte Züchtung des Gelehrten- und Künstlerthums," sowie gegen die „überflüssige, ja gemeinschädliche Arbeit des k. k. Schulbücherverlages," dessen allmähliche gänzliche Auflassung er im folgenden Jahre forderte.

Nach Ablauf der Mandatsdauer bewarb er sich nicht wieder um einen Sitz im Abgeordnetenhause; bei einer mehr als 10 Jahre später erfolgten Candidatur um ein Gemeinderathsmandat unterlag er der agitatorischen Kraft seines Gegners nach hartem, aufregendem Wahlkampfe.

Die literarische Thätigkeit Dr. Dittes' war eine sehr umfangreiche nnd, wie sein anderweitiges öffentliches Wirken, von herzlichem Beifall auf der einen, von zorniger Ablehnung auf der anderen Seite begleitet: jedenfalls fehlte keiner seiner Schriften eine große Wirkung; in allen bethätigte er den Grundsatz, dass „wer an der Befreiung der Geister arbeiten will, sich auch seine eigene Geistesfreiheit wahren muss."

Die schriftstellerische Arbeit begann er schon als Bürgerschullehrer in Plauen, indem er nacheinander zwei Abhandlungen veröffentlichte: „Das menschliche Bewusstsein, wie es psychologisch zu erklären und pädagogisch auszubilden sei" (Leipzig, Klinkhardt, 1853). — „Das Ästhetische nach seinem eigenthümlichen Grundwesen und seiner pädagogischen Bedeutung dargestellt" (Leipzig, Klinkhardt, 1854). Beide Abhandlungen waren mit den Preisen gekrönt, welche eine Berliner Verlagshandlung ausgeschrieben hatte, und zu den Preisrichtern gehörten Prof. Dr. E. Beneke und Dittes' nachmaliger Schwiegervater, Seminardirector Dreßler in Bautzen. 1860 erschien die von der Leipziger Universität mit dem ersten Preise ausgezeichnete Studie „Über die sittliche Freiheit mit besonderer Berücksichtigung der Systeme von Spinoza, Leibnitz, Kant" nebst der Abhandlung „Über den Eudämonismus" (Leipzig, Klinkhardt). Auch in den Jahren 1855 und 1856 erschienen Monographien aus Dittes' Feder, u. zw. „Über Religion und religiöse Menschenbildung" und „Die Naturlehre des Moralischen und Kunstlehre der moralischen Erziehung."

In der Folgezeit war seine Kraft von aufreibenden Amtsgeschäften und Studien vollauf in Anspruch genommen. Von 1870 ab ließ er jedoch jene Bücher erscheinen, die im J. 1880 das erstemal als Gesammtwerk „Schule der Pädagogik“ (Wien und Leipzig, Klinkhardt) herausgegeben wurden, und das bisher die 7. Auflage erlebte, nachdem die einzelnen Theile: Grundriss der Erziehungs- und Unterrichtslehre (1868), Geschichte der Erziehung und des Unterrichtes“ (1870), „Praktische Logik“ (1871), „Lehrbuch der Psychologie“ (1872) und die Methodik der Volksschule“ (1874) schon früher mehrfach waren aufgelegt worden. Nach dem Tode Lübens (1873) übernahm Dr. Dittes die Fortführung des von Nacke begründeten „Pädagogischen Jahresberichts“ (Leipzig, Brandstetter), des besten Orientierungsmittels in pädagogischer Hinsicht, nachdem er darin schon seit 1866, d. i. seit Gräfes Tode, das Referat über Pädagogik erstattet hatte. Er leitete den Pädag. Jahresbericht“ bis Ende der Achtziger-Jahre. Seit October 1878 wurde ferner von ihm eine Monatsschrift für Erziehung und Unterricht unter dem Namen „Pädagogium“ herausgegeben — eine pädagogische Zeitschrift größten Stils, die sich eine Revision des gesammten Erziehungswesens zum Ziel gesetzt hatte, aber bedauerlicherweise Ende März 1896 eingehen musste.

Es wurde schon erzählt, wie Dittes in Gotha seinen Beruf als Lehrerbildner erfüllte; es ist nun wohl die Frage berechtigt, wie sich sein schulmännisches Wirken am Pädagogium gestaltete. Die Schüler, die hier zu seinen Füßen gesessen haben, sind selbst Lehrer, dass man ihnen ein Urtheil wohl mit Beruhigung zutrauen darf. Und wie sprechen diese in einer von 1059 Unterschriften versehene Eingabe an den Wiener Gemeinderath, welche diesen bestimmen sollte, das wankende Institut, aber nicht bloß dieses an sich, sondern mit ihm auch Director Dittes zu halten? „Die Lehrer“, heißt es dort u. a., „fühlten sich erfasst von seinem Geist erzieherischer Liebe, es durchglühte sie jene Hoheit der Gesinnung, welche allein den Lehrer zur idealen Auffassung seines Berufes führt.“ Ein bayrischer Schulmann, der unter Entbehrungen drei Jahre hindurch die Wiener Anstalt besuchte, umschreibt das obige Urtheil in folgender Weise:*) „Er spricht überzeugend und begeisternd; wer sich nicht durch ihn angeregt, belebt, gehoben fühlt, wird’s durch niemand mehr. Es ist eine fesselnde Macht, die seine Persönlichkeit und Rede auf alle seine Zuhörer ausübt. Die Wärme, womit ideale Fragen der Menschenbildungslehre erörtert werden, pflanzt sich unwillkürlich in die Herzen derselben fort. Die entwickelnde

*) Beilage zu Nr. 34 der „Bayer. Lehrerztg.“ 1881.

Lehrform versteht Dr. Dittes in seinem Vortrage in ganz unnachahmlicher Weise zu handhaben. Dieselbe kann man von ihm wie von keinem andern lernen. Er verlangt von seinen Hörern nichts als einen offenen Sinn für pädagogische und ideale Fragen und das Streben nach Vervollkommnung, nach Erkenntnis der Wahrheit. Wer dies mitbringt, ist in den Räumen, wo Dittes lehrt, willkommen, und er geht nicht unbefriedigt hinweg . . . Wahrheitsuchend eilte ich zu ihm, und ich bin nicht betrogen worden. Er ist selbst aber weit entfernt, blinde Anhänger oder Janer bilden zu wollen. Gar manchmal erklärte er: „Ich habe Ihnen nun zwei Wege eröffnet, nun prüfen und wählen Sie.“

Der schon erwähnten, von mehr als tausend Lehrern unterschriebenen Eingabe an den Wiener Gemeinderath war nur ein halber, oder vielleicht noch weniger als ein halber Erfolg beschieden. Es wurde nämlich wohl beschlossen, das Institut zu erhalten, aber mit dem Zusatz, es zu reformieren, und — wie seltsam! — als der eifrigste Anwalt des in seiner Existenz bedrohten Pädagogiums erwies sich ein geistlicher Schulmann, der Mitglied des Gemeinderathes war. Dittes, der inzwischen wieder einen Sturm der gehässigsten directen und indirecten journalistischen Angriffe auszuhalten hatte, war des Treibens ernstlich müde geworden und suchte um seine Pensionierung nach, die seitens des Gemeinderathes auch angenommen wurde. Es ist nicht ohne Interesse, die maßvolle und doch unzweideutige Mittheilung zu lesen, die Dittes hierüber den Lesern seines „Pädagogiums“ machte.

Er schreibt: „Zwei chronische Leiden, Folgen einer schweren Lungenentzündung, welche sich im Laufe des letzten Winters erheblich gesteigert hatten, nöthigten mich, am Ende des Wintersemesters (Mitte Februar 1881) meine Lehrthätigkeit bis auf weiteres einzustellen und mich auf die Directionsgeschäfte zu beschränken. Überdies war mir seit längerer Zeit bekannt, dass dem Gemeinderathe von Wien das im Jahre 1868 im Geiste entschiedenen Fortschrittes ins Leben gerufene Pädagogium nicht mehr ganz genehm sei. Die Zeiten ändern sich und mit ihnen die Menschen. Freilich nicht alle. Ich meinestheils habe bisher nicht vermocht, mich der Grundsätze zu entäußern, denen ich seit mehr als 3 Jahrzehnten gefolgt bin, und mit welchen ich vor 13 Jahren die Leitung des Wiener Pädagogiums übernahm, dessen Plan und Tendenz mit meinen eigenen Bestrebungen im Einklang standen. Nun hat sich die Sachlage wesentlich verändert. Der Gemeinderath von Wien hat zwar in öffentlicher Sitzung einhellig anerkannt, dass die bisherige Wirksamkeit des Pädagogiums eine höchst verdienstliche sei, und dass die Stadt der Anstalt die tüchtigsten Lehrkräfte verdanke (nebenbei gesagt, reicht die Wirksamkeit des Pädagogiums, obwohl es

von Wien allein und zunächst auch für Wien allein errichtet war, viel weiter), zugleich aber für nothwendig befunden, dass die Anstalt von Grund und Boden aus reorganisiert werde. Es ist selbstverständlich, dass ich einem solchen Vorhaben, zu dem der Gemeinderath als autonome Körperschaft vollkommen befugt ist, keinerlei Hindernis entgegensetzen kann oder will. Da aber, obwohl über der geplanten „Reorganisation" noch Dunkelheit schwebt, das neue Pädagogium vom alten wesentlich verschieden sein dürfte, so ist zwischen dem Wiener Gemeinderathe und mir ein Übereinkommen getroffen worden, nach welchem ich vom 1. August 1881 an in den Ruhestand trete. Ich habe daher am Schlusse des 13. Studienjahres des Pädagogiums (13. Juli) von dem Lehrkörper und der Hörerschaft der Anstalt bezüglich unseres bisherigen Verhältnisses Abschied genommen und gedenke nach Ablauf einer Erholungspause den Rest meiner Zeit und Kraft in völlig freier Stellung denselben Zwecken zu widmen, welchen ich in einer mehr als 30jährigen Berufsthätigkeit gedient habe."

* * *

Vorstehende Zeilen wurden über einen Mitlebenden geschrieben; doch ehe sie noch die Druckerpresse verließen, galten sie bereits einem Verstorbenen: am 15. Mai 1896, kurz vor Mitternacht, vollendete Dr. Friedrich Dittes sein Erdenwallen, und allgemein und tief war die Trauer der freisinnigen deutschen Lehrerschaft um den Verlust des pädagogischen Führers und treuen Freundes.



XVIII.

Leopold Hasner Ritter von Artha.

Von Heinrich Schreiner.

Der Name Leopold von Hasner steht nicht auf der Liste der zünftigen Pädagogen. Gelehrt hat er allerdings auch, doch von der Lehrkanzel herab, mit welchem stolzen Namen man den einfachen Stuhl des Schulmeisters eben nicht zu bezeichnen pflegt. Es ist nun nicht erfreulich, aber bezeichnend, dass wir gewohnt sind, zu den Pädagogen hauptsächlich Volksschullehrer und solche Männer zu zählen, die mit der Haus- oder Volksschulerziehung unmittelbar oder mittelbar sich befassen, während sich die Mittel- und Hochschullehrer zumeist sträuben, dieser Zunft anzugehören. Was jedoch Leopold v. Hasner für die österreichische Volksschule geleistet hat, reicht so weit über die glänzendsten Erfolge eines berufsmäßigen Schulmannes hinaus, dass ihm für alle Zeiten in der Geschichte der österreichischen Volksschule unter den Schulmännern einer der hervorragendsten Ehrenplätze unbestritten gesichert bleibt.

Die Lebensgeschichte eines hervorragenden Mannes zu schreiben, ist eine schwere Aufgabe. Soll nämlich der Leser nicht nur durch eine trockene Aufzählung von Daten und Lebensschicksalen gelangweilt werden, so muss die Lebensbeschreibung uns ein Bild der inneren Entwicklung geben: sie soll uns nicht nur zeigen, was der Mensch gewesen, wie er gedacht, und was er gethan, sondern sie soll uns auch einen Blick in seinen innern Werdeprocess gestatten. Die geistige Entwicklung mit psychologischem Auge zu verfolgen — darin liegt das Anregende und Fesselnde für den Leser, aber auch die Schwierigkeit für den Verfasser der Lebens-

geschichte. Nicht so bei Hasner. Hier steht dem Biographen eine Autobiographie dieses bedeutenden Mannes zur Verfügung, die in ihrer Schlichtheit und Offenheit den Stempel der ungeschmückten Wahrheit an sich trägt. Da es mir nicht in den Sinn kommen kann zu glauben, ich könnte tiefer blicken in die Seele dieses tiefen Denkers, als er selbst es gethan, so könnte ich mich meiner Aufgabe durch den Hinweis auf die „Denkwürdigkeiten von Leopold von Hasner, Autobiographisches und Aphorismen"* entledigen. Wenn ich gleichwohl hier eine Skizze des Lebens dieses Staatsmannes und Gelehrten biete, so geschieht es einerseits darum, weil nicht jedermann das angeführte Buch zur Verfügung steht, andererseits aber auch darum, dem um die österreichische Volksschule so hochverdienten Manne den ihm gebürenden Ehrenplatz in diesem Buche zu sichern. Meine Aufgabe hiebei ist nicht die eines Biographen, als vielmehr die eines Referenten, wobei ich den Wunsch nicht unterdrücken kann, recht viele Leser zur Lectüre der „Denkwürdigkeiten" zu veranlassen. —

Hasner wurde am 15. März 1818 zu Prag als der Sohn eines Gerichtsbeamten geboren. Die Familie lebte anfangs nicht in glänzenden Verhältnissen, obwohl der Vater eine schöne Carrière machte — er wurde schließlich (1830) Kammerprocurator und Hofrath. In der ersten Zeit machten jedoch die Beförderungen des Vaters nicht sofort gleichen Schritt mit einem Haussegen, der ihm fast jährlich ein, ja einmal sogar zwei Kinder brachte, bis deren Zahl auf sechs angewachsen war. Trotzdem gediehen die Kinder auch bei Wassersuppe, nacktem Linsengericht und Brot und waren sämmtlich aufgeweckten Geistes. Die Mutter, eine Frau von klarem Verstande, geradsinnigem Charakter und einem jeder Überschwenglichkeit fernen, aber tiefen und liebevollen Gemüthe, war die erste Lehrerin ihrer Kinder, unter deren Anleitung sie sich die Fertigkeiten im Lesen, Schreiben und Rechnen mit der spielenden Leichtigkeit der Jugend frühzeitig aneigneten. Da indes auch der Vater, bei aller seinen Verstandesklarheit, auf weitere ideale Ziele nicht gestellt war als auf Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit in seinem Pflichtenkreise, und seine Wünsche in Beziehung auf seine Kinder sich darauf beschränkten, sie zu Menschen heranzuziehen, die einem bürgerlichen Beruf, sowie jedem Lebensverhältnisse sich würdig anzupassen fähig wären, so wurde ihr Blick nicht ins Weite gelenkt, ohne dass doch die erziehende Kraft jener klaren Verständigkeit und des sittlichen Ernstes, mit dem beiden Elterntheile über alle Lebensverhältnisse zu urtheilen gewohnt waren, zu unterschätzen gewesen wären. Dem kleinen Leopold war eine Gewissenhaftigkeit an-

*Stuttgart 1892. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

geboren, die geradezu bis zur Pedanterie gieng; frühzeitig zeigte sich in ihm auch der Sinn für die Welt des Schönen in Natur und Kunst, wozu die Herrlichkeiten Prags nicht zum geringen Theile beigetragen haben mögen. Hiezu kam ein besonders glückliches, bis ins Alter treu gebliebenes Gedächtnis für alles, was durch die Form wirkt, für den Vers, das Bild, die Musik. Hieraus entwickelte sich in ihm eine Leidenschaft für die Kunst, der er durch sein ganzes Leben treu geblieben, und in welcher er es als Dilettant so weit brachte, dass seine Leistungen in der darstellenden Kunst selbst von Kennern als ans Künstlerische streifend anerkannt wurden.

Die Normalschule am Teyn, in welche Hasner i. J. 1826 eintrat, besuchte er nur ein Jahr, indem er schon 1827, noch nicht zehn Jahre alt, an das Altstädter Gymnasium übertrat. Im Laufe der Jahre ward sein Latein „ein ganz leidliches," während die Kenntnisse im Griechischen gering blieben, welchen Mangel er später bedauerte und ihm selbständig abzuhelfen suchte. Überhaupt fehlte es vollends an der Fähigkeit, die Schüler in der Schule für weitere Wissenszweige zu begeistern; „die Religionsstunden waren nicht erbaulich und langweilig." Im übrigen verliefen die Gymnasialjahre froh und munter; der Gymnasiast Hasner war ein leidenschaftlicher Schwimmer und Kahnfahrer, wie er auch später ein eifriger Turner und vorzüglicher Tänzer wurde.

1833 trat Hasner nach Absolvierung des Gymnasiums in die sogenannte „Philosophie", die zwei Jahrgänge, die etwa den heutigen beiden letzten Classen des Obergymnasiums entsprachen, über. In dieser Zeit erwachte in ihm der Wissensdrang. Da man damals jede Geistesregung sorgfältig bewachte, bemächtigte er sich heimlich durch Vermittlung eines Freundes, dessen Vater eine nicht unbedeutende Büchersammlung besaß, urtheilslos eines jeden Buches, das ihm in die Hände kam. Unter vielem Schlechten erlangte er auch manches Bessere. Zunächst war es Jean Paul, der ihn mächtig erfasste; durch die Beschäftigung mit Herder suchte und fand er etwas mehr wissenschaftliche Bestimmtheit. „Seine Philosophie der Geschichte der Menschheit regte mich lebhaft an und gab den ersten Anstoß zu meinem nachmaligen geschichtsphilosophischen Denken und Forschen. Auch in seinen Schriften zur Literatur und Kunst, sowie in denen zur Religion und Theologie fand ich reiche Schätze. Ja auch als Dichter sprach er mich an." (Denkwürdigkeiten.)

Durch Herders religiösen Sinn wurde Hasner zur Lectüre der Bibel geleitet. „Der ergreifende epische Inhalt ihrer Erzählung, die Wahrheit ihrer Sittenlehre und ihre schöne, in ihrer Einfachheit oft schlagend überzeugende Form wirkten mächtiger auf mich als alles, was mir bis dahin in mündlicher Lehre übertragen wurde. Welch ein Stoff!

Und wie wenig hatten meine Lehrer in Schule und Kirche aus ihm zu machen gewusst!" Aus dieser Lectüre entsprangen nun religiöse Zweifel, aus denen der jugendliche Geist vergeblich einen Ausweg suchte. Er ließ daher vorläufig die Sache auf sich beruhen, hoffend, dass weiteres Denken und Wissen ihm wohl bestimmte Antwort geben würde, und hielt sich vor allem an die Weisung der Schrift: „Wenn du aber betest, so gehe in dein Kämmerlein, und schließe die Thüre zu, und bete zu deinem Vater im Verborgenen." An ihn aber glaubte ich, ohne Frage um das, was mir Menschen sagten; vor ihm beugte ich mich in Demuth, wohl wissend, wie sehr ich seiner Hilfe bedürftig war und noch werden mochte."

1836 wurde der Vater Hasners in den Adelstand erhoben, worüber die Kinder keine besondere Freude hatten. „So ließen wir den Vater bei der Wahl eines Adelsprädicats im Stiche, und ich weiß bis heute nicht, wie er auf dasjenige „von Artha" verfallen ist. Und hätte mein Vater nicht später auch den Ritterstand erworben, ich wäre noch heute, trotz aller weitergehenden Berechtigungen, die ich später erwarb, so gut bürgerlich, als bei meiner Geburt."

Auch das ewig Weibliche trat näher an mich heran und forderte die Huldigung des Jünglings." Hasner „durfte sich manch freundlichen Entgegenkommens auf halbem Wege rühmen." Aber wenn ihn „Amors Pfeil dort und da ritzte, tief blieb er zunächst nicht sitzen."

Im Jahre 1836 bezog Hasner die juristische Facultät der Prager Universität. Es fehlte ihm nicht an juristischem Interesse, allein „die hermeneutische Methode der damaligen österreichischen Jurisprudenz vermochte ihn in keiner Weise anzuziehen." So gieng er denn abermals einen eigenen Weg, studierte Rechtsphilosophie, beschäftigte sich mit Kant, Fichte, Hegel und Herbart. Daneben betrieb er historische Studien und „suchte sich überhaupt aus aller Welt anzueignen, was den Schatz seines Wissens vermehren konnte."

Höchst interessant ist es zu lesen, in welcher Weise Hasner an seiner Selbsterziehung und Vervollkommnung arbeitete. Es ist das Ringen eines jeden Mannes, der über das gewöhnliche Durchschnittsniveau der Bildung sich emporarbeiten will. „Ich hatte das redliche Bedürfnis," so schreibt er, „und den ernstesten Willen, meine Fehler los zu werden, meine Kraft gegen alles widerstandsfähig zu machen. Ich war unvollkommen, aber ich wollte es nicht bleiben; ich war noch kaum ein halber Mensch, aber ich wollte ein ganzer werden. Wer wird es? Ich aber entwickelte mir, zu eignem Nutz und Frommen, eine Art pädagogischen Eklekticismus, in den ich alles hineinzog, was mir zu meiner Absicht dienlich sein könnte. Ich hielt mir überall die idealsten Beispiele der

Geschichte vor Augen, prägte mir die schönsten und edelsten Aussprüche hoher Geister ins Gedächtnis, um sie in jedem Augenblicke gegenwärtig zu haben. Und weiter, um meinen Körper gegen physische und sittliche Angriffe zu stählen, suchte ich ihn auf jede Weise abzuhärten und seine Bedürfnisse auf das äußerste Maß zu beschränken. Dabei muthete ich mir alles zu, was mir geeignet schien, meine Macht über mich selbst zu erproben. Deshalb besuchte ich, um mich gegen peinliche Eindrücke zu waffnen, auch wohl die Seciersäle der medicinischen Facultät; ja in derselben Absicht folgte ich sogar einmal dem traurigen Zuge der Menge nach dem Richtplatze."

Auch das Reisen, dieses wichtige Erziehungsmittel, wurde trotz der knappen Mittel nicht versäumt. Hasner lernte zunächst einen großen Theil seiner böhmischen Heimat kennen (1834 und 1835) und unternahm in den Ferien 1837 eine Fußreise in das Alpengebiet, die sich über Gmunden, Ischl, Salzburg und Gastein durch das Pinzgau und Zillerthal bis Innsbruck erstreckte; der Rückweg führte über Rosenhein und Winterberg. Üppig freilich war das Wanderleben nicht. „Wir aßen uns eben satt, und wenn wir nicht in den Betten der letzten Gasthäuser übernachteten, thaten wir dies wohl auf einem Strohlager. Aber ein schöneres Stück Welt, als dasjenige, dessen wir genossen hatten, gibt es kaum."

Um diese Zeit wurde Hasner durch einen Zufall mit Walter Scott und mit Goethes Faust bekannt. „Den Eindruck, welchen das Buch (Faust) auf mich machte, zu schildern, vermöchte ich nicht. Das schlug ein wie nichts zuvor."

Unterdessen gieng die Studienzeit zu Ende, und es galt, sich nach einem praktischen Berufe umzusehen. Hiezu sah er sich umso mehr verpflichtet, als er ein Mädchen kennen gelernt hatte, für das er bald in leidenschaftlicher Liebe entflammt war, die auch erwidert wurde, so dass er sich durch Neigung und durch Pflicht gebunden erachtete. Zuerst trat er in den Dienst der Finanz-Landesdirection. Aber dem mit „Philosophie und Poesie Getränkten" konnten „die Brau- und Brantweinregister" nicht zusagen. Nach dreivierteljähriger Dienstzeit entschloss er sich zum Austritte, erwarb im Juli 1842 den Doctorgrad und fand sodann Aufnahme bei der Hofkammerprocuratur in Wien. Wien wollte ihm in keiner Weise gefallen. Es bedurfte längerer Zeit, bis er, sich einlebend, eines tiefen Heimwehs einigermaßen los wurde. Die Behörde, bei welcher er Aufnahme gefunden, sagte ihm besser zu, zumal er meinte, dass ihn nichts hinderte, von da aus dem Ziele seiner früh gehegten Wünsche, einer Professur, zuzusteuern. Auch hatte die Hofkammerprocuratur, welche den administrativen Centralstellen als consul-

tierendes Organ zu dienen hatte, „einen gewissen höheren geistigen Schnitt." Endlich fand er sich hier in einem Kreise jüngerer und älterer Männer, die an Talent und Tüchtigkeit hervorragend waren (Lasser, Herbst, Conrad saßen mit ihm in derselben Amtsstube, Alexander Bach diente in demselben Amte), und da er später auch in den weiteren Kreisen Wiens, unter den Sommaruga, Berger, Perthaler, Heyßler u. a., die daselbst die Blüthe der damaligen aufstrebenden Männer bildeten, Gesinnungsgenossen und Freunde fand, durfte er mit der Stellung, die man ihm in seinem neuen Lebenskreise einräumte, fürs erste wohl zufrieden sein. Nur der Gedanke an die ferne, seiner harrenden Geliebte trübte seine Zufriedenheit. In diesem Kummer suchte er Trost in der herrlichen Umgebung Wiens, die mächtig auf den Naturschwärmer wirkte, in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen, in den Kunstgenüssen, welche das musikalische Wien bot (Franz Liszt und Jenny Lind, „die schwedische Nachtigall", standen damals auf der Höhe ihrer Kunst) und in den theatralischen Genüssen (das Burgtheater hieß damals mit mehr Recht als je die erste Bühne Deutschlands).

Nach fünfjährigem Aufenthalte in Wien drückte Hasner sein langjähriges Liebesverhältnis allzusehr, und so entschloss er sich denn, seine Braut heimzuführen (October 1847). Da ihm inzwischen ein zweimaliger Versuch, eine Professur zu erlangen, missglückt war, suchte er sich mit dem ihm allerdings nicht zusagenden Gedanken, eine Advocatur anzustreben, vertraut zu machen.

Damit endigten die Lehrjahre dieses bedeutenden Mannes, für den nunmehr eine Periode antritt, die ihn von Erfolg zu Erfolg führte, in der er die reichlich gesammelten Geistesschätze im Dienste des Vaterlandes verwertete.

Das stürmische Jahr 1848 riss auch Hasner mit in den Wirbel der Bewegung. Mit Freuden begrüßte er den Bruch mit der Vergangenheit, den neuen Bestrebungen gegenüber nahm er jedoch in gewissem Sinne eine Sonderstellung ein. Er war in keiner Weise geneigt, sich dem Zuge der deutschnationalen Bewegung nach einem Aufgehen Österreichs in einem geträumten deutschen Einheits- oder Bundesstaate anzuschließen. Ebenso erblickte er aber auch in den Bestrebungen der Slaven und Magyaren eine drohende Gefahr für Österreich. Für seine Auffassung der Verhältnisse ist der in der „Wiener Zeitung" von ihm veröffentlichte Aufsatz „Ein Königreich für einen Österreicher" bezeichnend. Wir sehen ihn sodann als Nationalgardisten der Studentenlegion auf dem Wachposten stehen, und er betrachtete es nachmals als ein Omen, dass er als Wachposten gerade vor jenem Gebäude auf- und

abzuschreiten hatte, in welchem später, als er Unterrichtsminister war, das Ministerium seines Ressorts untergebracht wurde.

Schließlich wurden ihm die wachsenden Greuel der Zustände unerträglich; alles gieng aus Rand und Band; an eine ernste Arbeit war kaum mehr zu denken; selbst der Bureaubesuch hatte aufgehört. Da beschloss er, nach dem tumultuarischen 26. Mai, Wien zu verlassen und gieng mit seiner Frau nach Prag. Aber da kam er aus dem Regen unter die Traufe. Auch hier begannen die Straßenkämpfe, und Barricaden wurden errichtet. Hier rettete ihn die Ängstlichkeit seiner Frau vor dem Geschosse eines Sechspfünders, das sich einen Schritt vor dem Ehepaare in die gegenüberstehende Mauer eingrub.

Als endlich Ruhe und Ordnung eintrat, wurde Hasner von dem Statthalter Grafen Leo Thun an die Spitze der Redaction der officiellen „Prager Zeitung" berufen. Schon ein Jahr später (1849) bot ihm derselbe Graf L. Thun, der nun Minister für Cultus und Unterricht geworden war, eine außerordentliche Professur der Rechtsphilosophie an der Prager Universität an. So hatte er endlich das erstrebte Ziel erreicht und widmete sich nunmehr fast ausschließlich seinen lehramtlichen und wissenschaftlichen Aufgaben. Leider war sein Glück durch einen bitteren Wermuthstropfen getrübt. Die Ehe Hasners war durch zwei hoffnungsvolle Kinder gesegnet. Allein eine Nervenreizbarkeit, welche sich bereits in der Mädchenzeit seiner Frau oft sehr störend kundgegeben hatte, gieng allmählich mehr und mehr in eine Krankhaftigkeit ihres Gemüthes über, die sie von fast aller Welt und auch denen, die ihr am meisten wohlwollten, misstrauisch, ja feindselig abwendete.

„Sie (diese Stimmungen) waren eben durchaus krankhafter Natur, wie sich später nur zu traurig herausstellte, wirkten aber deshalb nur doppelt peinlich und zerstörend nach innen und nach außen." In zarter Rücksicht unterläßt es Hasner, „in weiterem Maße den Schleier zu lüften, der von da an über seinem ganzen Leben ausgebreitet lag."

So verlebte Hasner mehrere Jahre zurückgezogen, verkehrte nur mit seinen Eltern, Geschwistern und mit seinen Collegen und vergrub sich in seine Studien, deren Früchte er schon 1851 unter dem Titel „Philosophie des Rechtes und seiner Geschichte. In Grundlinien," herausgab. Die Lehrkanzel der Rechtsphilosophie bekleidete er nur zwei Jahre. Als nämlich jene der politischen Ökonomie an der Prager Universität frei ward, wurde ihm die ordentliche Professur derselben übertragen. Mit frischem Muthe gieng er an die neue Aufgabe. Schon im Jahre 1860 erschien als Frucht dieser Thätigkeit der erste Theil seines „Systems der politischen Ökonomie," welches wie das erstere Werk sich des allgemeinen Beifalls des Fachgenossen erfreute. Welches

Ansehen Hasner als Gelehrter genoss, geht auch daraus hervor, dass er auch zum Decan des Professoren-Collegiums gewählt und zum Präses der rechtshistorischen Staatsprüfungs-Commission ernannt wurde.

Das Jahr 1861, welches Österreich neuerlich eine Verfassung brachte, schleuderte Hasner wider seinen Willen und seine Neigung in eine ganz neue, in die politische Lebensbahn. Über gleichzeitige Aufforderung der deutschen und der czechischen Partei candidierte er nach reiflicher Überlegung in den Prager Landtag, wurde auch als Vertreter der Altstadt in denselben gewählt und später von diesem auch in den Reichsrath entsandt, wo er zum ersten Vicepräsidenten berufen wurde (Präsident war Hein). Die parlamentarischen Erfolge, welche Hasner nunmehr in rascher Aufeinanderfolge erzielte, können wir an dieser Stelle füglich übergehen. Es genügt die Bemerkung, dass er nach Schluss der Reichsrathssitzungen für seine parlamentarische Thätigkeit durch das Ritterkreuz des Leopold-Ordens ausgezeichnet wurde, was er selbst als eine für seine Jahre ganz ungewöhnliche Ehre bezeichnet.

Im Jahre 1863 erklomm er die höchste parlamentarische Würde, indem er zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses ernannt wurde, nachdem Hein zum Justizminister berufen worden war. Diese Stelle bekleidete Hasner zwei Jahre lang.

Als im Jahre 1864 dem Staatsministerium, welchem die Angelegenheiten des Cultus und Unterrichtes nach der Auflösung des Unterrichtsministeriums (20. October 1860) zugewiesen waren, als consultierendes Organ in allen Unterrichtsfragen des ganzen Reiches ein aus Fachmännern gebildeter Unterrichtsrath als selbständige Körperschaft an die Seite gestellt werden sollte, wurde Hasner von Schmerling der Posten eines Präsidenten dieser neu geschaffenen Behörde angeboten. Da diesem der Rang eines Sectionschefs zugedacht war, hatte Hasner keinen Grund, diesen ehrenvollen Posten zurückzuweisen. Über seine Wirksamkeit im Unterrichtsrathe schreibt er Folgendes: „Ich hatte, in unmittelbarem Vortrage an den Kaiser, die weiteren Besetzungsvorschläge zu machen. Ich gieng zu diesem Behufe in sorgfältige Berathung mit Männern, welche mir, neben der meinen, mit ihrer Personalkenntnis behilflich sein konnten. Und so stellte ich mir endlich eine Körperschaft zusammen, von der sich wohl etwas hoffen ließ; und umso mehr, als ich nicht versäumte, auch jene mir voraussichtlich mit Misstrauen gegenüberstehenden Männer der Gruppe Bonitz, Miklosich, Hochegger, Littrow zu berufen“ — die einflussreichsten Kreise der Wiener Universität hatten für die Stelle des Präsidenten den berühmten Slavisten Miklosich candidiert — „deren wirksame Mithilfe mir viel wünschenswerter, als ihre zweifelhafte Stimmung bedenklich schien. Auch war bald die neue Maschine

in geregeltem und, ich darf sagen, ungestörtem Gange. Denn erst musste man mich gelten lassen, und bald ließ man mich bereitwillig gelten. Ich kam den Widerstrebenden mit achtungsvollem Wohlwollen entgegen; ich hatte Gelegenheit, persönlich in die Verhandlungen einzutreten und mich ihnen in streitigen Fragen überzeugungsvoll anzuschließen; genug, ich konnte mich bald der freundlichsten Beziehungen zu meinen Räthen erfreuen, und ihr Eifer, ihre hohe Begabung und Sachkenntnis brachten mich fast denen am nächsten, welche mir anfangs am fernsten gestanden waren."

Mit der Sistierung der Verfassung im Jahre 1865 änderte sich auch die Stellung Hasners. Zwar wurde ihm von Belcredi die Stelle eines Sectionchefs in der Unterrichtsabtheilung des Ministeriums des Innern angeboten. Da er jedoch diese mit Rücksicht auf seine politische Überzeugung nicht annehmen wollte, bat er um Rückversetzung an die Universität und erhielt eine Lehrkanzel in Wien, wo er seine wissenschaftlichen Arbeiten wieder aufnahm und sich bald eine achtungsvolle Stellung unter seinen Collegen erwarb, von denen er für das Jahr 1867/68 zum Rector erwählt wurde. Nach Wiederherstellung der Verfassung wurde Hasner 1867 zunächst in das Herrenhaus berufen, wobei Beust allerdings die Absicht hatte, einen einflussreichen Gegner des ungarischen Ausgleiches vom Präsidentenstuhle des Abgeordnetenhauses fernzuhalten. Auch die Stelle eines Ministers für Cultus und Unterricht war ihm von Beust zugedacht, die aber Hasner, nachdem er die Annahme bereits zugesagt hatte, gleichfalls aus politischen Bedenken ablehnte. Als jedoch kurze Zeit darauf Fürst Carlos Auersperg mit dem gleichen Ansinnen an ihn herantrat, da waren es nicht politische Bedenken, sondern der Wunsch nach Ruhe, die Hasner einen Kampf mit sich selbst bereiteten, ehe er sich, der politischen Nothwendigkeit weichend, zur Annahme des verantwortungsvollen Postens entschloss.

Somit sind wir bei dem wichtigsten Abschnitte im Leben Hasners angelangt, bei dem Abschnitte, der ihn zum Schöpfer des Reichsvolksschulgesetzes, zum Begründer der vom Lehrerstande und von allen Freunden wahrer Volksbildung so hochgehaltenen und — wie es ja natürlich ist — von den Gegnern so vielgelästerten Neuschule gemacht. Wer könnte uns die Vorgänge dieser für die Culturgeschichte Österreichs so hochwichtigen Zeitperiode treffender schildern, als er selbst, der die Seele derselben war, der oberste Befehlshaber der siegreichen Armee? Hasner berichtet darüber, wie folgt: „Mein erster Gedanke, als ich mein Amt übernahm, war, dass das österreichische Unterrichtswesen von unten herauf einer Revision zu unterziehen sei. Die Grundlage des ganzen Gebäudes desselben, die Volksschule, war ohnedies einer Reform vor allem

bedürftig, und wenngleich auch in den Mittel- und Hochschulen manche Frage der Lösung harrte, so war doch hier so gut wie alles erst zu thun, um auf einen Stand zu kommen, der in anderen Culturstaaten bereits vortreffliche Früchte gezeitigt hatte.

Ich gieng unverweilt ans Werk. Mein Referent für Volksschulangelegenheiten, der damalige Sectionsrath Hermann, war ein tüchtiger, in seinem Fache wohlerfahrener Schulmann. Da indes ich und Glaser uns zunächst nicht als Fachleute betrachten konnten, hielt ich es für gut, unserer Aufgabe noch eine weitere Kraft zuzugesellen. Nun hatte ich im Unterrichtsrathe in dem Professor am Polytechnikum, derzeitigem Hofrath und Reichsrathsabgeordneten, Dr. Adolf Beer, einen Mann erkannt, dessen lebhaftes Interesse für das Studienwesen überhaupt, dessen Kenntnisse und unermüdliche Arbeitskraft mir umso mehr dienlich sein konnten, als er sich im Besitze umfassender Sammlungen ausländischer Gesetze befand, deren Inhalt er mit seinem glücklichen Gedächtnisse beherrschte und für meine Zwecke dienstbar zu machen wohl geeignet war. Ich zog ihn deshalb unseren Berathungen bei. Mit warmer Liebe für die Sache unterzogen wir uns nun alle ihren vielfachen Schwierigkeiten, und im Laufe eines Jahres etwa hatten wir einen Gesetzentwurf zustande gebracht, den wir wohl einen guten nennen zu dürfen glaubten.* Die achtjährige Schulpflicht, die Interconfessionalität der Schule bei confessionellem Religionsunterricht, die staatliche Beaufsichtigung des Volksschulwesens: das waren jene Hauptpunkte, welche in der Folge den Beifall der einen, den Tadel der andern Seite uns in reichem Maße eintragen sollten.

Ich brachte den Entwurf vor den Ministerrath. Daselbst aber wurde bei der Masse anderweitiger dringender Geschäfte befunden, dass die Durchberathung in seinem Plenum nicht möglich sei, weshalb zu diesem Behufe ein Comité, bestehend aus Herbst, Brestel und mir, bestellt wurde. Ich hatte mit den beiden Collegen keine Schwierigkeiten. Und so gelangte denn der Gesetzentwurf an den Kaiser, der die Genehmigung zu seiner Einbringung im Reichsrathe ertheilte.

Als das Gesetz in der Commission des Abgeordnetenhauses zur Berathung kam, hatte ich principielle Schwierigkeiten kaum zu überwinden. Aber eingehend wurde es geprüft, und ermüdend genug war es, nun zum drittenmal den Gegenstand durchnehmen und zudem vertheidigen zu müssen. Doch war das Resultat ein durchaus günstiges, und so ge-

* Es ist von Interesse und zeugt von dem praktischen Sinne Hasners, dass der Entwurf auch hervorragenden Wiener Schulmännern zur Begutachtung überwiesen wurde.

langte das Gesetz endlich zur Berathung an das Haus selbst. Und ich sollte für so viel Mühe reichlich belohnt werden.

Die Generaldebatte wurde während zweier langwieriger Sitzungen geführt. Ein Hagel von Angriffen wurde von der rechten Seite gegen das Gesetz losgelassen. Durch zwei Tage hatte ich, zudem an einem Fußübel leidend, mit gespannter Aufmerksamkeit jedem Worte zu folgen. Endlich gelangte ich selbst zum Sprechen. In einer fünfviertelstündigen Rede that ich mein Bestes, die Ersprießlichkeit des Gesetzes nachzuweisen und alle gegen dasselbe erhobenen Einwände niederzuschlagen. Schon während derselben ward mir vielfacher lebhafter Beifall zutheil. Als ich aber geschlossen hatte, brach ein wahrer Sturm desselben im Hause und auf den Gallerien aus; die Abgeordneten verließen in Massen ihre Sitze, um mir an der Ministerbank ihren Dank und ihre Glückwünsche auszudrücken; kurz, es war eine Bewegung der Anerkennung im Hause, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Doch nicht genug daran. Als wieder Ruhe eingetreten war, erhob sich der Abgeordnete von Oberösterreich, Dr. Riehl, um den Antrag zu stellen: Das Haus wolle im Hinblicke auf die vernommene Vertretung des Gesetzes demselben die Zustimmung en bloc ertheilen. Und das Haus ertheilte sie. Das war mir nun eine doppelte frohe Überraschung. Denn, in seltenem Maße schmeichelhaft — handelte es sich doch um ein wichtiges Gesetz von 78 Paragraphen — enthob dieser Beschluss zugleich mich, den schwer Ermüdeten, der Nothwendigkeit, in einer, wenn auch hoffnungsvollen, doch jedenfalls beschwerlichen Specialbatte neuerdings Stand zu halten. Ich war frei und hatte einen großen Sieg errungen.

Wohl musste das Gesetz noch im Herrenhause vertreten werden. Allein, so wenig leicht auch das war, allzu groß waren die Schwierigkeiten doch nicht, die ich dort noch zu überwinden hatte, um endlich das durch beide Häuser durchgebrachte Gesetz dem Kaiser zur Sanction vorzulegen, die ihm dann auch am 14. Mai 1869 zutheil wurde".

So war jenes Gesetz entstanden, welches, wie kaum ein anderes, je nach der politischen Parteistellung verschiedenartig beurtheilt wurde und wird. Welche Bedeutung der 14. Mai 1869 für die Lehrerschaft und die Freunde der Volksbildung hat, hat die Feier des 14. Mai 1894 in allen Theilen unseres Vaterlandes bewiesen, für Hasner aber war der 14. Mai 1869 der Tag seines bedeutungsvollsten Erfolges, seiner größten That, aber noch nicht der seiner höchsten Macht- und Ehrenstellung. Auch die Würde des ersten Staatsministers sollte ihm noch zutheil worden. Mit dem a. h. Handschreiben vom 1. Februar 1870 wurde er zum Ministerpräsidenten ernannt; gleichzeitig wurde ihm die Würde eines geheimen Rathes verliehen. Hier möchten wir eine

Stelle aus den „Denkwürdigkeiten“ anführen, die für die Beurtheilung von Hasners Charakter höchst bezeichnend ist. Sie lautet: „Bei allem Erreichten hatte ein Gedanke für mich den meisten Wert, der: dass ich keine äußeren Erfolge gesucht; dass, was mir das Geschick an solchen zutheil werden ließ, es mir geschenkt hatte; dass ich von meinem ersten Adjutum, das mir der Einfluss meines Vaters verschafft hatte, bis zu meiner Ministerpräsidentschaft nie in die Lage gekommen war, um irgend eine mir zutheil gewordene Beförderung mündlich oder schriftlich anzusuchen; kurz, dass mir das Geschick das seltene Glück hatte zutheil werden lassen, viel zu erreichen, ohne meinen Rücken krümmen zu müssen.“

Die Präsidentschaft Hasners war nur von kurzer Dauer. Infolge der geänderten politischen Lage bat das Ministerium Hasner um seine Enthebung, welche ihm mit dem a. h. Handschreiben vom 4. April 1870, nach zweimonatlicher Dauer, ertheilt wurde. Hiemit schließt die amtliche Wirksamkeit des Vaters des Reichsvolksschulgesetzes. Allerdings war Hasner nicht alt genug, um nicht eine angemessene neue amtliche Stellung übernehmen zu können. Aber eine unabhängige fand er jetzt und später nicht, und eine politisch abhängige hätte er „am wenigsten unter einem Ministerium Potocki oder Hohenwart anstreben oder auch nur annehmen können.“ Die noch folgenden Jahre seines Lebens befasste er sich mit Politik, welche Thätigkeit wesentlich auf den Boden des Herrenhauses beschränkt blieb. Wir heben von den Redekämpfen, die er hier zu führen hatte, die „Vertheidigung des Volksschulgesetzes gegen Ausnahmsbestimmungen in Beziehungen auf die allgemeine Schulpflicht, gegen die Confessionalität des Schulleiters“ hervor. All sein Kämpfen für die Wahrung der Integrität des Volksschulgesetzes blieb vergeblich: er musste sein eigen Kind verstümmeln sehen. Auch außerhalb des Parlamentes hatte Hasner noch einmal Gelegenheit, seine Schulfreundlichkeit zu bekunden. Es war dies am 11. Mai 1889, als in den Musikvereinssälen in Wien von Bürgern und Lehrern Wiens gemeinsam eine Gedenkfeier des 20. Jahrestages der Sanctionierung des Reichsvolksschulgesetzes veranstaltet wurde. Bei diesem Anlasse sagte er: „Seien Sie überzeugt, dass ich nicht deshalb gekommen bin, um gelobt zu werden. Es war mir ein Bedürfnis zu bekunden, dass ich nach zwanzig Jahren so warm für unsere Volksschule fühle und ebenso für sie eintrete wie vor dieser Zeit. Je größer die Ehre, desto größer die Pflicht bescheidener Selbstschätzung.“ Ferner: „Ich kann Ihnen versichern, dass bei dieser unserer ersten Verschwörung der Böse nicht unter uns gesessen ist. Es ist damals nicht ein Wort der Tendenz, einer Feindseligkeit in nationaler, politischer oder religiöser Richtung gefallen. Unsere

Absicht war die allereinfachste, ein gutes Gesetz auf dem wichtigsten Gebiete des Lebens zu schaffen."

Im übrigen beschäftigte sich Hasner auch mit der schönen Literatur und Kunst, suchte in der Natur sowie bei freundlichen Menschen Erholung und machte Reisen (1876 nach Paris); längeren Sommeraufenthalt nahm er abwechselnd in Karlsbad, Bodenbach, Wartenberg und Ischl. Im Sommer 1882 unternahm er noch in Begleitung seines Bruders eine Reise nach dem Süden, wobei Florenz und Rom besucht wurden. Mit jugendlicher Begeisterung schwelgte er in den Kunstgenüssen, die diese beiden Städte seinem kunstverständigen Sinne boten.

Wenn wir noch hinzufügen, dass am 5. Juni 1891 ein jäher Tod Hasner zu Ischl ereilte, so könnten wir diese kurze Skizze beschließen. Allein wir würden auf diese Weise eine düstere Seite unberührt lassen, die einen großen Theil seines Lebens die harmonischen Accorde seines Glückes gestört hat. In der Familiengeschichte Hasners liegt eine düstere Tragik. Während das Geschick ihm einerseits mit seltener Freigebigkeit Gaben verlieh, die nur wenigen Sterblichen beschieden, raubte es ihm grausam andererseits die unerlässlichen Grundbedingungen eines wahren Glückes. „Das Schicksal trug mich; das Schicksal schlug mich."

Schon früher gedachten wir der Krankheit seiner Frau. Die Krankheit verschlimmerte sich, und über ärztliche Anordnung musste die Kranke gerade damals, als Hasner auf dem Gipfel seiner Macht stand, einer Behandlung außer dem Hause übergeben werden. In dieser schweren Zeit musste der gemüthreiche Mann die Sorgen eines Ministerpräsidenten tragen! Hasner hatte eine vortreffliche Tochter, deren Vorzüge er mit gerechtem Vaterstolz preist. Sie war sein Glück und seine Hoffnung. Aber schon 1875 ward der Keim des Todes in sie gelegt, und am 8. September 1880 raffte sie der Würgengel dahin. „Ich (aber) hatte das Beste verloren, was ich besaß: da lag nun das todte Kind mit dem stillen, bleichen Antlitz vor mir: ein Schmerz durchdrang mich, der zu heilig ist, um in Worte gefasst zu werden, und keinem zu sagen vermöchte, wie tief er mein Herz durchbohrte" — mit diesen Worten hat er sein unendliches Weh über den Verlust seines Kindes ausgedrückt. Inzwischen hatte die Diphteritis auch seinen Enkel, einen hoffnungsvollen Knaben seines Sohnes, dahingerafft, welchem später auf die gleiche Weise ein zweiter Enkel folgte. So hat ein grausames Geschick, was es mit einer Hand gegeben, mit der anderen wieder genommen.

Bevor wie diese Zeilen schließen, sei es uns noch gestattet, eine kurze Bemerkung hinzuzufügen. Nicht ohne Absicht haben wir uns zumeist

auf die Mittheilung des Thatsächlichsten beschränkt. Dazu veranlasst uns zumeist der engbegrenzte Raum. In erste Linie wollten wir die Geburt des Reichsschulgesetzes zur Darstellung bringen und glauben dies am besten durch die Feder Hasners gethan zu haben. Sodann wollten wir den Entwicklungsgang dieses hervorragenden Geistes andeuten und hoffen, dass der denkende Leser gerade in dieser Richtung manche Anregung finden wird.



XIX.

Dr. Gustav Adolf Lindner.

Von Franz Frisch.

Man dürfte kaum einem erheblichen und begründeten Widerspruch begegnen, wenn man behauptet, dass in Österreich der Staat dem Ausbau der Pädagogik als Wissenschafts- und Kunstlehre noch nicht jenes Interesse zuwendet, das als wünschenswert bezeichnet werden muss. Weniger als auf jedem anderen Gebiete beachtet er im allgemeinen die Leistungen auf dem der Pädagogik. An den meisten österreichischen Universitäten spielt die Pädagogik die Rolle des Aschenbrödels. Von den Männern, die zur Schulaufsicht berufen werden, wird kein Nachweis besonderer pädagogischer Leistungen begehrt, und die Befähigung, in der Mittelschule zu unterrichten, reicht ohne weiteres aus zur Berufung in Anstalten, welche Lehrer zu bilden haben — kurz, es fehlen zur Stunde noch sehr viele äußere Antriebe zur Förderung pädagogischer Wissenschaft und Kunst.

Umso mehr verdient das Wirken eines Mannes Anerkennung, der trotz dieser Sachlage, trotz anfänglicher Hindernisse die Arbeit auf dem Felde der Erziehung und des Unterrichtes, wie ihrer Hilfswissenschaften nicht aufgegeben und ihr länger als ein halbes Menschenalter hindurch unverbrüchlich treu geblieben ist. Ich denke an Dr. G. A. Lindner, der sich durch seine mittel- und unmittelbare Einflussnahme auf die pädagogisch-wissenschaftliche Bildung der jüngsten und auch der fortbildungsbeflissenen älteren Lehrergeneration, wie nicht minder auf die grundlegende philosophische Schulung der studierenden Jugend überhaupt

die Berechtigung erworben hat, den besten Namen der neuern Pädagogen angereiht zu werden.

Sein Geburtsort ist Roždalowitz in Böhmen, wo er am 11. März 1828 das Licht der Welt erblickte. Seine Gymnasialstudien legte er in Jung-Bunzlau und in Prag zurück, absolvierte darauf in der böhmischen Hauptstadt unter Exner und Jandera die Philosophie, um sodann auf Wunsch seiner Eltern in das bischöfliche Alumnat zu Leitmeritz einzutreten. Er sollte Priester werden und verspürte keinen Beruf dazu. Als nun das Jahr 1848 anbrach, da legte der Zwanzigjährige den Talar wieder beiseite und betrat auf's neue den Weg nach Prag, wo er philosophische und juristische Vorlesungen hörte, sich aber schließlich für das Gymnasial-Lehramt, und zwar für die mathematisch-physikalische Fachgruppe entschied. Nach erfolgreicher Vollendung der Universitätsstudien begann Lindner seine Laufbahn als Supplent an den Gymnasien zu Trautenau und Jičin in Böhmen. Das Jahr 1854 entführte ihn endlich auf lange Zeit seinem Heimatslande. Die freundliche Sannstadt Cilli in Steiermark nahm ihn auf, und der biederen Bewohner derselben, sowie der reizenden Umgebung der einstigen Römer-Colonie Celeja Claudia gedachte er stets mit warmer Liebe. Hier in Cilli begründete er seinen häuslichen Herd und legte in stiller Zurückgezogenheit, ferne von allen seinen ehemaligen Freunden, den Grund zu einer reichen literarischen Wirksamkeit. Sie nahm ihren Anfang mit verschiedenen kleineren Programmarbeiten psychologischen Inhalts (über Raum und Zeit, über latente Vorstellungen, über Wahrheit und die psychologischen Bedingungen und Schwierigkeiten derselben, über die Bedingungen und Grenzen des Schönen u. a. m.), die sich des Beifalls einer unbestrittenen Capacität auf diesem Gebiete, des Prof. W. Volkmann, erfreuten. Bald darauf (1858) ließ Lindner sein Lehrbuch der empirischen Psychologie erscheinen, das seinen Ruf sicherte.

Heute genießt dasselbe das Bürgerrecht in zahlreichen Gymnasien Österreichs und Deutschlands, und Lindner konnte sich freuen, sein Werk in mehrere europäische Sprachen, u. a. ins Neugriechische, übersetzt zu sehen. Aber das Buch hatte seine Schicksale, welche ein grelles Licht auf das damals in Österreich beliebte Approbationsverfahren werfen. Es wurde ihm nämlich zunächst auf Grund des Gutachtens eines anonymen Recensenten, dem es zur Beurtheilung übergeben worden, die ministerielle Approbation versagt. Aber Lindner war sich des Wertes seiner Arbeit bewusst und wollte sich diese geheime Hinrichtung nicht gefallen lassen. Er legte Gutachten der ersten philosophischen und pädagogischen Autoritäten vor, und jetzt erst, als das Ministerium die Urtheile eines Drobisch, Volkmann, Močnik, Czerkawsky u. a. lesen musste, fand es

sich vorläufig zur Gewährung einer beschränkten Zulassung beim Unterrichte bestimmt, die dann freilich mit den nächsten Auflagen zu einer allgemeinen wurde. — Der genannten Publication folgte bald ein Lehrbuch der formalen Logik, welches wie die Psychologie allgemeinen Anklang fand, gegenwärtig schon in vielen Auflagen vorliegt und durch Übersetzungen geehrt wurde.

Weiters verfasste Lindner folgende Schriften: Die „Einleitung in das Studium der Philosophie" (1866), welche Staatsrath Prof. Dr L. Strümpell in Leipzig mit besonderer Anerkennung in seiner „Einleitung in die Philosophie vom Standpunkte der Geschichte der Philosophie" (Leipzig 1886) benützt hat; „Das Problem des Glücks, psychologische Untersuchungen über die menschliche Glückseligkeit" (Wien, 1868); „Ideen zur Psychologie der Gesellschaft als Grundlage der Socialwissenschaft" (Wien 1871).

Lindners „Problem des Glücks" war freilich nicht der äußere Erfolg beschieden, welcher der ein Jahr später erschienenen „Philosophie des Unbewussten" von E. v. Hartmann in so reichem Maße zutheil ward. Kein Wunder auch: schwört er doch nicht bedingungslos zu der Fahne der Weltanschauung, deren Losung das Dogma des Mephistopheles in Goethes Faust bildet: „Alles, was entsteht, ist wert, dass es zugrunde geht, darum besser wär's, wenn nichts entstünde." „Das Problem des Glücks" sucht nicht seinen Ruhm darin, die Herrlichkeit des Weltschmerzes und der Verzweiflung an allem positiven Glück zu verkündigen — es ist vielmehr der Vertreter eines Optimismus, der zwar gegen die tiefen Schatten, welche auf dem Menschenleben ruhen, nicht blind ist, aber darum ebenso wenig die Lichtseiten übersieht, ebensoweit von selbstbetrügerischer Schönfärberei als von misanthropischer Schwarzseherei entfernt ist, und den Wert des Daseins zu hoch schätzt, um ihn unter Null zu taxieren und höchstens eines Schusses Pulver für wert zu halten, wie consequenter Weise der Pessimismus thun muss. — „Ausgehend von der Überzeugung, dass kein Zeitalter pessimistischer Denkweise so großen Vorschub geleistet, wie das unsere, unternimmt es Lindner, auf theoretisch-philosophischem, speciell psychologischem Wege nachzuweisen, dass es dem Menschen möglich sei, das Ideal der Glückseligkeit, das seiner Seele beständig vorschwebt und sein Thun immer neu antreibt, d. h. ein Minimum von Unlust mit einem Maximum von Lust zu verbinden, zu erreichen, indem er anderen die Erfüllung der Aufgabe überlässt, das Problem auf nationalökonomisch-politischem Wege, d. i. praktisch zu lösen. (Vgl. „Das Problem des Glücks" von Th. H. „Österr. Schulbote" 1883. Nr. 16 und 17.)

In den „Ideen zur Psychologie der Gesellschaft“ suchte Lindner, auf Herbart'schen Anschauungen stehend, die Grundzüge dieser vielversprechenden Zukunftswissenschaft auf deductivem Wege zu entwerfen, ohne dass jedoch seine hiebei dargelegten neuen Gedanken bisher eine gehörige Würdigung von competenter Seite gefunden hätten, was Lindner jedenfalls nicht zu seinen angenehmen Erfahrungen zählte.

Außer den eben angeführten selbständigen Schriften, die aus seiner Cillier Zeit stammen, veröffentlichte er noch zahlreiche wissenschaftliche Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften des In- und Auslandes. So war Lindner unter Bonitz Mitarbeiter der österr. Gymnasialzeitschrift und mit dem Referate über pädagogische Literatur betraut; er war ferner Mitarbeiter der „Zeitschrift für exacte Psychologie“ (Halle), des „Jahrbuches des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik“ (Leipzig), der Unterrichtszeitung der „Neuen Fr. Presse“ u. s. w.

Lindners philosophische Schriften, denen man nirgends die Mühe anmerkt, die sie ihrem Verfasser gekostet, sind ausgezeichnet durch Tiefe und Gründlichkeit, sowie durch eine blühende, edle, allgemein verständliche Sprache, die ebenso der leeren Abstraction wie der Plattheit aus dem Wege geht. „Wer diese Schriften,“ sagt Prof. Dr. L. Strümpell im „Österr. Schulboten“, „mit eigener Kenntnis der betreffenden Fächer aufmerksam und unparteiisch durchliest, der kann nicht umhin, die seltene Klarheit und Bestimmtheit der Gedanken und ihres sprachlichen Ausdruckes, die umsichtige und zweckmäßige Anordnung des Stoffes, die praktische, das Verständnis erleichternde Ausführung, die maßvolle Verbindung des Theoretischen theils mit der concreten Anwendung, theils mit verwandten Gegenständen, wie zum Beispiel in der empirischen Psychologie die Verbindung des Physiologischen mit dem Psychologischen beifällig anzuerkennen. Gerade in diesen Eigenschaften liegt auch die Erklärung der ausgebreiteten Benutzung dieser Schriften weit über die Grenzen Österreichs hinaus, u. z. nicht bloß in der Schule, sondern in weiteren Kreisen.“

Vor allem das Bedürfnis nach reicheren wissenschaftlichen Hilfsmitteln, als Cilli sie zu bieten vermochte, veranlasste Lindner wiederholt, um seine Übersetzung in eine größere Stadt anzusuchen. Aber all diese Bemühungen blieben erfolglos, bis er endlich 1871 zum Director des deutschen Realgymnasiums in Prachatitz in Böhmen ernannt wurde, von wo er, da der daselbst endemische Typhus auch seine Familie bereits erfasst hatte, um seine Übersetzung nach Kuttenberg als Director der dortigen czechischen Lehrerbildungsanstalt ansuchte. Er erhielt diese Stelle, und es war ihm vergönnt, ein Jahrzehnt auf diesem Platze mit Anerkennung zu wirken.

Er nahm sein Lehramt überaus ernst, und mit dem vollen Bewusstsein der auf ihm lastenden moralischen Verantwortlichkeit suchte er den Zöglingen seiner Anstalt ein Führer zum Rechten zu sein. Die erste Forderung, die er an einen Lehrer stellte, war, dass er ein Charakter sei. „In dieser Hinsicht wirkte Lindner auf die Zöglinge nicht bloß durch sein Wort, sondern auch durch sein nach den strengsten ethischen Grundsätzen gerichtetes Leben und Wirken. Die Anstalt in Kuttenberg erweiterte er durch die Anlage eines landwirtschaftlichen Versuchsfeldes, einer Werkstätte für Buchbinderarbeiten 2c. Alle Gänge des großen Gebäudes der Anstalt ließ er mit Diagrammen, Bildern, Landkarten, tabellarischen Übersichten aus den verschiedenen Disciplinen ausschmücken.“ (Strümpell a. a. O.)

Seit seiner Thätigkeit in Kuttenberg fand Lindner für seine unentwegte Berufstreue endlich doch die verdiente Anerkennung. Im Jahre 1873 fungierte er als Preisrichter der 20. Gruppe (Unterricht) bei der Weltausstellung in Wien und wurde weiters nach einander ausgezeichnet, indem ihm das goldene Verdienstkreuz mit der Krone, der Schulrathstitel und eine Verdienstzulage verliehen ward.

Endlich erfüllte sich auch sein gewiss oft im stillen gehegter Wunsch, ein akademischer Lehrer zu sein, um aus dem Vollen schöpfen und geben zu können: gleich nach Errichtung der czechischen Universität in Prag wurde er nämlich als ordentlicher Professor der Philosophie und Pädagogik an dieselbe berufen und hatte nun, freilich spät und vielleicht nicht ganz nach Wunsch, den seiner wissenschaftlichen Bedeutung entsprechenden Wirkungskreis gefunden. Er trug Didaktik, allgemeine Pädagogik, Gymnasialpädagogik und Encyklopädie vor, und unter den philosophischen Fächern waren es, wie Dr. Strümpell berichtet, außer der Logik auch hier vorzugsweise die mit seiner idealen Auffassung der Menschennatur und des Lebens eng zusammenhängenden Doctrinen der Psychologie und der Ethik und in der letzteren namentlich die Ausgestaltung der Lehre von den sittlichen Ideen, deren Grundzüge Herbart in seiner praktischen Philosophie gegeben hat.

Welche Wirkung Lindner auf seine czechischen Hörer übte, konnte der Verfasser dieser Zeilen nicht in Erfahrung bringen. Wofern ihm aber die Sprache keine Schwierigkeit bereitet haben sollte, ist es zweifellos, dass er sich und seinem Fache den regsten Antheil sicherte. In deutscher Rede verstand er es, wie wenige, die schwierigsten Capitel mit durchsichtiger Klarheit aufs gründlichste zu behandeln, und seine Schüler vom Gymnasium, die seinen Unterricht aus Psychologie und Logik genossen hatten und darnach dieselben Materien an Universitäten behandeln

hörten, wusſten oft jetzt erst die Bedeutung ihres früheren Lehrers vollauf zu würdigen. Männer, die vor sentimentalen Anwandlungen gefeit sind, können sich warm reden, wenn man sie ihres einstigen Professors Lindner gedenken macht. Eine Stelle aus einem Briefe, der sich in meiner Hand befindet und von einem ehemaligen Schüler Dr. Lindners aus der Cillier Zeit herrührt, scheint mir zu charakteristisch, als dass ich ihm in dieser Skizze nicht ein Plätzchen gönnen sollte. „Lindner“, heißt es dort, „war ein Professor, der es verstand, der Jugend Liebe und Freude zum Studium eines an sich trockenen Gegenstandes (phil. Propädeutik) wachzurufen; er war ein gerechter, leidenschaftsloser Bildner der Jugend, der in jeder Art vortheilhaft von seiner damaligen Umgebung abstach, indem er insbesonders durch seine Isolierung von manchen seiner Collegen zweifelhaften Wertes uns eine wohlthuende demonstratio ad oculos gab, wie ein Mann aussehen müsse, der es mit sich und seiner Mission ernst nimmt. Unter den vielen Lehrern, die ihre Hebel an meinem Bildungswerke angelegt, steht mir Lindner heute noch in erster Linie in angenehmer Erinnerung, und ich bin fest überzeugt, dass alle seine Schüler, wenn man sie darnach fragte, dasselbe sagen würden.“

Doch nicht bloß die Anhänglichkeit seiner Schüler wusste er sich zu erwerben, seine biedere Art verschaffte ihm ebenso die Liebe der Lehrer des Cillier Stadtbezirkes, dessen Volksschulwesen er durch längere Zeit als Bezirksschulinspector vorstand, in welcher Eigenschaft ihm reichlich Gelegenheit geboten war, in die Praxis der Volksschule einen ausreichenden Einblick zu gewinnen, der ihm wohl zustatten kam, als er später seitens des Unterrichtsministeriums, welches auch bei Feststellung des Organisations-Statuts für die Lehrerbildungsanstalten seinen Rath gesucht und mit Anerkennung benützt hatte, mit der Abfassung von Leitfäden der allgemeinen Erziehungs- und Unterrichtslehre für Lehrerbildungsanstalten betraut wurde.

Beide Leitfäden sind musterhafte Arbeiten, die von der Schablone meilenweit abweichen und die Kunst zeigen, „einen großen Stoff in der knappsten Form klar und deutlich“ darzulegen. Sie stellen zwar an die Intelligenz der Lehramtszöglinge nicht eben geringe Anforderungen, aber wo ein tüchtiger Fachlehrer sie benutzt als das, was sie sind, dort werden diese Lehrtexte gewiss reichen Segen stiften. Jedermann, der diese Bücher kennt, wird dies zugestehen, mag er auch einzelnes anders wünschen, wogegen ja keine Schrift, am allerwenigsten ein Lehrbuch privilegiert ist. —

Lindner identificiert sich zwar auch in seiner Erziehungslehre mit dem Standpunkt Herbarts, nichtsdestoweniger fanden auch die Leistungen

der Empiriker sorgfältige Berücksichtigung. Die Unterrichtslehre behandelt einleitungsweise die Logik, auf welche sich ja jede rechte Methodik stützen muss. Mit feinem Verständnis für die Zwecke, denen das Buch zu dienen hat, wählte Lindner zur Darstellung der logischen Grundverhältnisse die analytische Form. Der Haupttheil der Unterrichtslehre behandelt in 4 Capiteln den erziehenden Unterricht.

Ist es auch nicht die Aufgabe dieser Zeilen, über die einzelnen Productionen ein erschöpfendes Referat zu erstatten, so verdient es immerhin Erwähnung, dass die beiden in Rede stehenden Bücher seit ihrem Erscheinen (1877) bereits öfter aufgelegt werden mussten, und dass sie ins Böhmische, Polnische, Italienische und Neugriechische übersetzt wurden.*)

Schon einige Jahre zuvor hatte sich Lindner mit einer Frage der Methode des elementaren Rechnens beschäftigt, wovon sein „Rechnen in Bildern" (Zahlenraum des 1. Zehners — 10 Bilder nebst erläuterndem Texte) Zeugnis gibt. Er bezweckte durch die Herausgabe dieser sinnreichen Bildertafeln, von denen einige freilich von Überladung nicht freizusprechen sind, eine Mechanisierung des elementaren Rechenunterrichtes, so dass jede Mutter und jeder Lehrer bei einem Minimum von Fähigkeit zum Unterrichten den Unterrichtsstoff fassen, vorsagen, erklären und zusammenstellen könne. Durch dieses Lehrmittel wollte Lindner dem gedankenlosen Schlendrian an den Leib rücken, jenem Schlendrian, „der sich in dem ungebrochenen Cultus der russischen Rechenmaschine ausspricht, bei welcher die Auffassung der Zahlenbilder mittelst der geradlinig an einander gereihten Kugeln unmöglich ist." Die mit ihren Empfehlungen durchaus nicht verschwenderischen „Pädagogischen Blätter für Lehrerbildung und Lehrerbildungsanstalten" von Dr. K. Kehr sprachen sich seinerzeit dahin aus, dass die Lindner'schen unter den vielen Wandtafeln für das Rechnen zu den wirklich brauchbaren gehören. Der diesem Lehrmittel zugrunde liegende Gedanke findet sich übrigens bereits bei Comenius angedeutet und in noch klarerer Fassung bei Pestalozzi, welcher einer Mechanisierung im guten Sinne das Wort redete.

Als zu Beginn der Siebziger-Jahre allenthalben eine erhöhte Regsamkeit die Lehrerkreise ergriff, dass ihnen die Recepte der pädagogischen Lehrbücher und die Auszüge aus der Geschichte der Pädagogik nicht mehr genügten, da fanden unternehmende Buchhandlungen nach und nach den Muth zur Herausgabe der grundlegenden Werke der päda-

*) Nach Lindners Tode hat die folgenden Auflagen der erwähnten Bücher („Allgemeine Unterrichtslehre" und „Allgemeine Erziehungslehre", Wien bei Pichler) Landesschulinspector Dr. Tupetz in Prag besorgt.

gogischen Wissenschaft, die, der großen Menge bisher unzugänglich, nur in Bibliotheken ein verstaubtes Dasein fristeten. Mit den Schriften der „pädagogischen Classiker“ wurden die Punkte fixiert, an denen die Bestrebungen von heute anzuknüpfen haben. Lindner war berufen, die geistige Oberleitung eines derartigen, auf breiter Basis angelegten Werkes zu übernehmen.*) Unter seiner Redaction arbeitete ein Stab angesehener Namen: A. Chr. Jessen in Wien, Dr. H. Göring in Dresden, Seminar-Director R. Niedergesäß in Wien, Director Riedel in Troppau u. a.

Lindners Feder hat die „Große Unterrichtslehre“ des bahnbrechenden J. A. Comenius, „Vom Menschen, seinen Geisteskräften und seiner Erziehung“ von Claude Adrian Helvetius, und in 2 Bänden die „Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts“ von Aug. H. Niemeyer durch kritische Einleitungen und Zusätze dem Bedürfnis der Gegenwart zurechtgestellt.

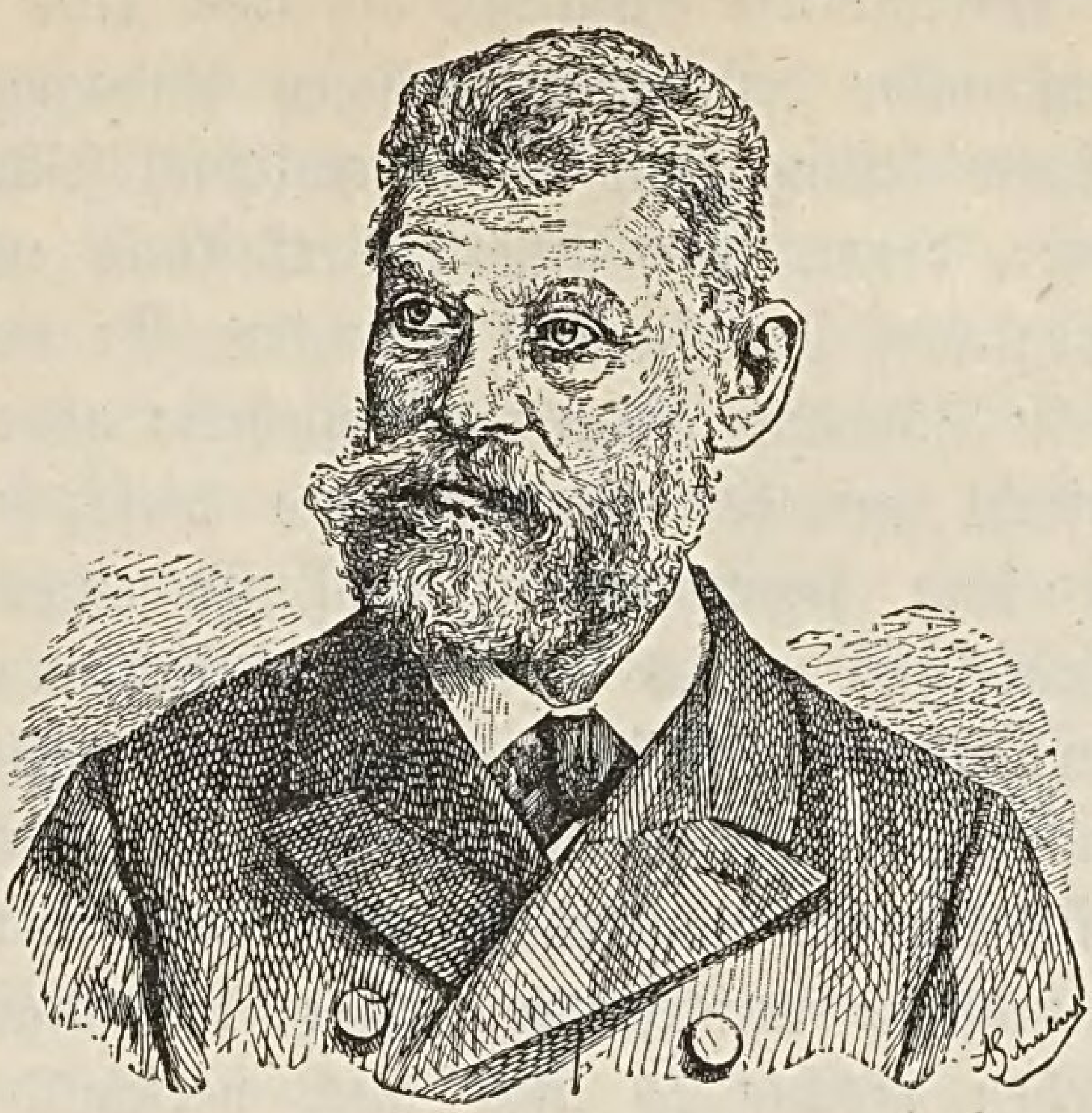
Was die Bearbeitung des Comenius betrifft, welche Lindner bei katholischen Blättern in den Geruch eines — Freimaurers brachte, so muss hervorgehoben werden, dass sie keineswegs als ein gleich- oder minderwertiges Concurrenzobject zur Leipziger Ausgabe angesehen werden darf. Sie empfiehlt sich vor allem durch eine gewandtere Übersetzung; dann darf nicht unbemerkt bleiben, dass Lindner die Benutzung der böhmischen Schriften der „großen, ehrwürdigen Leidensgestalt,“ ferner der böhmischen Comenius-Literatur möglich war. So übereinstimmend günstig die Wiederbelebung der Didactica magna und der „Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts“ von Niemeyer seitens der urtheilsfähigen Kritik aufgenommen wurde, so getheilt sind die Ansichten über die Berechtigung, Helvetius unter die pädagogischen Classiker zu reichen. Es ist indes nicht meine Sache, hier das Pro und Contra zu verzeichnen.

Einen vollen Erfolg erzielte Lindner auch mit seinem 66 Bogen starken „Encyklopädischen Handbuch der Erziehungskunde mit besonderer Berücksichtigung des Volksschulwesens“ (Wien, Pichler), des in kurzer Zeit mehrere Auflagen erlebte — ein Beweis einerseits für das vorhandene Bedürfnis nach einem derartigen Orientierungsmittel, andererseits für die ihm innewohnenden Vorzüge.

Schließlich sei noch erwähnt, dass Lindner, obschon er in vielen Stücken Herbarts Weltanschauung zu der seinigen machte, in der pädagogischen Welt eine Sonderstellung einnahm, indem er keiner Coterie angehörte und der pädagogischen Bewegung ausschließlich vom philosophischen Standpunkte folgte, wohl auch vorangieng. Ebensowenig hatte er sich

*) Pädagogische Classiker. Wien, Pichlers Witwe & Sohn.

auf ein nationales Parteiprogramm eingeschworen. „Sollten die gegenwärtigen, so culturfeindlichen nationalen Leidenschaften" — so schrieb er 1884 dem Verfasser dieser Skizze — „sich austoben und das Wort der Verständigung nicht mehr an taube Ohren schlagen, so werde ich gewiss einer der ersten sein, welche die friedenstiftende Mission mit voller Kraft aufgreifen werden." Er hat das Ende der nationalen Sturm- und Drangzeit nicht erlebt: am 16. October 1887 entriss ihn ein unerwarteter Tod den Seinen und den großen Aufgaben, die er sich gestellt.



XX.

Dr. Adolf Josef Pick.

Von Gustav Rusch.

In einer Zeit, da der Staat das Erziehungs- und Unterrichtswesen nicht nur unter seinen Schirm und Schutz genommen, sondern auch unter eine das äußere und innere Leben der Schule bis ins einzelne überwachende und regelnde Aufsicht gestellt hat, sind wir zumal in Österreich nur zu leicht versucht, als die Autoritäten lediglich die Männer zu verehren, die in hoher staatlicher Stellung als Schulbeamte und Schulwürdenträger wirken. Gleichwohl sollte es uns aber nicht nur nicht überraschen, sondern wir sollten es im Gegentheile natürlich finden, wenn wir auch außerhalb des Kreises der Staatspädagogen einem Erzieher von einschneidender Bedeutung begegnen, der, unbeirrt durch die staatlichen Vorschriften, Instructionen und Weisungen, sich frei und durchaus selbständig eine sorgfältig und tief begründete Theorie geschaffen und seine Ideale mit ganzer Hingabe und Begeisterung in die Praxis eingeführt hat. Es ist Dr. Adolf Josef Pick. Ohne dauernd an einer öffentlichen Schule thätig zu sein oder eine Würde im Schulstaate einzunehmen, hat Dr. Adolf Pick, in idealer Auffassung des allgemein menschlichen, wie des Lehrerberufs, an Gemüth, Arbeitslust und auch in manchem äußern Lebensschicksal seinem großen Vorbilde Pestalozzi verwandt, fern von dem lärmenden Treiben des Tages durch seinen Unterricht, seine schriftstellerischen Arbeiten, seine gedeihliche Thätigkeit in der Wiener pädagogischen Gesellschaft und durch persönliche

Anregungen eine Wirksamkeit entfaltet, die ihm eine in hohem Grade ehrenvolle Stellung unter den vaterländischen Pädagogen sichert.

Dr. Picks Entwickelung fällt in die politisch stillen Jahre, da die meisten der Männer, denen wir unsere Verfassung und unser Reichsvolksschulgesetz verdanken, ihre Jugend verlebten. Er ward am 30. Mai 1824 in Czerma in Böhmen geboren, übersiedelte aber bald mit seinen Eltern nach Neustadt an der Mettau, wo diese die Landwirtschaft betrieben. Unter dem segensreichen Einflusse eines innigen, wohlgeordneten Familienlebens wuchs der Knabe heran, auf den die Natur früh einen unwiderstehlichen Zauber ausübte. Sie sollte ihn nicht mehr loslassen und ihm eine Schule werden, welche ihn mächtig bei der Ausgestaltung seiner idealen Lebensanschauung und bei der Erforschung der pädagogischen Grundsätze unterstützte. Der lebendige Sinn für die Natur und ihr Leben mochte es aber auch verschulden, dass ihn das Gymnasium, das er in Reichenau besuchte, mit seiner scholastischen Weisheit kalt und ohne irgend bemerkenswerte Anregungen ließ. Erst auf dem Lyceum in Prag wird er durch den Mathematiker Jandra, dem er sich zeitlebens verpflichtet fühlte, und durch den Physiker Heßler für die Wissenschaft gewonnen, während der Reorganisator unseres Gymnasialwesens, Professor Exner, für seine philosophische Bildung die sicheren Grundlagen schafft. Nachdem Pick auf der Universität ein Jahr Jus studiert hatte, wandte er sich, von dieser Wissenschaft unbefriedigt, in Wien dem Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften zu. Außer dem Physiker Doppler, in dessen Institute er arbeitete, zogen ihn namentlich der Botaniker Unger und der Astronom Littrow mächtig an. Auch der Freundeskreis, in dem Pick damals verkehrte, und dem neben anderen auch Hofrath Dr. Adolf Beer, der vielverdiente Schulreferent unseres Abgeordnetenhauses, und der bekannte Förderer unseres Gymnasialwesens Hofrath Dr. Krischek, der Physiker Dr. Pisko u. a. angehörten, war ein geistig bedeutender, vielseitig anregender. Vollends musste es den strebsamen Doctor geistig erheben, als ihn Professor Littrow zu seinem Assistenten an der k. k. Sternwarte ernannte, in welcher Stellung Dr. Pick 4 Jahre lang mit Eifer wirkte. Da nach den akademischen Vorschriften eine Assistentenstelle nur für eine beschränkte Anzahl von Jahren einem jungen Gelehrten zugewiesen werden darf, so musste sich Pick nach einer andern Lebensstellung umsehen. Eine Aussicht, die sich ihm am k. k. akademischen Gymnasium in Wien eröffnete, blieb deshalb ohne Erfolg, weil Dr. Pick, von israelitischen Eltern geboren, seine Confession zu wechseln charaktervoll sich weigerte. Von Schulrath Becker unterstützt, gründete er eine Privat-Lehr- und Erziehungsanstalt zuerst auf dem

Rennweg, dann in Döbling. Da hoffte er die Ideale zu verwirklichen, die in ihm von Erziehung und Unterricht, als den Grundlagen von Menschenglück und Menschenwohl, lebten. Und in der That hat der Schuldirector Dr. Pick in den zwanzig Jahren, in denen er seine Anstalt leitete, viel Segen nicht nur unter seinen zahlreichen Schülern, die ihn dankbar verehren, verbreitet, sondern auch viele von denen, die ihn beim Erziehungswerke unterstützten, nachhaltig angeregt. Der berühmte Pflanzen-Physiologe der Wiener Universität, Hofrath Dr. Wiesner, hat seine ersten mikroskopischen Studien an Dr. Picks Schule gemacht. Zwar sah sich dieser genöthigt, seine Anstalt aufzulassen, als die schwere wirtschaftliche Krise, die 1873 über Wien hereinbrach, seiner Wirksamkeit den materiellen Boden entzog, allein was Pick in den Jahren, da er seine Schule leitete, erfahren, was er über die Natur der kindlichen Seele und die Wege, die zu ihrer Ausbildung führen, in seinem nie rastenden Streben nach Wahrheit ergründet, das lebt in seinen zahlreichen Schriften, ein bleibender Gewinn für die Ausgestaltung eines naturgemäß geordneten Erziehungs- und Unterrichtswesens.

Pick war durch seine Lehrthätigkeit ein Meister auf pädagogischem Gebiete geworden. So stark in ihm auch das Interesse für die Wissenschaft als Gegenstand menschlicher Forschung entwickelt war, so sehr er eine ausgezeichnete Befähigung zu selbständigen wissenschaftlichen Arbeiten dargethan hatte, wovon namentlich die Abhandlung über die Sicherheit barometrischer Höhenmessungen, die in die Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften (1855) aufgenommen wurde, ein beredtes Zeugnis ablegt: Pick blieb fortan mit ganzer Seele Erzieher und Lehrer, ein Lehrer von Gottes Gnaden dürfen wir sagen, der namentlich im Privatunterricht, in welchem er seinen selbständigen, wohldurchdachten Weg gehen durfte, mit Begeisterung und glücklichsten Erfolgen wirkte. Aber auch die Wiener Lehrerinnen- und die Wiener Lehrerbildungsanstalt durften sich in den Jahren 1877—1886 der Lehrthätigkeit erfreuen, die er an ihnen entfaltete. Dass man Dr. Pick nicht dauernd für eine dieser Anstalten gewann, das hatte wieder den Grund in seiner Religion, die zwar während eines Decenniums den Glauben der Lehramtszöglinge nicht im geringsten gefährdet hatte, die sich aber als unüberwindliches Hindernis erwies, als es sich um eine definitive Anstellung handelte. Für Dr. A. Picks pädagogisches System ist die Abhandlung „Über Schulorganisation und Schulgliederung" grundlegend, die im I. Bande des „Pädagogium" von Dittes (Jahrgang 1879, S. 219—241) enthalten ist, und die auf dem 1. internationalen pädagogischen Congress in Brüssel (August (1880) zur Verlesung gebracht, mit Beifall aufgenommen und im Berichte veröffentlicht

wurde. Die Schule hat die Aufgabe und das Ziel, „das Glück der Menschen oder, um der Vieldeutigkeit dieses Wortes auszuweichen, das wahre Wohl derselben zu fördern.“ „Die Feststellung des Begriffes Glück mag der menschenfreundliche Pädagog füglich der Philosophie überlassen und kann doch finden, was die Schule zu thun habe, um der angedeuteten Aufgabe zu entsprechen.“ „Denn man mag über Glück denken, wie man will, schließlich wird man doch darauf hinauskommen, es in der Befriedigung des Begehrens zu finden, vorausgesetzt, dass mit dieser Befriedigung kein nachfolgender (positiver) Schmerz verbunden ist.“ Besteht das Wohl in der Befriedigung des Begehrens, so wird es zwei Wege geben, um es zu mehren: entweder muss der künftige Mann so geleitet werden, dass er sein Begehren zu befriedigen fähig werde, oder man muss auf ihn in der Weise einwirken, dass sich sein Begehren in einem Kreise bewege, in dem die Möglichkeit der Befriedigung wahrscheinlich ist. Der erste Weg ist der Grund des fortwährenden Drängens darnach, die Schule praktisch zu machen, er tritt heutzutage allzusehr in den Vordergrund. Aber auf diesem Wege wird die Erziehung nur in bescheidenem Maße zur Mehrung des Glückes beizutragen in der Lage sein; denn, um nur einen der Beweisgründe hervorzuheben, die Schule soll für die Mitbewerbung im Kampfe ums Dasein besonders tüchtig machen und zwar — infolge ihrer Allgemeinheit — einen jeden ohne Ausnahme; sie soll jedem den Sieg über den Mitbewerber garantieren. Kann dies schließlich zu etwas anderem führen, als den Sinn für unredliche Findigkeit zu wecken?“

„Die Schule muss deshalb auf die Art des Begehrens einzuwirken trachten und dieses in einen Kreis bannen, in dem die Möglichkeit der Befriedigung weniger von äußern Zufälligkeiten, als von den eigenen Kräften abhängig ist.“ Die Richtschnur für die Maßregeln, welche die Erziehung zu ergreifen hat, muss die Natur des Menschen abgeben. In diesem aber liegt „das Streben, alle körperlichen und geistigen Kräfte zu steigern, sein Ich ins Unbegrenzte zu erweitern;“ — ferner alles Unbekannte, Fremde von sich zu weisen. „Der Mensch sieht, was er hat und was er weiß, als Theile seines Ichs an. Fort und fort den Besitz zu mehren, sei's den materiellen, sei's den geistigen, das ist es, was ihn befriedigt.“ „Das Glück liegt somit nicht in dem Erreichten, sondern in dem Erreichen, nicht in dem Befriedigthaben, sondern in dem Befriedigen. Demnach werden bei der Auswahl des Unterrichtsstoffes vor allem zwei Momente maßgebend sein:

„1. Es darf nie dem Kinde zugemuthet werden, auf etwas seine Kraft zu verwenden, wodurch das Glück seines Alters gefährdet werden könnte.

2. Ferner nichts, was es nicht derart zur Anschauung und zum klaren Begriff bringen kann, dass es ihm eine Quelle des Genusses, der Befriedigung werden könne."

„Wenn wir ein Kind von neun bis zehn Jahren nöthigen, eine Übersicht der Erde einzulernen, so versündigen wir uns gegen die beiden Grundsätze zugleich." — „Denn dazu ist eine widernatürliche Kraftanstrengung nöthig, die ein Missbehagen schaffen und den dem Kinde zukommenden Glücksantheil verringern muss. Es gehört in der That zu den vielen Sonderbarkeiten menschlichen Entwickelungsganges, wenn wir aus falschem Philanthropismus die körperliche Züchtigung unbedingt ausschließen, während wir den besten unserer Kinder die Torturen einer ihren Anlagen unverdaulichen geistigen Nahrung aufnöthigen. Dass das Kind schließlich nur Worte eingelernt hat, die es im günstigsten Falle mehr oder weniger richtig auf die Karte zu übertragen vermag, während ihm das eigentliche Object des Unterrichtes ganz aus dem Auge gerückt wird — über all das trösten wir uns mit dem Gedanken, es müsse ja so oder so gelernt werden, vielleicht auch mit dem trügerischen Troste, das Verständnis werde später kommen."

„Nicht in dem Erfassen der ganzen Wahrheit liegt das Ziel des Menschen, sondern in dem Streben, in dem Ringen darnach, und auf jeder Stufe hat das Individuum das Ziel erreicht, wenn der Kreis seiner Anschauungen ein einheitlicher ist und der Drang zum Weiterstreben in ihm lebendig bleibt."

In diesem Grundsatze liegt die Möglichkeit eines Maßstabes für die Summe von Wissen und Können nach der Verschiedenheit der Individualität und der Umstände. „Es lassen sich die Menschen im allgemeinen in zwei große Gruppen theilen: solche, deren Lebenslauf sich abspielt in den engen Grenzen ihrer Heimat, und solche, die infolge ihrer Stellung oder ihres innern Dranges mehr oder weniger mit der gesammten Welt in Verbindung stehen. Zu den ersteren gehört im allgemeinen der Bauer, der Handwerker, der Gewerbsmann u. s. f., zu den letztern der Gelehrte, der Lehrer, der Fabrikant, der Künstler u. s. w.

Als Endziel aller Unterweisung, aller Erziehung ergibt sich für den ersteren eine bewusste Kenntnis des Verhältnisses, in welchem er als Mensch zu seinem Nebenmenschen steht, also seiner Rechte und Pflichten als Mitglied seiner Heimatgemeinde, als Bürger seines Vaterlandes, — sodann die Einsicht in die Erscheinungen innerhalb des Gesichtskreises seines Wohnortes und was damit im Zusammenhange steht. Den Inbegriff all dieser Kenntnisse hat die Volksschule zu vermitteln. Die Volksschule hat das enge Gebiet der Heimat ihrem Schüler als einem Mikrokosmos zum Bewusstsein zu bringen."

„Ein bei weitem kleinerer Theil des Menschen tritt, sei es infolge seines Berufs oder seiner Anlagen, sei es infolge der Ideenwelt, in welcher sich sein Geist bewegt, in Beziehung zu weiteren Kreisen, als denjenigen, welche die enge Grenze seiner Heimat umschließen. Solche Menschen können und sollen an die Schule höhere Anforderungen stellen. Ich will jene Anstalten, welche diesen Anforderungen zu entsprechen berufen sind, Mittelschule nennen. Diese werden den ihnen anvertrauten Jüngling in Bezug auf seine weitere Heimat, die Erde, das zu bieten trachten, was die Volksschule ihrem Zögling bezüglich seines engeren Gesichtskreises bot."

Die Zweitheilung der Mittelschule verwirft Dr. Pick, er kennt nur eine solche Schule, die sechsjährig ist und vor allem „rein menschliche Bildung" ohne Rücksicht auf den Beruf zu vermitteln hat. Zwischen das Gymnasium und die Hochschule schiebt er eine zwei- bis dreijährige vorbereitende Fachschule ein, auf die erst die Hochschule folgt.

Man mag diesen die Grundlagen unseres Schulsystems umgestaltenden Reformplänen voll zustimmen, oder man mag im einzelnen anderer Überzeugung sein: in jedem Falle verdienen Picks Ideen eine eingehende und vorurtheilsfreie Würdigung aller maßgebenden und interessierten Kreise. Getragen von dem reinsten Humanitätsideal und ausgehend von dem Satze, die Volksschule habe die Aufgabe, Menschenglück und Menschenwohl nach Kräften zu mehren, gelangt Pick mit seiner scharfen Logik in lückenloser Gedankenfolge zu Ergebnissen, durch welche viele unserer Schuleinrichtungen, unser Lehrplan und unser Lehrverfahren als in hohem Grade verbesserungsbedürftig erscheinen. Der Encyklopädismus, der heute unsern Unterricht beherrscht, findet keine Gnade vor ihm, und mit Entschiedenheit tritt er deshalb auch gegen die s. g. „concentrischen Kreise" auf. In einem inhaltsreichen Aufsatze „Ein nichtssagendes Schlagwort moderner Didaktik" („Österr. Schulbote", 1888, Nr. 15, 16, 17) erweist er in sieghafter Kritik den pädagogischen Unwert dieser heute so beliebten Stoffvertheilung und widerlegt den didaktischen Gemeinplatz, es solle alles an das Lesebuch angeknüpft werden. Dieser Grundsatz aber „macht den Sprachunterricht zum gebietenden Despoten, während die Sprache als Vermittlerin, als belebendes Agens des Anschauungsunterrichtes eine dienende Stellung anzunehmen hat, bei der sie aber sich am meisten dient."

„Vom Wohnhause aus beginnt der Sachunterricht," sagt Dr. Adolf Pick in einer seiner Pestalozzireden; „vom Mutterherzen der moralische Unterricht." Von solchen Anfängen soll das Kind wesentlich auf demselben Wege, auf dem die Menschheit ihre gegenwärtige Höhe erreicht hat, zu einer allgemein menschlichen Bildung geführt werden. „Das

Wesen der Bildung aber liegt nicht in der Menge des Wissens, sondern in dessen organischem, lückenlosem Zusammenhang." Bildung darf nicht „erschlichen," Bildung muss erarbeitet werden — aus diesem Grunde bekämpfte Pick unablässig in seinen Aufsätzen und in seinem Unterrichte den Verbalismus, das bloße Wortwissen, das Scheinwesen und verlangt Anschauung, denkendes und selbständiges Erfassen aller Wahrheiten. Eine Wahrheit soll bis in ihre äußersten Consequenzen verfolgt, eine zusammenhängende Gedankenreihe bis ans fernste Ende derselben durchdacht werden. Auch der Rechenunterricht soll eine Schule strengen Denkens sein, und sein Wert nicht so sehr darnach beurtheilt werden, ob Gewandtheit im Rechnen erzielt, als vielmehr darnach, ob die Denkträgheit der Schüler mit Erfolg bekämpft worden ist. In diesem Sinne schrieb Dr. Pick sein „Rechenbuch für die oberen Classen gehobener Volks- und Bürgerschulen, sowie für die unteren Classen der Mittelschulen" (Wien, 1871. Verlag von Alfred Hölder).

Vom Unterricht in der Geometrie handelt unser Autor in dem Aufsatze „Über den ersten geometrischen Unterricht im allgemeinen und die Entwicklung der geometrischen Grundbegriffe insbesondere" („Österr. Schulbote", 1890, Nr. 1 und Nr. 2). Auch hierin führt er den Nachweis, ohne sich der Nothwendigkeit der praktischen Verwertbarkeit des Erlernten im Leben zu verschließen, „dass das Hinschielen auf dieses Ziel der consequenten Durchführung didaktisch richtiger Grundsätze im Wege steht", und fordert wieder eigenes Denken, Selbstfinden, den Nachweis, dass die vorgeführten Wahrheiten auch wirklich Wahrheiten sind.

Für logische Zucht kämpft auch die Abhandlung: „Etwas Logik in die Schule." („Pädagogium" 1879, S. 778 ff.) „Mir scheint", so heißt es darin, „wir lassen uns die Pflege richtigen und consequenten Denkens in der Schule nicht sorgsam genug angelegen sein; auf sinnliche Anschauung legen wir den nöthigen Nachdruck, auf geistige Durchschauung zu wenig." In seiner ganzen Eigenart als Mensch und Erzieher aber zeigt sich Dr. Adolf Pick in dem bedeutungsvollen Aufsatze „Die Darwin'sche Weltanschauung und die Schule") „Pädagogium" III. Jahrg. 1881, S. 721 ff.). Die Darwin'sche Weltanschauung gehört nicht in die Schule, nicht, weil sie Hypothese ist — auch eine Hypothese vermöchte der Schule bildende Elemente zuzuführen — sondern deshalb nicht, weil eine Lehre, „eine Wahrheit, sie sei noch so sehr über alle Zweifel erhaben, sie sei von noch so hohem Interesse, von noch so weitgreifendem Einflusse auf das Gesammte der Weltanschauung, von dem Lehrplane der Schule gestrichen werden muss, wenn von Seite des Lernenden die Bedingungen zum richtigen Erfassen nicht vorhanden

sind, wenn vielmehr die Gefahr besteht, die Lehre werde missverstanden, oder mindestens zu einem leeren Wortwissen herabgedrückt werden." Zwar könnte man „ohne viele Mühe bei einem Kinde die Überzeugung erschleichen, das gesammte organische Leben habe sich aus der Zelle entwickelt," „aber ich stelle entschieden in Abrede, dass hiermit eine Anbahnung des Verständnisses der Descendenzlehre als Weltanschauung in ihrer Tragweite gefunden ist." „Die Descendenzlehre als Weltanschauung hat in der Volks- und Bürgerschule nichts zu thun. Anders verhält es sich allerdings mit einzelnen Thatsachen, auf welche die Darwin'sche Lehre sich aufbaut. Die zahlreichen Fälle von Mimikri z. B. wird der Lehrer gewiss nicht so darstellen, als seien die Thiere deshalb ihrer Umgebung so ähnlich geschaffen, um geschützt zu sein, sondern sie seien deshalb eben geschützter gewesen als andere, denen diese Eigenschaft nicht zukam, und deshalb erhalten worden, während andere minder begünstigte zugrunde giengen u. dgl. Das aber ist nicht Darwin'sche Weltanschauung, das ist inductive Naturforschung überhaupt." Der Autor selbst bekennt sich als entschiedener Darwinianer, insofern Darwins Lehre die einzige Theorie ist, welche „die materielle Welt unter einem einheitlichen Gesichtspunkt aufzufassen" gestattet: aber er leugnet, dass sie „ein Monismus sei, der die Welt der Erscheinungen — der materiellen, wie der geistigen — aus einem Stück erklärt." „Für den Forscher, der durch redliche, aufopfernde Arbeit zu seinen Resultaten gelangte, ist die Entwickelungslehre nicht nur keine Gefahr, sondern sogar eine Förderung, eine Stütze der Moral; für jene aber, denen sie ohne die nöthige Schulung dargereicht wird, wird sie zu einem feinen Instrumente, auf dem die rohen Hände eines Stümpers nur arge Misstöne hervorbringen."

Die Krone von Dr. Picks didaktischen Leistungen aber ist das Werk: „Die elementaren Grundlagen der astronomischen Geographie". Mit 2 Sternkarten und mehr als 80 Holzschnitten. Zweite, sorgfältig durchgesehene und vermehrte Auflage. (Wien, 1893. Manz'sche k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhandlung.) Indem die Darstellung von den Erscheinungen und Vorgängen den Ausgang nimmt, welche unmittelbar angeschaut und beobachtet werden können, führt sie den Leser zur Erkenntnis des Weltgebäudes auf demselben Wege, auf welchem auch die Menschheit in tausendjähriger Arbeit zur Erkenntnis desselben gelangt ist. In lückenlosem, festgefügtem Gange baut Dr. Pick seine Lehren auf einem Grunde fest wie Granit auf und weiß mit seiner Lehrvirtuosität selbst schwierigere Erscheinungen zu völliger Klarheit zu bringen. Durch die Beobachtung der Eigenbewegung des Mondes, die er voranstellt, gewinnt er die Lage der Ekliptik, in welcher er dann

die Sonne Schritt für Schritt verfolgt. An die Behandlung der Vorgänge über dem heimatlichen Gesichtskreise schließen sich Beobachtungen über Gesichtskreisen im Norden und Süden und Wanderungen nach Ost und West an, woraus mit zwingender Nothwendigkeit die Kugelgestalt der Erde erschlossen wird. Die „sogenannten Beweise“ dafür halten vor Picks scharfer Kritik nicht stand, ihren Wert hatte er indessen schon 1871 in einem Aufsatze in Hoffmanns Zeitschrift für den mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht auf das richtige Maß zurückgeführt. Es gebricht leider an Raum, um die prachtvolle Architektonik des Buches im einzelnen aufzuzeigen. Die Messungen im Weltenraum hat unseres Wissens noch niemand so einfach und elementar durchgeführt, und der Weg, den das Buch einschlägt, um vom geocentrischen zum heliocentrischen Standpunkt hinüberzuleiten, bietet auch vom streng wissenschaftlichen Standpunkt viel Neues. „Die elementaren Grundlagen der astronomischen Geographie“ sind die Verkörperung von Picks didaktischen Grundsätzen und werden sicherlich — wie der Verfasser hofft — zur „Einschränkung der dogmatisierenden Belehrungsmethoden“ wirksam beitragen. Über die Kugelgestalt der Erde sprechen, die Keppler'schen Gesetze aus einer auf die Tafel gezeichneten Figur lückenlos abzuleiten vermögen, aber von den Grundlagen dieser Kenntnisse, den alltäglichen Vorgängen am Himmel, keine Ahnung haben: solche Afterweisheit muss seltener werden, wenn sich die Forderungen des Verfassers bahnbrechen. *)

Picks schriftstellerische Thätigkeit ist mit den angeführten Arbeiten keineswegs erschöpft. Es sei in diesem knappen Bilde nur auf die Veröffentlichungen hingewiesen, welche die Popularisierung des Wissens bezwecken. Hierher gehört vor allem die allgemeine illustrierte Zeitung für die Jugend „Durch die Welt,“ die Dr. Adolf Pick 1862 herausgab.

Der 1. Jahrgang wurde mit einem Gedichte von L. A. Frankl eröffnet und brachte Aufsätze von Prof. Dr. Adolf Beer (Der Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten Nordamerikas), von Karl Ruß (Naturbilder), von C. Beyschlag (Kriegs-Genrebilder aus Amerika), von Prof. Dr. Klun (Heuglins Expedition nach Inner-Afrika), vom Herausgeber (Das Meer und seine Geheimnisse, Astronomische Wanderungen). — Angeregt von Roßmäßler, dessen persönliche Bekanntschaft Pick gemacht hatte, schrieb er in das Familienblatt des österr. Loyd „Die Formenwandlungen in der Natur;“ Ules Zeit-

*) Über die astronom. Geographie handelt Pick noch in den Aufsätzen: Unterr. in der astron. Geogr. in der Volkssch. (Pädagogium) — Methodik der astron. Geogr. (Jahrb. der pädag. Ges. II.) — Pro domo (Jahrb. d. päd. Ges. III.) — Horizont, Apparat zur Darstellung der scheinbaren Bewegungen (Jahrb. XIII).

schrift „Die Natur“ nahm die Abhandlung über „Das Obst und sein Wesen“ auf. Zahlreiche andere Arbeiten voll Gehalt und reich an Anregungen veröffentlichte Dr. Pick ferner in Hoffmanns Zeitschrift für den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht, deren ständiger Mitarbeiter er ist, in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen, für die zu schreiben ihn Bonitz wiederholt aufgefordert hatte, in der Zeitschrift für das Realschulwesen (Der Foucault’sche Pendelversuch, Die Entwickelung des Begriffs entgegengesetzter Größen), in der Schulzeitung der Neuen Freien Presse und der Deutschen Zeitung.

Sein Innerstes aber, seine Seele hat uns Dr. Adolf Josef Pick in den Pestalozzireden enthüllt, die er 1882, 1885, 1887 und 1892 in der Wiener pädagogischen Gesellschaft gehalten hat (V., VII., IX. und XIV. Jahrbuch). Eine religiöse Natur in des Wortes tiefster Bedeutung, ist ihm Religion „das höchste Gut, das der Mensch hienieden erstreben kann, sein allereigenstes unantastbares Eigenthum, vollkommen unbeeinflusst von seinen Verhältnissen und Beziehungen zur Mitwelt.“ Religion setzt eine Überzeugung voraus, das Ergebnis eines unwandelbaren Triebes nach Wahrheit. Die Religion darf deswegen nicht aus äußern Gründen gewechselt werden, wie man je nach der Mode einen blauen gegen einen schwarzen Frack umtauscht. Wohl kann auch ein Atheist aus Überzeugung ein Mensch in dem edelsten Sinne des Wortes sein, und auch ohne Gottesglauben kann es eine Moral geben, „aber tief ins Herz des Menschen ist die Ahnung, wenn nicht die Überzeugung eingegraben, es gibt ein höheres, ein höchstes Geistiges, und diese Ahnung, diese Überzeugung gibt uns eine höhere Weihe, sie heiligt uns.“ Durch die Religion wird die Moral des Menschen geweiht, „geweiht durch das Bewusstsein, dass ich ihm (Gott) ähnele, wenn ich so handle, wie mir meine reine Überzeugung vorschreibt, geweiht werde ich durch dieses Bewusstsein und nicht durch Hoffnung auf Lohn weder im irdischen, noch im künftigen Leben.“ Mit dieser freien und reinen religiösen Auffassung vereint, lebt in Dr. Pick der unerschütterliche erhebende Glaube an das Gute im Menschen, an einen unbegrenzten Fortschritt, an die Vervollkommnung und Perfectibilität des Menschengeschlechtes — auch auf dem Gebiete der Gewissensbildung, der Moral; denn der Mensch, der „die Stufen des Wissens bis zur schwindelnden Höhe erklimmt,“ „kann nicht verdammt sein, auf der benachbarten Seite des Geisteslebens, der moralischen, im Staube zu kriechen.“

Was Dr. Ad. Jos. Pick als Lehrer neben der tief gewurzelten Begeisterung für das Ideale, die unerläßliche Grundlage gedeihlicher Wirksamkeit, insbesonders ausgezeichnet, das sind seine Zuneigung für die Jugend, für deren Tugenden er einen schärferen Blick, als für ihre

Schwächen besitzt, sein kräftiger Natursinn und seine selbstlose Bescheidenheit. Schon als Knabe beherrschte ihn ein lebhaftes Interesse für die ihn umgebende Natur. Nachdem er Raffs Naturgeschichte, die ihm einst sein Vater aus der nahen Stadt heimbrachte, gelesen hatte, äußerte er: „Wenn ich groß bin, dann schreibe ich auch eine Naturgeschichte, aber nicht des Fremden, sondern dessen, was ich auf unserer Wiese sehe.“ Der Fähigkeit, das Leben in der Natur sinnig zu beobachten und zu deuten, verdanken wie alle seine Schüler, so auch seine Brüder, von denen einer der weithin geschätzte Dermatolog der Prager Hochschule, der andere ein hoher Officier unserer Kriegsmarine ist, und sein Sohn, Professor der Mathematik an der Universität in Prag, eine Fülle nachhaltiger Anregungen. Der Pädagog aber dankt seinem Natursinne mit die seltene Frische und Rüstigkeit, die er sich in sein hohes Alter gerettet hat. Mit einem mächtigen Strauß seiner geliebten Blumen in der Hand pflegte er wohl in der ersten Frühe des Morgens raschen Schrittes zur Arbeit zu eilen, an der er nur die Freude und den Segen, nicht aber die Last zu empfinden schien. Erholung sind ihm in den Ferien Wanderungen in die Berge und während des Schuljahres — die Debatten in der pädagogischen Gesellschaft in Wien, mit voller Hingabe greift er in dieselben ein, und seinem scharfen Verstande gelingt es, selbst in verwickelte Fragen Klarheit und Ordnung zu bringen.

Dr. Adolf Josef Pick nahm an dem Culturleben unserer Tage den regsten Antheil und hat namentlich auf die pädagogischen Bestrebungen fördernd und mitbestimmend zu wirken, in seiner stillen, schlichten Weise redlich sich bemüht. Allein niemals hat er sich in dem lauten öffentlichen Leben vorgedrängt. Das verbot ihm die Bescheidenheit, die einen Grundzug seines Wesens bildet und sich früh in ihm festigte. Als ihm durch Littrows Vermittelung die Stelle eines Professors der Physik an der Universität Bern, womit die Direction der dortigen Sternwarte verbunden war, angetragen wurde, schlug er sie aus, obwohl er in Österreich nichts zu hoffen hatte. „In zwei Jahren,“ meinte er, „könnte ich gerade soviel wissen, als die besten meiner Studenten, wenn ich nur die Professur der Physik zu übernehmen brauchte.“ Die Übernahme beider Stellen, für die er doch wie nur einer befähigt war, hielt er in seiner an Demuth grenzenden Bescheidenheit für zu schwierig und wurde Bürgerschuldirector in Wien.

Alles in allem: Dr. Adolf Josef Pick hat in einem reichen Leben, das zwar arm an äußern Ereignissen, aber doch voll segensreicher, tiefgreifender Wirksamkeit ist, in seltenem Maße die schwere Kunst bewährt, das Dasein harmonisch zu gestalten. Im Denken wie im Handeln dasselbe unbestechliche Streben nach Wahrheit, dieselbe krystallhelle Ehr-

lichkeit und die unüberwindliche Abneigung allem gegenüber, was bloßer Schein, was nicht vollgiltig und echt ist. Wir wünschen dem Schulmann, der sich nach der Vollendung seines 70. Lebensjahres in die Muße des Landlebens zurückzieht, einen recht glücklichen Lebensabend und der österreichischen Schule, dass der geistreiche Mann ihr noch recht viele seiner gehaltvollen Arbeiten schenkt.

* *
*

Der Wunsch, mit dem diese Zeilen, die im Sommer 1894 geschrieben wurden, schließen, ist nicht in Erfüllung gegangen. Schon am 19. September 1895 ist Dr. Jos. Ad. Pick in Pohrlitz in Mähren gestorben. Auf einem Spaziergange, den er in Begleitung seines Sohnes Georg, Professors in Prag, unternommen hatte, barst ihm plötzlich ein Blutgefäß im Gehirn: in wenigen Minuten hatte der Ahnungslose, der einen Strauß frisch gepflückter Blumen in der Hand hielt, ausgerungen. Vor Antritt des letzten Spazierganges, zu dem er vergebens Frau und Töchter aufgefordert hatte, sagte er: „Also rasch, Georg, Abschied nehmen ist mir stets unangenehm, das macht man kurz ab." Die letzten drei Wochen seines Lebens galten dem Plane zur Fortsetzung seiner astronomischen Geographie.



XXI.

Robert Niedergesäß.

Von Hans Sommert.

Robert Niedergesäß wurde am 21. December 1829 zu Fuchsmühl, einem Dörfchen in Preußisch-Schlesien (Regierungsbezirk Liegnitz), geboren. Er stammte aus einer protestantischen Familie. Sein Vater besaß ein Häuschen mit einem kleinen Garten und war Schuhmacher. In welcher Achtung dieser Mann bei den Gemeindemitgliedern stand, geht daraus hervor, dass er durch 25 Jahre Steuereinheber und Schulze des Dorfes war. Als der kleine Robert am ersten Schultage aus der Schule heimkam und erzählte, wie es dort hergegangen sei, dass auch der Herr Lehrer die Schüler gefragt habe, was ein jeder von ihnen denn einmal werden wolle, und dass er dem Herrn Körnig — so hieß sein erster Lehrer — gestand, er wolle auch ein Lehrer werden, da sagte sein Vater zu ihm: „Es ist mir lieber, du wirst ein tüchtiger Schuster, als ein mittelmäßiger oder gar schlechter Lehrer“. Aber der Knabe hegte seinen Herzenswunsch und hielt an seinem Ziele mit aller Zähigkeit der idealstrebenden Jugend fest. Gut vorbereitet auf seinen künftigen Beruf wurde er schon im Elternhause. Der Vater besaß ein ausgesprochenes

Erzähltalent und weckte und nährte auch in seinem Sohne diese für einen Lehrer unerlässliche Gabe, indem er in freien Stunden gern erzählte und auch seinen Robert fleißig zum Erzählen anhielt. Befördern half der Vater bei dem Knaben die sprachliche Bildung auch dadurch, dass Robert jede Sonntags-Predigt hören und zu Papier bringen musste. Und dass er auch schon in der Volksschule, die er bis zu seinem 15. Jahre besuchte, als ein geweckter Knabe galt, geht deutlich genug aus dem Bibelvers hervor, der auf seinem Confirmationszettel, ausgestellt vom Pfarrer Mathesius in Bärsdorf, zu lesen ist, nämlich: „Welchem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen" (Luc. 12, 48).

Nach der Confirmation im Jahre 1844 verließ er das elterliche Haus und kam zum Lehrer Kettner in Mittlau, der ihn für das Lehrerseminar zu „präparieren" hatte. Solche „Präparandenlehrer" waren Volksschullehrer, welche Jünglinge, die Lehrer werden wollten, gleichsam in die Lehre nahmen, welche aber auch ihre Präparanden oft genug wie Lehrbuben behandelten, die für die verschiedensten Dienste im Hause verwendet wurden, dafür aber ihren Lohn in karger Kost und schlechter Behandlung und Verpflegung fanden. Einen solchen Posten hatte der Präparand Niedergesäß, und er wusste in späteren Jahren viel von dieser Zeit voll Hunger, Kälte und Anstrengung zu erzählen.

Im Frühjahre 1847 trat er in das Bunzlauer Lehrerseminar ein, mit welcher Anstalt ein Waisenhaus in Verbindung stand. Tüchtige, verlässliche Zöglinge des Seminars wurden „Knabenaufseher", die einzelne Zimmer des Waisenhauses zur Überwachung zugewiesen bekamen. Niedergesäß ward ein solcher.

Nach 3 Jahren kam er, nachdem er im Seminar besonders durch den von ihm hochverehrten Director Fürbringer eine tüchtige pädagogische Vorbildung genossen hatte, zu Ostern 1850 als Hilfslehrer (Adjuvant) an die Schule in Großhartmannsdorf (Kreis Bunzlau in Schlesien). Er lehrte da in der sogenannten Niederschule, welche von den drei Ortsschulen die ärmlichste war; denn in einem niedrigen, dunklen Raume waren über 60 Kinder, in drei Abtheilungen (Classen) geordnet, zu unterrichten, und dazu häufig genug bei dem matten Schimmer und im Qualm der auf den Schulbänken glimmenden Unschlittkerzen. Aber trotz dieser und noch anderer Übelstände war sein Wirken ein außerordentlich erfolgreiches, wie das durch ein Revisions-Protokoll (vom 25. September 1851) und zwei Zeugnisse des königl. Superintendenten Meisner (vom 19. Jänner und vom 31. Mai 1852) ganz zweifellos erwiesen ist. In dem Revisions-Protokoll heißt es z. B.,

dass die von den „durchgehends beinahe geweckten Kindern gegebene Rechenschaft vorzüglich gut", dass „der seines Stoffes ganz mächtige und methodische Lehrer" die zur Behandlung bestimmte Partie aus der biblischen Geschichte „von dem typischen Standpunkte" behandelte, dass sich „die Prüflinge mit ihren sehr guten Antworten in seltenem Wetteifer drängten und sich auf das fleißigste und erfolgreichste unterrichtet zeigten", dass die gesungenen Lieder „in keiner Weise etwas zu wünschen übrig ließen" und „kein Kind ohne Gehör und Stimme erfunden wurde", kurz, dass die Leistungen der von Niedergesäß unterrichteten Schüler in allen Disciplinen treffliche waren. Und dieses Urtheil über die Wirksamkeit des jungen Lehrers gewinnt noch dadurch erhöhte Bedeutung, dass diese Schulrevision auf Grund einer Anzeige seitens einzelner Gemeindemitglieder erfolgte, nach welcher Niedergesäß mit anderen Lehrern der Umgebung mehrmals im Gasthause angetroffen wurde, woraus zu ersehen ist, mit welch wachsamem Auge das Privatleben der Lehrer beachtet und nach welch strenger Moral dasselbe gerichtet wurde. Freilich haben die Ankläger nicht zugleich erwähnt, vielleicht auch gar nicht gewusst, dass diese Zusammenkünfte zu gemüthlichem Austausche der im Schulleben gemachten Erfahrungen stattfanden. Der Schulrevisor Pastor Hergesell kam also nicht in die Schule des Niedergesäß, um zu loben, und der Lehrer konnte aus dem Thema, das er aus der Bibel zur Behandlung erhielt, nur zu deutlich dessen Absicht erkennen.*) Nachdem er sich aber von dem trefflichen Stande der Schule überzeugt hatte, schied er von Niedergesäß mit den Worten: „Als Ihr Feind bin ich gekommen, als Ihr Freund verlasse ich Sie". Trotz dieser Anerkennung und trotzdem er die Absicht hatte, die Tochter des Augustin Mann, Cantors und Lehrers der katholischen Gemeinde Großhartmannsdorf, als sein Weib heimzuführen, wollte er fort. Oder vielmehr gerade deshalb. Denn er wollte sich zuerst eine Stelle erringen, in der er einen häuslichen Herd ohne drückende Sorgen zu gründen im Stande wäre, wozu in Großhartmannsdorf keine Aussicht war. Um die „Bewerbung des tüchtigen jungen Mannes" um bessere Stellen zu unterstützen, stellte ihm Superintendent Meisner in Bunzlau die früher erwähnten Zeugnisse aus, in denen er das „wohlgeordnete und gründliche Wissen, die vorzügliche Lehrgabe, die sehr gute Lehrmethode und die rechte Schuldisciplin" ganz besonders hervorhebt.

Doch erst im Mai 1855 gelang es ihm, an dem Landes-Taubstummeninstitut in Breslau einen Lehrposten mit einem Jahresgehalte

---

*) Niedergesäß erhielt nämlich den Bibeltext Ephes. V., V. 18 zur Katechisation: „Saufet euch nicht voll Wein" 2c.

von 75 Thalern nebst freier Wohnung, Beköstigung und Reinigung der Leib- und Bettwäsche zu erlangen. In dieser Stellung blieb er bis zu seiner Übersiedelung nach Wien im October 1856. Die Veranlassung dazu war der Director des jüdischen Taubstummeninstitutes in Unter-Meidling, namens Deutsch, welcher ihn in Breslau unterrichten sah und ihn mit einem Jahresgehalte von 600 fl. für seine Anstalt gewann. Von 70 Thalern auf 600 fl. jährlichen Gehalts zu steigen, von Breslau in so unmittelbare Nähe der schönen Kaiserstadt an der Donau zu kommen, welch großes Glück bedeutete das für ihn! Und nun konnte er auch seine Braut zum Altare führen, was im September 1857 in Großhartmannsdorf geschah. Bei der Trauung legte es ihm der katholische Priester warm ans Herz, eine katholische Familie zu gründen; und das mag der Hauptgrund gewesen sein, weshalb er schon im Mai 1858 zum Katholicismus übertrat.

Doch bald scheinen ihm die Verhältnisse im Institute Deutsch nicht mehr zugesagt zu haben, denn er zieht es vor, seine feste Stellung daselbst aufzugeben und vorderhand sein Leben durch Privatunterricht zu fristen. Da klopfte wieder einmal die Noth an seine Thür; aber er ließ den Muth nicht sinken, und Fleiß und Geschick halfen ihm wieder empor und vorwärts. Zuerst strebte er die Gründung einer Privatschule an; doch es fehlte ihm das Erste dazu, das Geld. Und als diese größte Schwierigkeit durch den hochherzigen Fabrikanten Eder in Penzing bei Wien, dessen Söhne Niedergesäß erfolgreich privatim unterrichtete, überwunden war, galt es noch die Erwerbung eines österreichischen Lehrerzeugnisses. Die Bewilligung zur Ablegung der Lehrerprüfung für Volksschulen erfolgte am 13. März 1861, und schon im April desselben Jahres unterzog er sich an der k. k. Normalhauptschule zu St. Anna in Wien dieser Prüfung und erhielt (24. April) das Lehrbefähigungszeugnis für Hauptschulen. Daraufhin erflofs schon am 16. Mai desselben Jahres die Bewilligung zur Errichtung einer Privat-Volksschule in Penzing, und damit war ein Herzenswunsch des strebsamen Mannes erfüllt.

Nun arbeitete er mit erneutem Eifer. Seine Anstalt erfreute sich in kurzer Zeit eines guten Rufes, so dass ihm die behördliche Bewilligung ertheilt wurde (Statthalterei-Erlass vom 12. Mai 1864), mit seiner vierclassigen Privathauptschule eine „Knaben-Erziehungsanstalt für Penzing und Umgebung" zu verbinden, und diese seine Anstalt (laut Erl. des k. k. Staatsminist. vom 26. Mai 1866) das Öffentlichkeitsrecht erhielt. Durch seine Beiträge für den „Österreichischen Schulboten," den er später selbst bis in das Jahr 1874

hinein redigierte, durch seine ersten Jugendschriften und durch sein Lesebuch kam er mit maßgebenden Persönlichkeiten in der Unterrichtsverwaltung in engere Berührung, so dass er bald als tüchtiger Lehrer und talentvoller Stilist in hohem Ansehen stand. — Aus der Penziger Periode muss noch etwas erwähnt werden. Als Graf Excellenz Lanckoronski, damals Intendant beider Hoftheater, mit seinen Vorlesern aus den Schauspielerkreisen nicht zufrieden war, wurde ihm Niedergesäß vorgeschlagen. Dieser stellte sich vor, las zur Probe, gefiel und war durch 4 Jahre der sehr geschätzte Vorleser des Grafen, was für des Schulmanns Vervollkommnung in der Kunst des mündlichen Vortrags, sowie für die Bereicherung seiner literarischen Kenntnisse von unschätzbarem Werte war.

Im Jahre 1868 trat er in den Staatsdienst über und war zuerst Übungsschullehrer [1]) an der k. k. Lehrerbildungsanstalt in Wien, als welcher er (laut Minist.-Erl. v. 18. Mai 1869) zum Bezirksschulinspector für den politischen und Schulbezirk Hernals ernannt wurde. Noch in demselben Jahre (Nov. 1869) erfolgte seine Ernennung zum Hauptlehrer und provisorischen Leiter der staatlichen Lehrerinnenbildungsanstalt, welche neu zu errichten war, und im Jänner 1870 übernahm er das bis dahin von Director Dr. Friedr. Dittes besorgte Schulinspectorat im II. Wiener Gemeindebezirk. Das Jahr 1870 brachte ihm die Ernennung zum Director der k. k. Lehrerinnenbildungsanstalt und auch zum Mitglied der Prüfungscommission für Volks- und Bürgerschulen.

Aber immer noch hatte seine amtliche Stellung den Höhepunkt nicht erreicht. Nachdem er sich als Director der Lehrerinnenbildungsanstalt bewährt,[2]) sich Verdienste um die österr. Unterrichtsausstellung im Jahre 1873 erworben[3]) und dem Unterrichtsministerium durch seine Feder vielfache

---

[1]) Im Anstellungs-Decret (v. 15. Sept. 1868, Z. 7982) heißt es: „Hauptschullehrer“.

[2]) In Würdigung seiner „vorzüglichen Leistungen auf dem didaktisch-pädag. Gebiete“ erhielt er (laut Min.-Erl. v. 27. Oct. 1872) eine Verdienstzulage v. 200 fl.

[3]) In der im März 1873 vom Ministerium angeordneten Vor-Ausstellung von Unterrichtsmitteln war Niedergesäß Leiter der Gruppe, welche die Volks- und Bürgerschule betraf (Minist.-Erl. v. 21. Jänner 1873), nachdem er schon früher (1872) Mitglied der „Commission f. die Collectiv-Ausstellung der Unterrichtsgegenstände gewesen war.

Dienste geleistet hatte,[4]) wurde er im April 1875 in den k. k. n.-ö. Landesschulrath berufen und mit den Functionen eines Landesschulinspectors betraut, welchen Posten er nahezu zwei Jahre innehatte. Als Director Vernaleken im März 1877 pensioniert ward, kam Niedergesäß, indem er zu gleicher Zeit mit dem Titel „k. k. Schulrath" ausgezeichnet

---

[4]) Welchen wesentlichen Antheil Niedergesäß an der Durchführung des Reichs-Volksschulgesetzes, an dem Ausbau unserer Neuschule genommen, möge folgender Auszug aus seinen Decumenten zeigen:

a) Dankschreiben vom Unterr.-Ministerium (26. Aug. 1870) für seine Mitwirkung an den Berathungen über die Schulordnung und die Lehrpläne für Bürgerschulen und über die Lehrpläne für Lehrerbildungsanstalten; Zuweisung des Betrages von 100 fl., darin die Vergütung für die redactionelle Mitwirkung bei den Lehrplänen inbegriffen.

b) Er nahm (laut Minist.-Erl. v. 26. Mai 1872, Z. 6353) an den Berathungen im Ministerium theil über die neue Prüfungsvorschrift für Volks- und Bürgerschullehrer, über die Landes- und Bezirks-Conferenzen der Volksschullehrer, dann über die Kindergärten und verwandte Anstalten.

c) Aufforderung vonseiten des Ministeriums (Zuschrift v. 30. Mai 1873), „die nöthige Revision des provisorischen Lehrplanes für Knaben- und Mädchen-Bürgerschulen mit Berücksichtigung der in den anliegend verzeichneten Ministerialacten enthaltenen Gutachten der Landesschulbehörden und übrigen Anträge vorzunehmen".

d) Anerkennung für seine Beiträge zum Bericht über das österr. Unterrichtswesen, in welchem Minister Stremayr seinen Dank ausspricht „für den gelieferten wertvollen Beitrag zu einem Werke, welches Österreich in so hohem Grade zur Ehre gereicht." (Erl. v. 15. Sept. 1873.)

e) Einladung ins Ministerium zur Berathung folgender Vorlagen:

α) Die Revision der bezüglich des Lehrerbildungswesens bestehenden Normen.

β) Die Feststellung von Normal-Lehrplänen für die verschiedenen Kategorien der allgemeinen Volksschule.

γ) Die definitive Feststellung der Lehrpläne für 3classigen Bürgerschulen (Minist.-Erl. v. 6. Februar 1874).

f) Für die Arbeiten in der Enquête-Commission zur Berathung des Organisationsstatuts für die Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten spricht ihm Minister Stremayr seinen Dank und seine Anerkennung aus, da er sich „an den die vollste Sachkenntnis erheischenden Arbeiten der Commission ebenso eifrig als erfolgreich betheiligt" habe, und ersuchte ihn, das auf Grund der Berathungen der Commission verfasste Organisationsstatut einer Durchsicht zu unterziehen. (Erl. v. 5. April 1874.)

g) Im Minist.-Erl. v. 29. Juli 1874 heißt es: „An der commissionellen Feststellung des mit meiner Verordnung v. 26. Mai d. J. eingeführten Organisationsstatutes für Lehrerbildungsanstalten, sowie der mit meiner Verordnung v. 18 Mai d. J. veröffentlichten Lehrpläne für die öffentlichen Volksschulen haben Eure Wohlgeboren mit ausgezeichneter Sachkenntnis und voller Hingebung mitgewirkt. Indem ich Ihnen für die wesentlichen Dienste, welche Sie hiebei dem Ministerium geleistet haben, meine Anerkennung ausspreche.

wurde, [5]) als Director an die k. k. Lehrerbildungsanstalt, der er 10 Jahre lang vorstand. Dieser Directionswechsel an der Wiener Lehrerbildungsanstalt im Jahre 1877 war für die österreichischen Lehrer keine geringe Überraschung. Man sah den geradsinnigen, kernhaften, charaktervollen, kurz, grunddeutschen Vernaleken ungern scheiden und begegnete Niedergesäß, der nicht nur als fremder Eindringling, sondern als Convertit, als Günstling der Regierung galt und deshalb viele Feinde hatte, mit kühler Zurückhaltung; ja gar mancher empfand später „seinen Sturz" als beruhigend, befriedigend wirkende Thatsache. Niedergesäß hatte sich — man behauptete, durch zu deutlich hervorgekehrtes persönliches Interesse — die Gunst der höchsten Unterrichtsverwaltung verscherzt, und trotz der rüstigen Aufnahme und erfolgreichen Fortführung seiner neuen Thätigkeit vermochte er seinen früheren maßgebenden Einfluss im Unterrichtsministerium nimmermehr zurückzuerobern. Das Gefühl der Zurücksetzung nagte beständig an ihm; und in seiner Verbitterung gegen die neuen Verhältnisse sprach er in vertrautem Kreise gar oft von Memoiren, welche Persönlichkeiten und Vorkommnisse zeichnen sollten, unter deren Einflusse er gearbeitet habe und leide. Besonders kränkend empfand er es, dass man ihn 1886 nicht mit in die Enquête-Commission zur Revision des Organisationsstatuts für die Lehrerbildungsanstalten berief, ihn, dessen Kind eigentlich dieses Statut war. Dazu kamen noch verschiedene Verdrießlichkeiten mit seinen unmittelbaren Vorgesetzten, denen er an Geist weit überlegen war, wie auch manch unangenehmer Vorfall in der Familie; und der Mann, dessen kräftiger Körper noch Jahrzehnte lang der Zeit zu trotzen geeignet schien, fühlte sich plötzlich, mitten im eifrigsten Schaffen, von einem Herzübel wie von einem heimtückischen Dämon befallen; mit Hintansetzung aller persönlichen Rücksichten führte er das Schuljahr 1886/87 zu Ende und hoffte von der Ferienzeit, von dem stillen Frieden des Landlebens, von erquickender, kräftigender Waldluft Errettung und Genesung. Deshalb zog er voller Hoffnung mit seiner Familie nach Treitl bei Edlitz im Pittenthal. Doch die Hoffnung trog, und am 22. August 1887 gieng ihm die

---

finde ich mich bestimmt, die Ihnen mit Min.-Erl. v. 27. Oct. 1872, Z. 12929, bewilligte Verdienstzulage von 200 fl. in neuerlicher Würdigung Ihrer vorzüglichen Berufsthätigkeit auf 500 fl. zu erhöhen".

[5]) Mit allerhöchster Entschließung v. 5. März 1877 in Anerkennung seiner „pflichteifrigen und erfolgreichen Berufsthätigkeit." In dem Anerkennungsschreiben, das ihm bei seiner Versetzung an die k. k. Lehrerbildungsanstalt Statthalter Konrad v. Eybesfeld zukommen ließ, spricht dieser dem neuen Director seine volle Anerkennung für seine „taktvolle, opferwillige und sachgemäße Lösung" der ihm bei dem k. k. Landesschulrathe „obgelegenen Amtsaufgaben" aus.

Sonne nicht mehr auf; er war seinem Übel, der Herzbeutelwassersucht, erlegen.

Das ist das Leben des Schulmannes Niedergesäß in wenigen leichten Strichen. Doch müssen wir zu seiner Würdigung diejenigen Eigenschaften und Verdienste herausstellen, welche sein Dasein zu einem ehrenvollen und segensreichen schufen.

Vor allem muss sein rastloser Fleiß, sein unausgesetztes Streben, seine außerordentliche Rührigkeit hervorgehoben werden, wodurch er es von dem Hilfslehrer an einer Dorfschule bis zum Director an der k. k. Lehrerbildungsanstalt in Wien gebracht und sich als Pädagogiker, Methodiker, Jugendschriftsteller nicht bloß in Österreich, sondern auch in Deutschland einen geachteten Namen erkämpft hat.

Freilich wurde dieser große Fleiß unterstützt von schönen Talenten, die ihm Mutter Natur in die Wiege gelegt hat, und die auch das Leben zu reicher Entfaltung in ihm gedeihen ließ. Zu diesen reich entfalteten Anlagen sind vornehmlich zu rechnen sein Erzähltalent, sein außerordentliches Lehrgeschick und sein scharf ausgeprägter Sinn für die Reinheit und Feinheit unserer Muttersprache, verbunden mit einer ganz ungewöhnlichen Begabung für schriftliche Darstellung.

Um dies zu erhärten, braucht nur auf die Erfolge seiner ersten, wie auch auf die seiner späteren Lehrthätigkeit hingewiesen zu werden. Wer ihn jemals, sei es auf welcher Unterrichtsstufe immer, unterrichten hörte, der musste in ihm einen Meister der entwickelnden Lehrmethode anerkennen, sein Lehrgeschick bewundern. Und was seine Sprache anbelangt, so muss ihm jedermann, der ihn je sprechen hörte, das Zeugnis geben, dass er über ein correctes, wohlklingendes, fließendes Deutsch verfügte, das jeden fesselte, und das seine Lehrthätigkeit in hohem Maße unterstützte. Und wie er bezüglich der Sprache die strengsten Anforderungen an sich selbst stellte, so verhielt er auch alle seine Schüler, sich die edelste Form der Schriftsprache anzueignen; und nichts konnte sein Ohr mehr beleidigen, als rohe, unreine, fehlerhafte Sprache. Dieser Liebe zur edlen Muttersprache entspricht auch seine lebhafte Antheilnahme am Sprachunterricht, den er durch seine ganze Lehrthätigkeit in jeder Weise förderte. So erblicken wir in Niedergesäß einen wahren Lehrer, einen Lehrer von Gottes Gnaden. Frische, Ursprünglichkeit und Reinheit der Sprache, Umsicht in der Handhabung der Schuldisciplin, reger geistiger Verkehr zwischen Lehrer und Schüler, Dringen auf Klarheit in Sache und Wort: das

waren die Grundzüge und Vorzüge seiner Lehrkunst; und wo immer er diese Eigenschaften bei einem Lehrer fand, da fehlte gewiss seine Anerkennung nicht. Verhasst war ihm das blinde, unverstandene Nachbeten und Nachtreten, wie auch das Einerlei, die Schablone in methodischen Dingen; und hielt er auch für Anfänger im Lehramte eine objective Methode für nothwendig, so sah er doch erst in der Aneignung einer subjectiven Methode die Mündigkeit des Lehrers. Wo er daher als Inspector, als Director Eifer für die Sache, richtiges Verständnis und methodisches Vermögen erkannte, ließ er selbst da gewähren, wo seine persönliche Ansicht eine ganz andere war, nur um die Lehrfreudigkeit, diese erste Bedingung segenvollen Wirkens, nicht zu untergraben. Deshalb war er kein Freund von den so beliebt gewordenen Special-Lehrplänen für ganze Lehrergruppen, weil er davon für eine gesunde Entwicklung der Methode fürchtete. Das — der Lehrer Niedergesäß.

Gehen wir nun auf seine Würdigung als Schriftsteller über.

Mit seiner Schlagfertigkeit, dem natürlichen Fluss seiner Rede stand die Gewandtheit und wohlthuende Frische seiner schriftlichen Darstellung in schönstem Einklang und zwar insbesondere da, wo er aus seinem reichen Seelenleben schöpfen konnte und nicht durch wissenschaftliche Scrupel im Flusse seiner Darstellung gehemmt wurde, weshalb er auch in jenen Schriften sein Bestes leistete, worin er die novellistische Darstellungsform wählen konnte. Um einen Überblick über seine reiche literarische Thätigkeit zu gewinnen, scheint es zweckmäßig, seine gesammten Schriften in 2 Abtheilungen zu bringen, und zwar in solche für die Schule (Lese- und Lehrbücher) und solche für das Haus (Jugend- und Volksschriften).

Der ersten Abtheilung gehören an: Das Lesebuch für die österr. Volks- und Bürgerschule; Deutsches Sprachbuch für Bürgerschulen; Bilder aus der Geschichte; Orthographisches Wörterbuch; — Lesebuch für Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten (im Verein mit Dr. Jos. Kreß herausgegeben); Allgemeine Erziehungslehre; Allgemeine Unterrichtslehre; Grundriss der Geschichte der Pädagogik; Geschichte der Pädagogik in Biographien; Commentar zu seinem Lesebuche für Volks- und Bürgerschulen; Specielle Methodik der Unterclasse; Handbuch für den Anschauungsunterricht; Praxis der allgemeinen Volksschule.

In die 2. Abtheilung gehören folgende Schriften: Kinderstubengeschichten; Am Kamin; Der Taubstumme; Lehr- und Wanderjahre; Aus der Jugendzeit; Plauderstündchen; Prinz Eugen; Ludwig v. Beethoven; Der abenteuerliche Simplicissimus; Zeiten und Menschen; Bilder aus Wiens Vergangenheit; Landschafts- und Sittenbilder; 12

Bände unter dem Titel: „Jugend- und Volksbibliothek," in 2 Serien;*) Lehrer Mannhart von Großdorf; Tenne und Speicher; Die Kinderwelt (Anschauungs-, Erzähl- und Gesprächsstoffe für Haus, Kindergarten und Schule); Die Familienerziehung; Aus dem Leben einer Lehrerin. Manuscripte sind bisher geblieben: Kaiser Karl V. vor Tunis; Die Kinderwelt, ein Bilderbuch für die Hand der Mütter. (Mit Bilder von Prof. Emil Heythum.) — Memoiren sind keine vorhanden. Das sind in Summe über 40 Werke! Welchen Fleiß bergen sie, welche geistige Kraft erforderten sie! Man bedenke nur, dass der Verfasser aller dieser Werke daneben seines Amtes waltete!

Und nicht genug an alledem. Dazu kommen noch die zahlreichen Berichte und Gutachten für die Schulbehörden; und wie hoch mag sich endlich die Zahl der kleineren Aufsätze belaufen, die er als Beiträge für verschiedene Zeitschriften abfasste! Wahrlich, eine solche Arbeitsfähigkeit, ein solch rastloser Fleiß muss Erstaunen, muss Bewunderung erregen!

Freilich — und das ist ja wohl selbstverständlich — sind nicht alle Schriften dieses rastlos thätigen Mannes von gleichem Werte; manche davon mögen vergessen, durch bessere ersetzt sein oder werden; manches aber wird unsere Zeit überdauern und seinen Namen wach erhalten durch Generationen. Was jedoch schon in seiner Zeit als sein großes literarisches Verdienst hätte anerkannt werden sollen, ist, dass er mit scharfem Auge das Bedürfnis unserer frisch und rüstig aufstrebenden Neuschule und Volksbildung richtig erkannte und diesem mit raschem, kühnem Griff und voller Arbeitskraft entgegen kam, wodurch er sich in die erste Reihe der Vorkämpfer für die moderne Schule stellte. Deshalb hat er sich nicht nur als Praktiker, sondern auch als Theoretiker große Verdienste um die Lehrerbildung erworben, wofür ihm die Nachwelt wärmsten Dank schuldet.

Und so sei schließlich das aufrichtige Bedauern ausgesprochen, dass der Tod diesen thatkräftigen Mann vorzeitig aus Amt und Arbeit ge-

---

*) Die erste Serie enthält: 1. Theil: Rudolf von Habsbug. 2 Theil: Männer aus dem Volke. 3. Theil: Denksteine der Cultur. 4. Theil: Auf österr.-deutschem Boden. 5. Theil: Auf dem Meere. 6. Theil Naturkundliche Spaziergänge.

Die zweite Serie, welche noch keinen Verleger gefunden hat, besteht aus folgenden Theilen: 1. Theil: Aus dem Volksleben. 2. Theil: Heldengestalten und Ruhmesthaten. 3 Theil: Altnordische Göttersagen. 4. Theil: Küsten- und Inselbilder 5. Bilder aus der höhern Thierwelt. 6. Theil. Bilder aus der niedern Thierwelt und aus dem Pflanzenreiche.

rissen; so wollen wir ihm den innigsten Dank zollen für alle seine redlichen Bemühungen um die Schule, um die Lehrer- und Volksbildung und damit den lebhaften Wunsch verbinden, es möge ihm die Zeit gewähren, was ihm das Leben versagte: unparteiische Beurtheilung seines Lebens und Strebens, volle Würdigung seines Wirkens und Schaffens.*)

---

*) Theils zur Bekräftigung, theils zur Ergänzung des vorstehend Gesagten sei hier noch ein Urtheil mitgetheilt, welches ein bekannter Schulmann und langjähriger vertrauter Freund Niedergesäß' über diesen seinerzeit in einem Schreiben an den Herausgeber dieses Buches abgab:

„Mir ist das ernste Streben des Verstorbenen zu sehr bekannt, und ich schätze das, was er für das Schulwesen in Österreich gethan, zu hoch, als dass ich mich dem allgemeinen Urtheile derjenigen, die ihn nur oberflächlich kennen und daher vielfach falsch beurtheilen, anschließen könnte. Es ist gewiss wahr, dass es größere pädagogische Schriftsteller gibt als Niedergesäß, und dass er als Verfasser von Jugendschriften vielfach übertroffen wird; aber darin liegt, meiner Ansicht nach, nicht der Schwerpunkt seines Wirkens. Niedergesäß war zuerst Schulmann, ja sogar Schulmeister, der wohl, was Lehrgeschick und methodische Meisterschaft anlangt, von wenigen übertroffen wird. Niedergesäß hat ferner bei der Reorganisation des österr. Schulwesens in hervorragender Weise mitgewirkt und hat bei der Errichtung der ersten Bildungsanstalt für Lehrerinnen auch bewiesen, dass er nicht bloß am grünen Tische ein schätzbarer Rathgeber, sondern auch ein tüchtiger Organisator war. Die österreichische Schule war nicht gar so schlecht berathen, als er von hohen Personen um Rath gefragt wurde. Es muss erst bewiesen werden, ob diejenigen, die ihn seines früheren Einflusses beraubten und an seine Stelle getreten sind und treten werden, es besser zu machen verstehen. Die Gunst der Großen wechselt, aber treues Wirken und ernstes Streben, das noch dazu nicht ganz erfolglos war, sollte aufrichtig und neidlos anerkannt werden.

Es wird gewiss noch die Zeit kommen, wo Niedergesäß milder beurtheilt werden wird, als von seinen Zeitgenossen, die es ihm nicht verzeihen können, dass er durch sein Talent, durch seine hohe Begabung rasch emporgestiegen ist, und dass er kein geborener Österreicher, obwohl er sonst seinem neuen Vaterlande mit Leib und Seele treu ergeben war.“



XXII.

Karl Riedel.

Von Dr. F. M. Wendt.

Soll eine Lehrerbildungsanstalt Bedeutung erlangen, sollen ihre Zöglinge sich's zur Ehre schätzen können, der Anstalt, welcher sie ihre Bildung verdanken, angehört zu haben, so ist's vor allem nothwendig, dass der Leiter einer solchen Anstalt ein pädagogisch bedeutender Mann von organisatorischem Talente sei, dem es an Directionsgeschick nicht fehlt, und der es versteht, durch sein Beispiel auf Lehrer und Schüler kräftig einzuwirken. Die Troppauer Lehrerbildungsanstalt besaß seit ihrer Neuorganisation auf Grund des Reichsvolksschulgesetzes einander ablösend zwei solche Männer, Karl Riedel und Josef Mich, von denen namentlich der erstere durch sein organisatorisches Talent, der letztere durch seine Lehrtexte weit über die Grenze ihres engeren Wirkens hinaus bekannt geworden sind.

Karl Riedel wurde 1829 zu Langenberg im Königreich Sachsen geboren. Er besuchte das Lehrerseminar in der kleinen, aber schön gelegenen sächsischen Stadt Waldenburg. Die sächsischen Seminarien, welche bekanntlich sechs Jahrgänge umfassen und in ziemlich ausgedehnter Weise auch Latein lehren, waren damals noch nicht so hoch organisiert wie gegenwärtig, standen aber doch bereits an der Spitze des deutschen Seminarwesens, und namentlich Waldenburg hatte einen guten Ruf. Im Jahre 1851 legte Riedel die Candidatenprüfung ab und trat sogleich

als Hilfslehrer in derselben Anstalt in Thätigkeit. 1853 legte er die Wahlbefähigungsprüfung ab und wirkte bis 1854 am Waldenburger Proseminar, nahm dann eine Stelle an der Bürgerschule der aufstrebenden sächsischen Fabriksstadt Reichenbach und 1857 an der evangelischen Lehrerpräparandie zu Oberschützen im Eisenburger Comitate in Ungarn an. Im Jahre 1860 kam Riedel an die evangelische Realschule nach Bielitz und erwarb sich 1862 die Befähigung als Realschullehrer für Mathematik und Zeichnen an österreichischen Realschulen. Sein Lehrgeschick und seine Charaktertüchtigkeit verschafften ihm bald die Zuneigung seiner Schüler, die Wertschätzung seiner Collegen, ja die Achtung der ganzen rührigen Stadt Bielitz; besonders aber richtete die protestantische Gemeinde ihr Augenmerk auf die neu gewonnene ausgezeichnete Lehrkraft.

Professor Stoy aus Jena hatte die Bielitzer Lehrerbildungsanstalt nach seinen Entwürfen (niedergelegt in der Schrift über „Die Organisation der Lehrerseminare") organisiert. Nach seiner Berufung zum Professor nach Heidelberg handelte es sich um die Gewinnung eines Directors, welcher im Sinne der Organisation die neu geschaffene Anstalt zu leiten befähigt wäre, und man wandte sich an Riedel, welcher 1867 seine Wirksamkeit begann und 1868 zum Director der Anstalt ernannt wurde. Das Bielitzer Seminar, welches nach Herbart'schen Principien eingerichtet worden war, wurde somit die Stätte des Wirkens für Riedel, und in der Form der Einrichtung war ihm ein Weg nach einem hohen Ziele im Geiste der wissenschaftlichen Pädagogik vorgezeichnet. Wäre die Wirksamkeit, welche Riedel hier entfaltete, nicht an leitender Stelle, d. h. seitens des hohen Unterrichtsministeriums beachtet worden, so hätte Riedel wohl immer segensreich in einem kleineren Kreise gewirkt, sein organisatorisches Talent wäre jedoch nicht von so großem Einfluss auf das Seminarwesen von ganz Österreich geworden.

So aber erhielt Riedel bereits am 19. Jänner 1872, also nach etwa dreijähriger Wirksamkeit, in einem Alter von erst 43 Jahren den Titel eines k. k. Schulrathes und bald darauf die Berufung zum Director der k. k. Lehrerbildungsanstalt in Troppau. Es war kennzeichnend für den Geist des neuen Reichsvolksschulgesetzes, dass Riedel, obwohl Protestant, zur Leitung einer Anstalt berufen wurde, welche fast nur katholische Schüler zählt, und welche nur ausnahmsweise von Nichtkatholiken besucht wurde. Am 10. October 1872 erfolgte die Berufung, und Riedel eröffnete sofort eine umfassende Reformthätigkeit, für welche ihm freie Hand blieb, da damals das Organisationsstatut für Lehrerbildungsanstalten (welches ja eigentlich Riedels Werk ist,) noch nicht vom Unterrichtsminister festgestellt war. Dabei kam ihm die Unterstützung,

welche er durch den damaligen Landesschulinspector von Schlesien, dem jetzigen Ministerialrath Dr. Gustav Ritter von Zeynek, erfuhr, wesentlich zustatten. Die Anordnungen Riedels fanden so durch die oberste schlesische Schulbehörde eine mächtige Förderung. Überdies verstand es Riedel, die Mitglieder seines Lehrkörpers anzuregen, für seine Ideen zu gewinnen, mit Klugheit und Entschiedenheit etwaiges Widerstreben hintanzuhalten und insbesondere auch bei den Zöglingen sich autoritatives Ansehen zu verschaffen.

Am 22. Juli 1873 wurden die ersten unter ihm ausgebildeten Candidaten nach bestandener Lehrbefähigungsprüfung entlassen, und zwar, wie Riedel es liebte und wie es nur zu billigen ist, in feierlicher Weise, wobei sowohl der Landesschulinspector, als auch Director Riedel Ansprachen von nachhaltiger Wirkung zu halten pflegten. 1872 und 1873 wurden auch vierwöchentliche Fortbildungscurse für die bereits angestellten Lehrer eingerichtet, und die Förderung und Pflege des Patriotismus der künftigen Lehrerschaft, welche sich Riedel besonders angelegen sein ließ, trat zum erstenmale in schöner Weise bei der vom Seminar veranstalteten Feier der 25jährigen Regierungsdauer des Kaisers am 2. December 1873 zutage. Was Riedel geschaffen, sollte bald auch für weitere Kreise Bedeutung gewinnen. Denn Landesschulinspector Zeynek und Director Riedel (der unterdes zum Mitglied des schlesischen Landesschulrathes ernannt worden war) wurden als Referenten zu einer vom Ministerium einberufenen Enquête bestellt, und zwar Landesschulinspector Zeynek für die von den Volks- und Bürgerschulen einzuhaltenden Lehrpläne, und Director Riedel für die Organisation der Lehrerbildungsanstalten. Die ministeriellen Lehrpläne und das Organisationsstatut*) sind also vorzugsweise nach den Vorschlägen der beiden genannten Schulmänner entworfen und haben Gesetzeskraft in ganz Österreich erlangt.

Die Riedel'sche Anstalt erwarb sich begreiflicher Weise bald großen Ruf, und Riedel sorgte auch für die Unterstützung seiner Zöglinge, indem schon damals 182 Zöglinge 13.610 fl. an Stipendien bezogen. Die Übungsschule wurde fünfclassig, die Zahl der Candidaten stieg auf 236, wozu noch 90 Vorbereitungsschüler kamen, die Übungsschule zählte 200 Zöglinge, der Lehrkörper wurde bis auf 15 Mitglieder vermehrt, worunter 4 Professoren. So begieng Riedel die Feier des 100jährigen Bestehens der Troppauer Lehrerbildungsanstalt. Die Festrede, welche zugleich Riedels Programm darlegte (Riedel war ein guter Redner, namentlich wenn es

*) Es ist nothwendig, hier auf die Biographie von Niedergesäß, namentlich auf Seite 266, Anmerkung f und g, zu verweisen, wonach auch dem letztgenannten Schulmanne mindestens ein sehr erheblicher Antheil an diesen Organisationswerken zukommt. Der Herausgeber.

galt, junge Männer zu begeistern), wies nach, Lehrer sein heiße: Selbstverleugnung und Liebe üben, frei und wahr sein, arbeiten und beten.

Riedel wurde mit dem Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens ausgezeichnet.

Riedel war wohl ein strenger Mann, der viel von seinen Lehrern und nicht wenig von seinen Schülern verlangte, der aber überall mit dem besten Beispiele vorangieng und trotz seiner umfänglichen Directionsthätigkeit noch Zeit fand, selbst Unterricht in der Pädagogik und Methodik zu ertheilen, und fast so viele Stunden gab wie ein Professor. Freilich hat er sich dabei wohl zu viel zugemuthet, und es muſste später manches, was an Conferenzen und schriftlichen Vorbereitungen seitens der Schüler zu viel gefordert worden war, eingeschränkt werden. Allein unter seiner befeuernden Leitung arbeiteten der Lehrkörper und die Schüler doch gern. Riedel war auch als Director der Prüfungscommission für allgemeine Volks- und Bürgerschulen thätig, wurde wohl auch zuweilen zum Vorsitze bei Reifeprüfungen in Vertretung des Landesschulinspectors berufen. Daneben war Riedel auch schriftstellerisch thätig. Er schrieb für das Schlesische Schulblatt und für andere Zeitungen und konnte auch, wenn er es für nothwendig hielt, eine kräftige Polemik führen. Da Riedel keine akademische Bildung besaß, so hatte es dabei manchmal den Anschein, als ob er diese überhaupt nicht gar so hoch schätze, allein wir glauben, daſs man ihn hierin miſsverstanden hat; und daſs man ein tüchtiger Schulmann sein kann, ohne eine Universität besucht zu haben, bewies er ja durch seine eigenen Leistungen, und das haben andere Schulmänner, z. B. Schulrath Dr. Kehr, auch bewiesen.*)

Von größeren Arbeiten lieferte Riedel eine schätzenswerte erläuternde Ausgabe von Pestalozzis Buch „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" mit einer Einleitung über Pestalozzis Leben, Werke und Grundsätze. Auch gab er mit Meixner und Koschut ein sehr gutes Lesebuch für Vorbereitungsclassen heraus. Es war schade, daſs sein Plan, ein Lesebuch für sämmtliche Jahrgänge der Lehrerbildungsanstalten zu schaffen, nicht zur Ausführung kam.

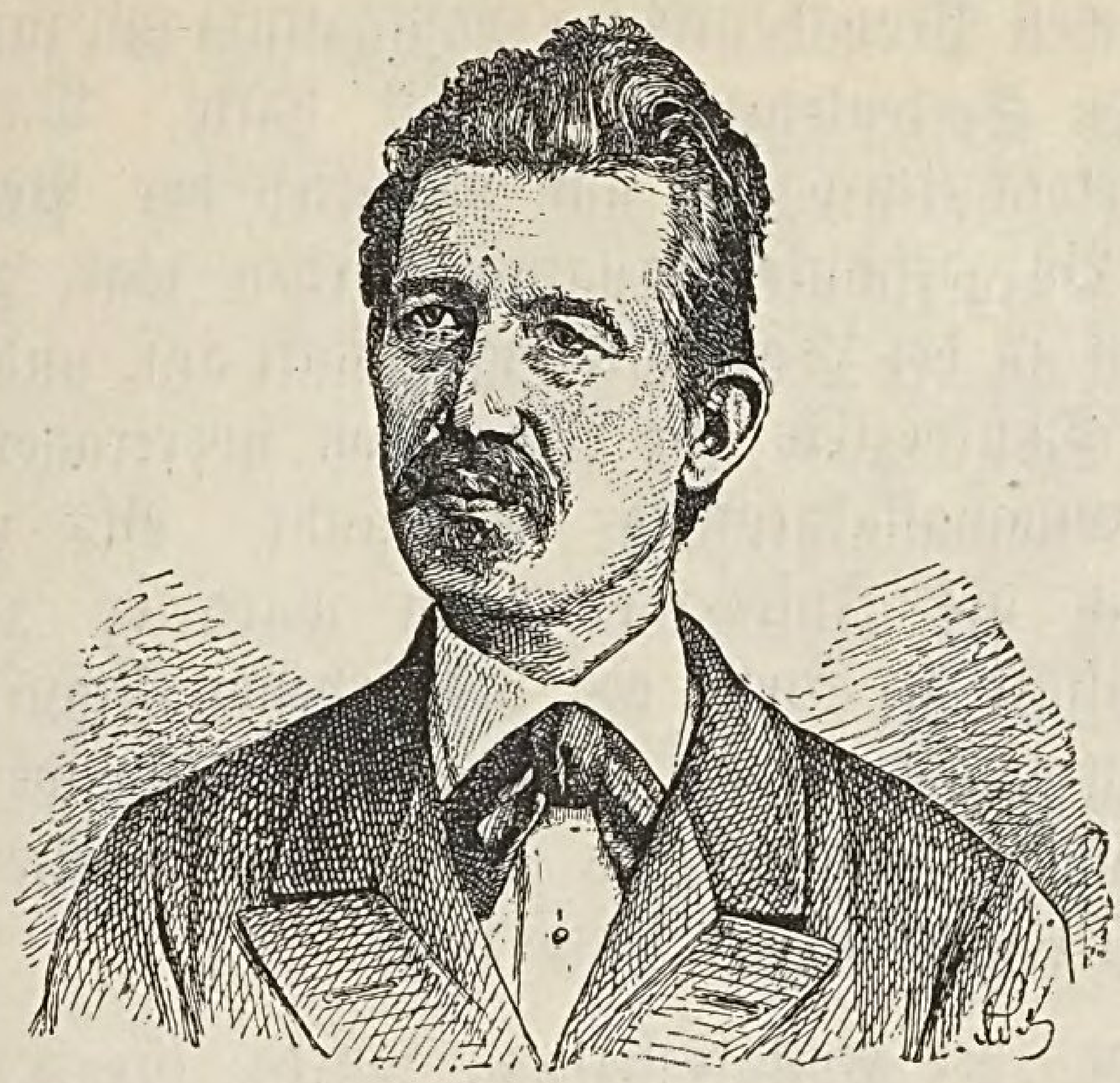
Die Absicht, mit der sich Riedel trug, eine Biographie Felbigers mit einer Darlegung seiner Verdienste um Österreichs Schule und seine Methode zu schaffen, vereitelte der frühe Tod des allzu pflichteifrigen Mannes. Ein Herzleiden steigerte sich infolge zu geringer Schonung. Als Riedel ein südliches Klima (in Gries bei Bozen in Tirol) im Herbste 1877 aufsuchte, war das Übel schon zu weit vorgerückt, und

*) Obwohl letzterer stets bedauerte, daſs ihm die Verhältnisse die Erwerbung akademischer Bildung nicht gestattet hatten.

bereits am 9. December 1877 starb Riedel in noch nicht vollendetem 48. Lebensjahre.

Riedel befand sich in sehr günstigen finanziellen Verhältnissen. Er war mit der Tochter eines Bielitzer Fabrikanten vermählt, mit welcher er in sehr glücklicher, wenngleich kinderloser Ehe lebte. Die Leiche des Dahingeschiedenen ward von Gries nach Bielitz übertragen und dort im Erbbegräbnis der Familie beigesetzt. Dieses trägt den schönen Bibelspruch, den Riedel zu seinem Wahlspruche gewählt und selbst zu seiner Grabschrift bestimmt hatte: „Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen". Zur Erinnerung an ihren Gatten spendete Frau Riedel der Pensionszulagecasse des Landeslehrervereines 2000 fl. mit der Bestimmung, den Ertrag der Witwe eines Übungsschullehrers als Zulage zu ihrer Pension zukommen zu lassen.

Glücklicherweise fand Riedel einen Nachfolger, der in seinem Sinne weiter wirkte, nämlich den k. k. Schulrath Dr. Josef Mich. Sein organisatorisches Talent aber lebt fort in der Einrichtung der österreichischen Lehrerbildungsanstalten, denn auch das 1886 geänderte Organisationsstatut für österreichische Lehrerbildungsanstalten hält im wesentlichen das fest, was Riedel für eine Lehrerbildungsanstalt für unerlässlich fand. Der Ruf der Troppauer Lehrerbildungsanstalt, den Riedel begründet, ist derselbe denn auch bis heute geblieben, und das ist auch ein schönes Denkmal für das seinen Tod überdauernde segensreiche Wirken Karl Riedels.



XXIII.

Dr. Josef Mich.

Von Dr. F. M. Wendt.

Dr. Josef Mich wurde am 8. April 1834 zu Schwabenitz in Mähren geboren. Er besuchte von 1847—1855 das Gymnasium zu Olmütz und dann die Wiener Universität, um sich für den Lehrberuf an Mittelschulen für Naturkunde und Mathematik vorzubereiten. Mich erwarb sich 1859 die Lehrbefähigung. Er war durch seine beschränkten Verhältnisse schon als Student genöthigt, durch Unterricht sich sein Fortkommen zu sichern. Nach absolvierten Studien ward er als Präfect, d. h. als Aufseher und Studienleiter, an der Theresianischen Ritterakademie in Wien angestellt. Zu seinen damaligen Zöglingen gehörten unter anderen auch der spätere Kriegsminister Horst und der nachherige Minister des Innern Marquis Olivier de Baquehem. 1865 wurde Josef Mich vom Cultusminister zum Lehrer, 1868 zum Professor am Staatsobergymnasium in Troppau ernannt und ward im Status des Lehrkörpers dieser Anstalt bis 1878 geführt. Im Jahre 1869 promovierte Mich zum Doctor der Philosophie an der Universität Wien. Der erste Landesschulinspector für Volksschulen und Lehrerbildungsanstalten in Schlesien, Dr. A. Macher, begann mit der Reorganisation der k. k. Lehrerbildungsanstalt im Sinne der neuen Schulgesetze, und Dr. Mich wurde 1869 zum Lehrer der Pädagogik bestimmt. Die damals von ihm gehaltenen Vorträge gaben die Anregung zur Herausgabe seiner Erziehungs- und Unterrichtslehre, wie bereits früher sein Unterricht

in der philosophischen Propädeutik am Gymnasium ihn zur Abfassung seiner Logik und seiner Seelenlehre veranlasst hatte. Da er im October 1870 zum Bezirksschulinspector und Mitglied der Prüfungscommission für Volks- und Bürgerschulen ernannt worden war, gab er seine aushelfende Thätigkeit an der Lehrerbildungsanstalt auf, und im Jahre 1873, nachdem ihm 3 Schulbezirke zur Inspection übertragen worden waren, wurde er als Gymnasialprofessor beurlaubt. Bis zum Jahre 1878 wirkte Dr. Mich als Inspector, dann ward er zum Director der Lehrerbildungsanstalt an Stelle des verstorbenen Schulrathes Riedel ernannt. Im allgemeinen wirkte er in dessen Geiste weiter, nur wurden nach und nach die zu umfänglichen schriftlichen Arbeiten und die vielen und langen Conferenzen etwas beschränkt.

Die Aufgabe der Anstaltsleitung wurde für Dr. Mich noch erschwert durch die Übernahme des Director-Stellvertreter-Amtes bei der Prüfungscommission und durch die im nächsten Jahre erfolgende Berufung zum Mitglied des k. k. Landesschulrathes. Trotzdem setzte Mich auch noch seine Thätigkeit in den verschiedenen Vereinen fort, denn er gehörte zu den Mitbegründern des schlesischen Landeslehrervereines und war viele Jahre dessen umsichtiger Obmann. Auch blieb er Mitglied des Gemeinderathes und Obmann des schlesischen Bienenzuchtvereines. Nach Dr. Rotters Tod übernahm Mich 1884 auch noch die Leitung der Lehrerinnenbildungsanstalt, wodurch allerdings das Maß seiner physischen Kräfte überschritten wurde, denn es kamen zu den 4 Jahrgängen und 5 Übungsschulclassen des Seminares noch 2 Jahrgänge des Lehrerinnenseminares, ein Bildungscurs für Kindergärtnerinnen und einer für Handarbeitslehrerinnen, ferner 5 Mädchenclassen der Übungsschule und ein Kindergarten.

Bei der enormen Pflichttreue Michs war er oft bis zur Erschöpfung thätig; trotzdem fand er noch Zeit, mit seiner Familie täglich spazieren zu gehen und dem von ihm besonders geliebten Schachspiel täglich einige Stunden zu opfern. Glücklicherweise war Mich kein Pedant, der nicht ohne Noth Geschäftsstücke verfasste und sie auch niemals weitschweifig entwarf. Dr. Mich war durch sein besonderes Wohlwollen gegen alle Menschen ausgezeichnet. Selten ließ er sich zu einem heftigen Worte oder zu einer gewissen Schärfe selbst gegen diejenigen hinreißen, welche seine schriftstellerische Thätigkeit angriffen oder seine Güte missbrauchten. Bei aller Milde fehlte es ihm im entscheidenden Momente niemals an der nöthigen Festigkeit. Da er dabei immer Mäßigung bewahrte und jede verletzende Haltung oder Ausdrucksweise vermied, so blieb er fast immer Sieger. Ebenso schützte

ihn ein entsprechendes Maß ruhig überlegender Klugheit vor einem allzu häufigen Missbrauch seiner Güte.

Dr. Mich war allerdings kein bahnbrechender Pädagoge. Seine Werke imponieren nicht durch Gedankentiefe und brillieren nicht durch meisterhafte Form; aber Mich war ein trefflicher Compilator; er verstand es, den Stoff auf das Nothwendige zu beschränken und in fasslicher Form zu bieten, und das ist denn doch auch etwas, und zwar weit mehr, als es auf den ersten Blick scheinen mag.

Mich hatte etwas Sympathisches in der Erscheinung, obwohl bei seiner hohen Gestalt seine Magerkeit und sein krankhaftes Aussehen vielleicht noch mehr hervortraten. Man spürte es, dass man es mit einem wohlwollenden Menschen zu thun habe. Obwohl von Geburt und theilweise auch durch Erziehung Slave und daher niemals ein begeisterter Deutscher, blieb Mich doch ein gerechter Förderer beider Nationalitäten und vergaß nicht, dass er seiner deutschen Bildung Stellung und literarische Bedeutung verdankte. Mich war daher auch als Inspector des Troppauer Stadt- und Land-Schulbezirkes und des Friedeker Stadtbezirkes ein Freund der Lehrer beider Nationalitäten. Unter seiner Amtsthätigkeit kamen Reibungen zwischen den Nationalitäten nicht vor, und auch als Obmann des schlesischen Landeslehrervereines war es sein ausgleichender Einfluss, welcher die deutschen, czechischen und polnischen Lehrer in Eintracht beisammen hielt. Mich widmete sich dieser Thätigkeit bis zur Aufopferung und erduldete manche Anfeindung des deutsch-nationalen Theiles der schlesischen Lehrerschaft. Auch die Organisation der Witwen- und Waisen-Pensionszulagecasse*), welche bei äußerst geringen Verpflichtungen ihrer Mitglieder denselben ganz außerordentliche Vortheile gewährt, ist in ihrer Gestaltung Michs Werk.

Die vorzügliche Organisation des Troppauer Volksschulwesens ist ebenfalls zu einem guten Theil auf den Einfluss Dr. Michs zurückzuführen, welchen er als Gemeinderath ausübte.

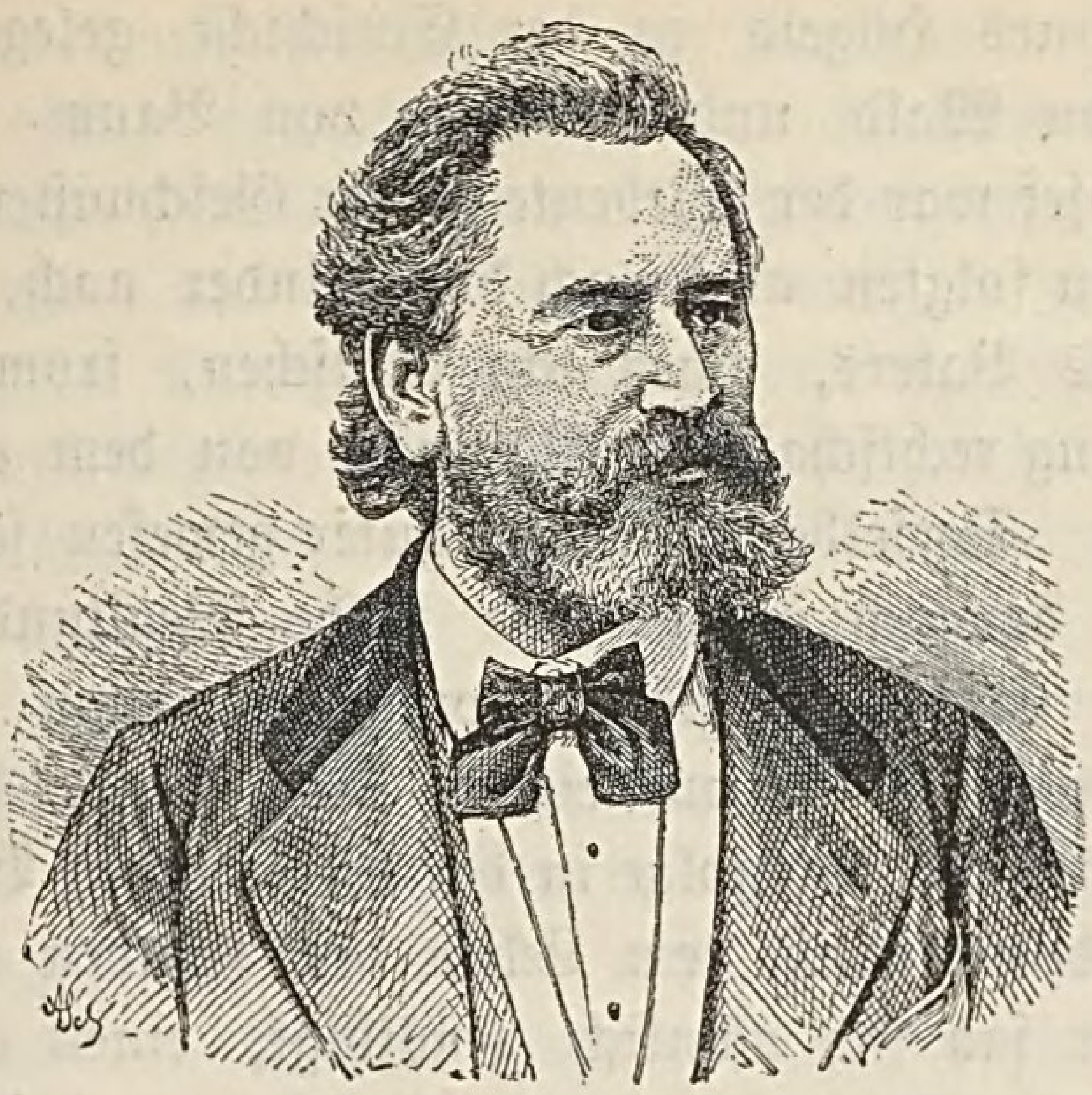
Was die literarische Thätigkeit Dr. Michs betrifft, so hat er außer den 4 Compendien über Logik, Seelenlehre, Erziehungslehre und Unterrichtslehre, welche sämmtlich in einer größeren Anzahl von Auflagen erschienen, mit Hofrath Zeynek und Director Steuer ein dreitheiliges Lesebuch für Landschulen und ein zweibändiges Hilfswerk zum Gebrauch des Lesebuches geschrieben. Auch diese Werke haben mehrere Auflagen erlebt. Als Lehrerbildner war Dr. Mich stets darauf bedacht, in erster Linie Erzieher und Erzieherinnen aus seinen Zöglingen zu

---

*) Die Anregung zu dieser Institution ist allerdings dem verdienten Schulmanne Herrn Oberlehrer Schulig in Jägerndorf zu danken.

gewinnen. Nach methodischer Seite waren seine Kritiken in den Conferenzen knapp gehalten, vermieden Unwesentliches, ließen aber auch selten etwas aus, was wesentlich war. Der Kaiser ehrte die Verdienste Michs durch Verleihung des Schulrathstitels. Die Zöglinge beider Anstalten bekundeten ihrem Director große Anhänglichkeit, der Lehrkörper verehrte den Leiter aufrichtig, und ganz Troppau und eigentlich alle Schulkreise Schlesiens waren von Hochschätzung für Dr. Mich erfüllt, weshalb auch sein Tod am 25. August 1890 — die Folge einer Rippenfellentzündung, die wegen eines schon bestehenden Herz- und Lungenleidens einen üblen Ausgang nehmen musste — die allgemeinste Theilnahme hervorrief.

Die zahlreichen Schüler und Schülerinnen des Verstorbenen werden ihm ein dauerndes Andenken bewahren und die noch in Gebrauch befindlichen Lehrbücher Michs auch in der pädagogischen Welt auf lange hinaus seinen Namen erhalten.



XXV.

Dr. Josef Lukas.

Von Franz Frisch.

Der Name, der über diesen Zeilen steht, bezeichnet eine Persönlichkeit, die im Stillen, dort aber treu und emsig wirkte und die das schulmeisterliche Erbübel, die Selbstgenügsamkeit, nie aufkommen ließ; eine Persönlichkeit, deren Ansehen dort, wo man ihr nahe trat, so festgefügt ist, wie sich dessen nicht viele andere berühmen können.

Ein selbstgemachter Mann wie Dittes, hat Dr. Lukas gleich diesem aus der praktischen Wirksamkeit heraus noch einmal den Weg zu eigener, höherer, systematischer Schulung angetreten, hat sich akademische Bildung erworben, während er selbst die Elemente des Wissens lehrte, hat dann mit redlicher Mühe den Doctorhut erobert und so zur Praxis jenes Maß von Theorie gesellt, das der Leiter einer Bildungsanstalt für Lehrer heutzutage nicht mehr wohl entrathen kann.

Solche Männer der That taugen in die Welt. Das Bild ihrer Wirksamkeit, ihres Lebens und Strebens spricht aber auf alle Fälle aufmunternd zum Strebenden, läßt den Streber die einzig sicheren, beruhigenden und Erfolg versprechenden Mittel erkennen, und den Trägen, sofern dessen Erschlaffung noch nicht allzu weit fortgeschritten, kann es in Bewegung setzen — ihm und seinem Berufskreise zum Frommen.

Josef Lukas wurde am 6. Februar 1835 in der Pfarre Wies in Steiermark geboren. Die Eltern waren brave Bauersleute, voll Sorge für die stattliche Kinderzahl, welche nach und nach das auf dem mit-

tägigen Abhang eines Hügels in der Einschicht gelegene Haus bevölkerte, welches von Wald und Feldern, von Baum- und Weingärten umgeben war. Josef war der Siebente in der Geschwisterreihe, aber nicht der Jüngste; allein folgten auch noch drei Kinder nach, so blieb er doch der Liebling seines Vaters, eines echt deutschen, frommen, wahrheitsliebenden und streng rechtschaffenen Mannes, von dem er auch den ersten Unterricht erhielt. Derselbe muss ein guter gewesen sein, denn als der achtjährige Knabe darnach in die eine halbe Wegstunde entfernte zweiclassige Schule in Eibiswald gieng, konnte er schon nach einjährigem Schulbesuch in die 2. Classe aufsteigen. Da starb der Vater, der seinem Lieblingssohne Josef die Nachfolge in der heimatlichen Besitzung zugedacht hatte. Dieser Todesfall gab dem Leben des Knaben eine andere Richtung; die Mutter sah sich nämlich genöthigt, einen älteren Sohn für die Wirtschaft in Aussicht zu nehmen, Josef aber stellte sie es frei, ob und was er studieren wolle, sollte doch wenigstens einer der 7 Söhne ein „studierter Herr" werden. Der Knabe entschied sich für den Beruf eines Lehrers und wurde nun auf die Privatprüfung über die 3. Hauptschulclasse vorbereitet, die er auch 1848 in Graz ablegte, um dann die zwei folgenden Jahre wieder in der Heimat zuzubringen, wo er unter der trefflichen, uneigennützigen Anleitung des damaligen Schullehrers Franz Fraydl in Eibiswald mit Frau Musica sich befreundete und sich besonders im Gesange, im Violin-, Clavier- und Orgelspiel übte.

Das Leben in der Heimat bot reichliche Gelegenheit, den Körper zu stählen und die Gesundheit zu sichern, eine Vorbedingung, welche für die Mühen des späteren Lebens nicht entbehrt werden konnte. Da gab es den täglichen Gang oder Lauf nach Eibiswald, zwischen dem Vor- und Nachmittagsunterricht die Spiele mit den Genossen, im Sommer kalte Bäder, und vollends zu Hause, da sammelte sich die Kraft, wenn beim Viehweiden die Peitsche knallte, Bäume erklettert und Hoch- und Weitsprünge über „Stiegeln", Gräben und Bäche unternommen wurden und das Nachtlager oft genug auf dem Gange des Wirtschaftsgebäudes aufgeschlagen ward.

Gerade damals erschienen neue Vorschriften für die Lehrerbildung: an Stelle des früheren dreimonatlichen „Landcurses" trat der einjährige und an Stelle des früheren „Stadtcurses" der zweijährige Präparandencurs; zur Aufnahme in den letzteren war die Absolvierung einer Untermittelschule Erfordernis. So trat also Lukas im October 1850 in die 1. Classe der k. k. Unterrealschule in Graz ein, absolvierte 2 Jahrgänge dieser Anstalt, hierauf in normaler Weise den Präparandencurs, so dass er im Juli 1854 als Lehrer für Hauptschulen entlassen werden konnte.

Die damalige Ausbildung der Lehrer war zweifellos nicht die beste, aber Lukas hat das Glück gehabt, dass er durch einen Mitschüler (!) zur Lectüre der deutschen Classiker, zumal Schillers, angeregt wurde, und damit war ihm ein Quell steter Anregung eröffnet, den er nimmer verschloss. — Übrigens fiel dem jungen Lehrer der Abschied von seiner Bildungsstätte keineswegs leicht. Einst, in den ersten Ferien nach Absolvierung der Präparandie, da ihn eine Wanderung auf den Radel führte, von dem aus man Graz überschaut, wurde ihm das Herz so schwer, dass er darüber Thränen vergoss.

Im November 1854 begann seine praktische Wirksamkeit, er erhielt nämlich das Amt eines Aushilfslehrers an der k. k. Normalhauptschule in Graz, im August 1855 wurde mit gutem Erfolge die Concursprüfung für Lehrer an Unterrealschulen (für deutsche Sprache, Geographie, Geschichte, Naturgeschichte, Physik und Rechnen) abgelegt, nachdem er im Sommer des genannten Jahres die botanischen Vorlesungen des Professors Dr. Bill an der Universität besucht hatte, und im November desselben Jahres erfolgte seine Ernennung zum provisorischen Lehrer der grammatischen Fächer in der Parallelabtheilung des 1. Jahrganges der k. k. Unterrealschule in Graz. Die Lehrerfolge des ersten Jahres hinterließen wenig Befriedigung, die Kenntnisse der Schüler saßen nicht fest und sicher genug, und zwar war die Ursache dessen der so häufig vorkommende Fehler junger Lehrer: der Mangel an Einübung und Wiederholung, den Lukas bald erkannte und abstellte.

So fehlte es nicht an naheliegender Arbeit und Sorge, aber diese erstickten nicht das Bedürfnis nach Weiterbildung. Die Richtung derselben wurde zunächst bestimmt durch die Liebe zur Musik. Das Singen lateinischer Messen ließ nämlich Lukas die Kenntnis der lateinischen Sprache unangenehm vermissen, und dies umso mehr, als in ihm der Plan lebendig wurde, sich zum Compositeur auszubilden. Noch erhöht wurde das Verlangen nach der Kenntnis der classischen Sprachen durch den Umgang mit Gymnasiasten, deren einer denn auch im Schuljahre 1855/56 zur Ertheilung einer Anleitung zum Lateinstudium gewonnen wurde. Unterdessen hörte Lukas auch die Vorlesungen des Prof. Joh. Blaschke über österreichisches Wechselrecht und unterzog sich im Juli 1857 aus diesem Fache einer Prüfung. Da fügte es sich, dass die Parallelclasse, in welcher Lukas wirkte, aufgelassen wurde und er seine bisherige Stellung mit der eines definitiven Lehrers an der k. k. Unterrealschule in Marburg vertauschen musste (October 1857). Dieser Wechsel war ihm zunächst nicht erwünscht. Die dortige Realschule befand sich nämlich hinsichtlich ihrer Frequenz, der Vorbildung der Schüler, der vorhandenen Lehrmittel u. s. w. in einer nichts weniger als angenehmen Lage; dazu

kam noch, dass Marburg damals dem Musiker und Theaterfreund fast nichts bot, dass der Anschluss an die Collegen und die Bürgerschaft nicht sofort vonstatten gieng, kurz, die geänderten Verhältnisse erzeugten in Lukas ein Gefühl der Vereinsamung, aus dem, ehe noch die Motive zu demselben wegfielen, der Vorsatz herauswuchs, eine intensive Fortbildung zu beginnen, und zwar auf der Grundlage des Gymnasial-Lehrplanes. Der Vorsatz wurde That, und als ein Jahr um war, hatte Lukas die glücklich bestandene Collectivprüfung über das Untergymnasium hinter sich. Nunmehr besuchte er, soweit der Beruf es gestattete, mit Erlaubnis des Directors, nachmaligen Landesschulinspectors und Hofrathes Adolf Lang, einzelne Unterrichtsstunden am Obergymnasium, und gefördert von einzelnen Professoren (Gutscher, Jos. Eßl, Dr. V. A. Swoboda, Karl Rieck, Wilh. Biehl und Philipp Klimscha), deren Freundschaft er inzwischen gewonnen, konnte er sich bereits im August 1862 mit Erfolg der Maturitätsprüfung unterziehen.

Es ist natürlich, dass Lukas den unter schwierigen Bedingungen erworbenen Besitz des Maturitätszeugnisses nicht als Schlusspunkt seines Strebens betrachtete, sondern nunmehr nach einer Universitätsstadt ausblickte. Nach einigen vergeblichen Bemühungen schickte es sich endlich, dass der Anker in Graz festgriff (1864). Von einer Beförderung war vorerst freilich nicht die Rede, denn die erlangte Stelle war die eines zweiten Unterlehrers an der Normalhauptschule, der Gehalt (250 fl.) nur halb so groß, als er es in Marburg gewesen war, die zugewiesene Dienstleistung eine wenig befriedigende, insofern sie der Hauptsache nach darin bestand, dass er im Falle der Verhinderung der andern Lehrkräfte diese zu vertreten hatte; doch war ihm gestattet worden, den Titel und Charakter eines Lehrers fortzuführen. Lukas war von dieser Ernennung in hohem Maße befriedigt, brachte sie ihn doch dem gesteckten Ziele näher. Sofort ließ er sich als ordentlicher Universitätshörer inscribieren und studierte Geschichte, Philosophie, deutsche und lateinische Sprache. Diese Studien erfuhren nur während des Schuljahres 1868/69 eine bedeutendere Unterbrechung, da Lukas in diesem Jahre auch eine Supplentur an der Unterrealschule zu versehen hatte.

Inzwischen war das Reichsvolksschulgesetz erschienen, welches bekanntlich auch eine Reorganisation der Lehrerbildungsanstalten zur Folge hatte, und so wurde Lukas mit Beginn des Schuljahres 1870 zum Hauptlehrer in Graz ernannt. Im folgenden Jahre holte er sich die Lehrbefähigung aus Geographie und Geschichte für Obergymnasien und bald darnach die akademische Würde eines Doctors der Philosophie, womit seine wissenschaftliche Bildung äußerlich ihren Abschluss fand. Infolge der Ernennung Adams, des bisherigen Directors der Grazer

Lehrerbildungsanstalt, zum Landesschulinspector in Wien rückte Lukas an dessen Stelle vor, anfangs provisorisch und nach weniger als Jahresfrist definitiv (1875); zugleich wurde ihm auch die Direction der Lehrerinnenbildungsanstalt übertragen, welche Würde und Bürde ihm auf sein Ansuchen aber nach einem Jahre wieder abgenommen wurde. Doch diese Entlastung hatte nur kurze Dauer, im October 1877 wurde ihm nämlich zu seinem Amte das Stadtschulinspectorat in Graz übertragen, und damit war er vor eine Aufgabe gestellt, welche ihm schon früher einmal durch kürzere Zeit (1874/75) in den Bezirken Feldbach und Kirchbach obgelegen hatte. Daneben war Lukas seit 1875 als Director-Stellvertreter der Grazer Prüfungscommission für Volks- und Bürgerschulen thätig, und in all diesen Stellungen erwies er sich als ein Mann, dessen Wirken in den betreffenden Kreisen in guter Erinnerung steht, weil seinem reichen Wissen und Können Geradheit und Biederkeit zur Seite giengen. Im September 1881 wurde Lukas von dem Amte eines Stadtschulinspectors enthoben und ihm gleichzeitig seitens des Ministeriums für die opferwillige und pflichttreue Dienstleistung die volle Anerkennung ausgesprochen, und diese Auszeichnung wurde ergänzt durch Lukas' Ernennung zum Ehrenmitgliede des Grazer Lehrervereines, an dessen Gründung er sich seinerzeit betheiligt und dem er ununterbrochen als Mitglied angehört hatte. Auch der Lehrerverein Bruck a. M. ehrte ihn in gleicher Weise, als Lukas zu Beginn des Schuljahres $188^1/_2$ Graz das zweitemal verließ, um als Hannaks Nachfolger die Direction des Landes-Lehrerseminars in Wiener-Neustadt zu übernehmen, die ihm der niederösterreichische Landesausschuss über sein Ansuchen verliehen hatte. Schon unter dem 1. December 1882 wurde er abermals zum Bezirksschulinspector, nunmehr für den Stadtbezirk Wiener-Neustadt, ernannt, und dieses Amt bekleidete er bis ans Ende seiner Dienstzeit. Stellte schon diese doppelte Inanspruchnahme — als Seminardirector und Schulinspector — bedeutende Anforderungen an seine Kraft, so fand Lukas außerdem noch Muße, auch verschiedenen Vereinen, so dem „Verein für Erziehung und Volksbildung in Wiener-Neustadt“, dem Verein „Knabenhort“ daselbst, dem „Verein zur Förderung der Lehrerbildung“ in Wien, dem Verein „Mittelschule“ u. a., aber auch als Mitglied der Gemeindevertretung den Interessen der Stadt seine thätige Theilnahme zuzuwenden.

Die ihm unterstellte Anstalt gedieh auf's beste. — Die Jahresberichte derselben geben ein getreues Bild des in ihr gepflegten guten, dem Idealen zugewandten Geistes und umsichtig geleiteter Arbeit. Diese fand ihre Anerkennung auch seitens der Regierung, indem Lukas 1884 der Titel eines k. k. Schulrathes verliehen wurde, und in Anerkennung der Ver-

dienste, die er sich um die Einführung der von der französischen Unterrichtsverwaltung Jahr für Jahr nach Wiener-Neustadt entsendeten Lehrer und Professoren in die Organisation der österreichischen Volksschule und Lehrerbildung erworben hatte, verlieh ihm das französische Ministerium den Titel eines „Officier d'Academie“.

Allmählich aber meldete sich bei Dr. Lukas doch das Bedürfnis nach Schonung seiner Kräfte, die bereits 36 Jahre dem schweren Dienste der Schule voll gewidmet waren. Er suchte um seine Pensionierung an, und Ende August 1893 übergab er, begleitet von zahlreichen Anerkennungsdecreten und Dankschreiben, die von ihm geleitete große Anstalt in „Vollkommenheit und Mustergiltigkeit“*) seinem Nachfolger, um in Graz das drittemal sein Heim aufzuschlagen und frei von Dienstpflichten seiner Familie und persönlichen Neigungen zu leben. Wenige Monate nach seinem Eintritt in den Ruhestand verlieh ihm der Kaiser noch das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens.

Lukas' schulmännische Tüchtigkeit tritt auch in dessen literarischen Arbeiten zutage. Das erste größere Product seiner Feder ist die im Jahresberichte der k. k. Normalhaupt- und Unterrealschule in Graz 1866 veröffentlichte ausführliche Monographie: „Karls des Großen Thätigkeit für die Volksbildung“, eine Arbeit, welche auf Grund ausgedehnter Specialstudien entstanden ist. 1874 erschienen im Selbstverlage die „Biographischen Bilder aus der alten Geschichte“, für Volks- und Bürgerschulen, sowie für den Privatgebrauch berechnet. Wie schon aus dem Titel zu erkennen, entspricht das Büchlein nicht den gegenwärtigen Lehrplänen für allgemeine Volks- und für Bürgerschulen, doch eignet es sich vorzüglich für den Privatgebrauch, denn die Darstellungsweise ist bei aller Einfachheit anziehend und zeigt das erfolgreiche Bemühen des Verfassers, das Fernliegende seines Stoffes durch die Bezugnahme auf die Gegenwart nahezubringen und so eins durch's andere zu klären — eine Methode, die bei consequenter Anwendung das historische Wissen nachhaltig befruchten müsste. Im gleichen Jahre wie die erwähnten „Bilder“ erschienen Lukas' „Grundzüge der österreichischen Verfassung und Verwaltung“. (Selbstverlag.) Die geschichtliche Entwicklung der österreichischen Verfassung ist kaum irgendwo so klar dargelegt wie hier, und zwar benutzte der Verfasser in vorbildlicher Weise die besonderen Verhältnisse der Steiermark als Grundlage. 1893 erschien von Lukas als Frucht langjähriger Arbeit „Die Geschichte der Erziehung und des Unterrichtes für österreichische Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten“

---

*) 21. Jahresbericht des niederösterr. Landes-Lehrerseminars in Wiener-Neustadt.

(Wien, k. k. Schulbücherverlag). Im übrigen wäre noch zu erwähnen, dass Lukas im Jahre 1874 durch einige Monate die „Innerösterreichische Schulzeitung" leitete, auch ab und zu in politischen und Schulblättern einen Aufsatz veröffentlichte und zumal im „Österreichischen Schulboten" jahrelang pädagogische Schriften recensierte.

Fehlte es ihm also während seiner Dienstzeit nicht an sauren Wochen, so säumte er doch auch nicht, sie ab und zu durch frohe Feste zu unterbrechen. Da gab es die Abende im Gesangvereine, zuerst in Marburg, wo er sogar mit Erfolg den Taktstock schwang, dann in Graz. Vor allem aber fand er Erholung auf seinen Ferienreisen, die ihn durch einen großen Theil Österreichs und Deutschlands führten; er wird ja auch so manchem Besucher der vier ersten österreichischen Lehrertage, zumal des dritten, den er als erster Vicepräsident mitleitete, noch in freundlicher Erinnerung geblieben sein.



XXVI.

Dr. Emanuel Hannak.

Emanuel Franz Adam Hannak ist am 30. Mai 1841 zu Teschen in Schlesien geboren. Da sein Vater schon im folgenden Jahre starb, so wurde er im Hause seines mütterlichen Großvaters, eines Sattlers und Hausbesitzers, erzogen, dessen Einfluss auf die geistige Entwicklung des Knaben nachhaltig wirkte.

In der heimischen Geschichte orientiert, wusste der Großvater seinen Enkel auf historische Denkmäler und Örtlichkeiten aufmerksam zu machen und so in ihm frühzeitig das Interesse an Geschichte und Geographie zu wecken. Zu Ostern 1847 kam Hannak in die Normal-Hauptschule seines Heimatsortes. Diese bestand aus 4 Classen; doch zerfiel die 1. Classe in 3 gesonderte Abtheilungen mit besondern Lehrzimmern, die 4. Classe in 2 Jahrgänge, an die sich noch die Präparandie mit einem einjährigen Curse anschloss. Der Director war ein Geistlicher namens Andreas Potiorek, doch ertheilten den Religionsunterricht die Lehrer, nur selten erschien der Director in einer oder der andern Classe, meist nur, um durch sein rauhes, polterndes Wesen die Kinder einzuschüchtern und auszuschelten. Anfangs hatte Hannak, der erst im Laufe des 2. Semesters in die 1. Abtheilung eingetreten war, mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Namentlich wusste er nichts aus der biblischen Geschichte (in welcher damals beim Elementarunterrichte die älteste Periode von der Schöpfung bis zum Einzuge der Israeliten in Ägypten behandelt wurde). Vergeblich bemühte er sich, aus einem alten Lehrbuche der biblischen Geschichte durch eigene Lectüre das Versäumte

nachzuholen. Dennoch erreichte er das Lehrziel und konnte im Herbste 1847 in die 2. Abtheilung aufsteigen, wo er sich zum 2. Prämianten aufschwang. Damals gab es nämlich noch zur nicht geringen Freude der Jugend festliche Schlussfeiern, mit Prämienvertheilungen verbunden, öffentliche Prüfungen in Gegenwart des Schulenoberaufsehers und geladener Honoratioren, bei denen die Namen der fleißigen Schüler aus einem goldenen (recte rothen, goldberänderten), die der faulen aus einem schwarzen Buche vorgelesen wurden. Das Jahr 1848 mit seinen politischen Stürmen machte sich auch in Teschen fühlbar. Die Bürgerschaft war gut deutsch und freiheitlich gesinnt. Nicht so sehr politische Gegnerschaft als persönliche Abneigung vieler Bürger und ihrer Söhne gegen den strengen und jähzornigen Normalschuldirector veranlasste sie, ihm eine „Katzenmusik“ zu bereiten, was den Mann derartig kränkte, dass er noch im selben Jahre seine Stelle niederlegte. Auch die lernende Jugend wurde in die herrschende Bewegung hineingezogen. Allgemein trugen die Knaben schwarzsammtene Kappen mit rothen und goldenen Bändern; das Fuchslied „Was kommt dort von der Höh“ und der feierliche Chorgesang: „Was ist des Deutschen Vaterland“ erschollen nicht bloß aus dem Munde der Gymnasiasten, auch die Schulkinder sangen und begeisterten sich für diese Lieder. Hannaks Großvater stand seiner Gesinnung nach auf Seite der deutschen freiheitlichen Partei. Er las alltäglich im Kreise von Bekannten, die sich hiezu einfanden, den „Brünner Courier“ und begleitete die freiheitlichen Errungenschaften mit seinem Beifalle. Sein Enkel horchte mit Aufmerksamkeit, und wiewohl er nicht viel von den politischen Ereignissen verstand, so schlug doch damals die Liebe zum Deutschthum, zu Freiheit und Fortschritt in seinem Gemüthe tiefe Wurzeln. Der Aufstand in Ungarn, der im selben Jahre ausbrach, brachte ein reges militärisches Leben nach Teschen. An der Straße zum Jablunkauerpasse gelegen, war es ein wichtiger strategischer Punkt, und deshalb kam eine starke Garnison dahin. Da gab es alle Gattungen von Truppen, die entweder daselbst blieben oder doch durchmarschierten; militärische Revuen wechselten mit Platzmusiken, an denen die Teschner Bevölkerung, nicht am wenigsten die Jugend, viel Gefallen fand. Hannak, der unmittelbar an der Kaserne wohnte, konnte aus der Nähe das Aus- und Einmarschieren und Exercieren der verschiedenen Truppengattungen und bei der Gelegenheit viele der Generäle sehen, die in der Kriegsgeschichte dieser Zeit eine hervorragende Rolle spielten. Die Ferien dieses bedeutungsvollen Jahres brachte er in dem schönen Morawka-Thale der Beskiden unter der Lissa zu, wo seine Mutter das Hauswesen eines erzherzoglichen Verwalters leitete. Dort erwachte in dem Herzen des Knaben der rege Natursinn, die Freude an

Wanderungen über Berg und Thal, durch Feld und Wald. Aber auch in dieses entlegene Thal drang der Kriegslärm. Weil vom Morawkathal nach Ungarn ein gangbarer Pass führt, wurde eine Compagnie Infanterie dorthin verlegt und der größte Theil in den leeren Stallungen und Nebengebäuden des Schlosses untergebracht, in welchem Hannak und sein Jugendgenosse wohnten. An den Abenden erschienen die Officiere beim Verwalter zu Gaste, während die Soldaten, mit Bierspenden bedacht, im Hofe campierten und muntere Lieder sangen. Wieder war es Arndts Vaterlandslied, das immer wiederkehrte, aber auch andere volksthümliche Weisen und Studentenlieder sangen die heiteren Wiener Kinder (es waren nämlich Deutschmeister), die die Knaben sich merkten und dauernd behielten. Allzurasch vergiengen die Ferien, und Hannak kehrte nach Teschen zurück, um im Herbste 1848 in die sogenannte 1. Classe der Normal-Hauptschule einzutreten. Daselbst war inzwischen eine Änderung eingetreten, die den Reformbestrebungen des Revolutionsjahres zuzuschreiben ist. An die Stelle des geistlichen Directors der Anstalt wurde der weltliche Hauptlehrer der 3. Classe Josef Barth zum Director ernannt, zugleich wurde ein eigener Katechet bestellt, der von nun an den Religionsunterricht ertheilte. Es war dies Phil. Dr. Georg Prutek, ein Mann von gründlichem Wissen und vielseitiger Bildung, die er sich als Erzieher in aristokratischen Kreisen erworben hatte. Mit seltener Milde und gleichmäßiger Ruhe unterwies er die Kinder in diesem so schwierigen Gegenstande und wusste namentlich dadurch, dass er öfter im Jahre Wiederholungsprüfungen über größere Partien aus dem Katechismus vornahm, bei denen Fleißscheine oder auch Bilder vertheilt wurden, das Memorieren dieses Büchleins zu fördern. Noch größeres Interesse flößte seinen Schülern die biblische Geschichte ein, auf die er viel Gewicht legte. Gern lauschten sie seiner schlichten Erzählung der heiligen Geschichten und prägten sie sich bald ein. Hannak erhielt von seinem Oheime die mit viel Bildern ausgestattete größere Ausgabe der biblischen Geschichte von Christoph Schmid und las fleißig zu Hause nach, was der Katechet erzählt, und mit noch größerem Interesse das, was er übergangen hatte. Dieses starke Betonen der biblischen Geschichte machte den Kindern den Religionsunterricht angenehm, und diesem Umstande ist es zuzuschreiben, dass die meisten Schüler in der damaligen Volksschule eine ziemlich vollständige Kenntnis der Geschichte des alten und neuen Bundes besaßen, an der es der jetzigen Jugend fehlt. Dabei machte Prutek weder durch abstracte Reflexionen und Moralpredigten den Unterricht langweilig, noch durch streng logische Entwicklungen und Katechesen beschwerlich. Von dem sonstigen Unterrichte in der 1. und 2. Classe ist im allgemeinen zu berichten, dass er

sein Schwergewicht auf die Sprachlehre, das Lesen, Rechnen und Schönschreiben legte. Der Unterricht währte täglich von 8—10 und von 2—4 Uhr, der Nachmittag des Dienstags und der ganze Donnerstag waren frei. Unter den Strafen spielte der Stock (ein spanisches Rohr) eine hervorragende Rolle; doch handhabten ihn die Lehrer der 1. und 2. Classe im ganzen mit Maß und Vorsicht. Die freie Zeit brachten die Kinder häufig mit Spielen zu. Zwischen der Schule und der Kaserne war ein großer Platz. Auf diesem wimmelte es von 4 Uhr an von Kindern, welche Fangspiele der verschiedensten Art, Ballen, Kitschkerl (das Schlagen eines an beiden Seiten zugespitzten Holzes mittelst eines Scheites, Palästra genannt) u. dgl. spielten. Viele zogen vor die Stadt auf den weitausgedehnten Exercierplatz, doch war dieser mehr durch die Mittelschüler in Anspruch genommen. Im Winter wurde durch das Werfen von Schneeballen, durch Bauen von Schneemännern und durch das Schleifen (Tschundern) auf dem Eise (meist ohne Schleifschuhe) die Zeit angenehm vertrieben. Im Hochsommer badete die Jugend in dem Mühlbache oder in der Olsa. Zahlreich waren die religiösen Übungen. Im Frühjahr, Sommer und Herbst giengen die Knaben alltäglich und während des ganzen Jahres an Sonn- und Feiertagen zur Kirche. Am Markusfeste, an den Bittagen und zu Frohnleichnam betheiligten sie sich an den Processionen. Am Beginne des Schuljahres war feierlicher Eröffnungs-, am Schlusse ein ebensolcher Schlussgottesdienst.

Im Herbste 1850 stieg Hannak in die 3. Hauptschulclasse auf, in welcher der Director selbst den Unterricht ertheilte. In diesem Schuljahre vollzog sich die Reorganisation des österreichischen Schulwesens, die hauptsächlich eine Umwälzung des Hoch- und Mittelschulwesens herbeiführte, aber auch im Volksschulwesen sich bemerkbar machte. Äußerlich kam den Schülern diese neue Ordnung dadurch zur Kenntnis, dass die Lehrer und der Director Staatsuniformen erhielten, die den Kindern nicht wenig imponierten. Noch mehr wurde ihnen die Wandlung bewusst, als der Schulrath Andreas Wilhelm in Uniform mit goldgesticktem Kragen erschien und die Schule inspicierte. Bisher hatten sie nur den Dechant des Ortes als Schulenoberaufseher bei den Schlussprüfungen gesehen, ein weltlicher Inspector war eine ganz ungewohnte Erscheinung. Im Lehrplane trat keine wesentliche Änderung ein, nur fand der Unterricht im Polnischen Eingang, den ein Exjesuit ertheilte. Er beschränkte sich auf das Lesen einer polnischen Fibel und wurde nicht mit sonderlichem Ernste betrieben. Als neuer Gegenstand, der erst in der 3. Classe gelehrt wurde, kamen die „schriftlichen Aufsätze“ zur Behandlung. In diesem wurden zunächst die Regeln

gelernt, die im Buche hiefür verzeichnet waren. Sie bezogen sich zuerst auf die verschiedenen Arten der Briefe (Einladungs-, Glückwunsch-, Danksagungs-, Beileids-, Empfehlungs- u. a. Schreiben). Bei jeder Art von Briefen waren die vielen Regeln zu lernen, die zu beobachten sind, eine trostlose mechanische Arbeit. Angenehmer waren die Aufgaben, die, als wirkliche Briefe in Couverts gelegt, mit den nöthigen Siegeln und mit sorgfältig und sogut es eben gieng, künstlich darauf gezeichneten Marken versehen, abgegeben wurden. Die Unterweisung, wie Briefe zusammengelegt und Umschläge gemacht werden, welche Titel und Ansprachen zu gebrauchen und wie nach dem Titel des Empfängers Briefe zu schließen sind, war von eminentem praktischen Nutzen. Manches davon wäre der heutigen Jugend und ihren Lehrern zur Beobachtung und Nachahmung zu empfehlen. Neben den Briefen wurden auch Geschäftsaufsätze, namentlich Quittungen, geschrieben und hiebei Belehrungen über Stempel und ihre Verwendung ertheilt. Selten waren Erzählungen der Gegenstand von schriftlichen Arbeiten. Von einer Correctur derselben nach ihrem Inhalte war niemals die Rede; nur die Form fand bei einer oberflächlichen Durchsicht des eingelaufenen Materiales entsprechendes Lob oder häufiger empfindliche Strafe. Das Dictandoschreiben bildete einen weitern wichtigen Bestandtheil des Sprachunterrichtes. Die Grundlage der Rechtschreibübungen wurde durch das mechanische Auswendiglernen der Wörter, die mit ä, ö, ü, aa, ee, oo, ai, y u. dgl. geschrieben wurden, gelegt. In dieser Classe wurde hauptsächlich die Schreibung der Fremdwörter betrieben. Es verdient hervorgehoben zu werden, dass der Director als Stoff zu den Dictaten mitunter Zeitungsberichte benutzte. Hannak blieb dauernd in der Erinnerung eine Reihe von Dictaten, welche die Berichte über die feierliche Zusammenkunft des Kaisers Franz Josef I. mit dem Czar Nikolaus I. in Olmütz enthielten, wobei auch die Ordensauszeichnungen, mit denen die Suiten der Kaiser ausgezeichnet wurden, Erwähnung fanden. Welche Fülle von Namen und Fremdwörtern kam da zur Besprechung! Die Schüler freuten sich jedesmal auf solche Dictandos, die ihren Horizont erweiterten und ihr Interesse in hohem Grade gewannen. Liegt darin nicht ein Wink für eine lebensvolle Gestaltung des Rechtschreibunterrichtes? Hier mag noch die Thatsache erwähnt werden, dass bei Beginn und Schluss des Unterrichtes wohl das Kreuzzeichen gemacht, aber nur dann, wenn der Katechet die Stunde hielt, „das Vaterunser“ gebetet, sonst aber Lieder, und zwar nicht bloß geistliche (wie „Heiliger Geist, komm zu verbreiten“ ꝛc.) sondern auch weltliche (wie „O, wie ist es schön, in die Schul' zu geh'n“! ꝛc.) gesungen wurden.

Über den Unterricht an der Präparandie weiß Hannak nur weniges, was er aus eigener Anschauung kennen lernte, zu berichten.

In den Unterrichtsstunden des Directors saßen in der letzten Bank eine Anzahl an Jahren reifer, mitunter bärtiger Jünglinge (meist waren es aus Ungarn gekommene Zöglinge, die das Gymnasium absolviert hatten und den deutschen Unterricht kennen lernen wollten), um den Lesestunden anzuwohnen. Sie wurden nur dann befragt, wenn ein lateinischer Spruch, der als Vorschrift an die Tafel geschrieben ward, oder ein lateinisches Wort zu erklären und zu übersetzen war. Den eigentlichen Unterricht der Präparanden hatte Hannak Gelegenheit, in der sogenannten Nachstunde kennen zu lernen. Für diese Nachstunde zahlten die Schüler sonst 1 bis 2 fl. monatlich. Hannak wurde wegen seiner Armut unentgeltlich hiezu zugelassen, weil er ein Vorzugsschüler war; denn in dieser Stunde wurden eigentlich die Hausaufgaben gemacht. Hiebei hatten Hannak und andere Vorzugsschüler, die auch unentgeltlich an diesem Unterrichte theilnahmen, die gestellten Aufgaben zu lösen und die anderen Schüler bei der Ausarbeitung zu unterstützen, während der Director die Präparanden unterrichtete. Im wesentlichen beschränkte sich dieser Unterricht auf die Einübung der Sprachlehre und auf ihre Anwendung zur sprachlichen Analyse der Lesestücke. Da kam es dann nicht selten vor, dass die Schüler diejenigen Fragen beantworten mussten, welche die Präparanden gar nicht oder schlecht beantwortet hatten.

Bezüglich des Unterrichtes in der vierten Classe, die in 2 Jahrgänge zerfiel und etwa der heutigen Bürgerschule entsprach, seien nur einzelne Momente hervorgehoben, die sich äußerlich bemerkbar machten. Im allgemeinen waren die Schüler dieser Jahrgänge meist an Jahren älter, als dies in den jetzigen Bürgerschulen der Fall ist. Es gab da zahlreiche Zöglinge von 15, 16 und mehr Jahren. Dies kam wohl daher, dass die Knaben vom Lande erst mit 12 und 13 Jahren in die 2. Classe eintraten und auch noch mehr als 2 Jahre in der 4. Classe verblieben. An schönen Sommertagen entwickelte sich oft auf dem Kasernplatze vor dem Schulgebäude schon von frühem Morgen lange vor Beginn des Schulunterrichtes ein reges Leben. Der 2. Jahrgang der 4. Classe versammelte sich, um zum „Ausmessen" auszuziehen. Einige trugen Messstangen, andere Reißbretter, der stärkste die Schulfahne, mehrere hatten Trommeln umgehängt, wieder andere hielten Blasinstrumente in den Händen. Als die Lehrer (damals war der Gebrauch des Titels Professor noch nicht so weit verbreitet als heutzutage) erschienen, da ordnete sich der Zug. Voran der Fahnenträger, hinter ihm die Musikanten und Trommler, zuletzt die übrigen Schüler mit den Messinstrumenten ausgerüstet, so zogen sie unter Trommelschlag und dem Spiel der Instrumente ins Freie, um dort Vermessungen vorzunehmen. Selbstverständlich geleitete sie eine Schar der übrigen Schüler durch die

Straßen der Stadt, solange die Schulzeit es zuließ. Mitunter, gewöhnlich einmal gegen Schluss des Schuljahres nahmen aber auch die anderen Classen unter Führung ihrer Lehrer an dieser Excursion theil. Dann fand der Ausmarsch am Nachmittage statt, und schulfreundliche Spender sorgten dafür, dass die Kinder mit Milch und gutem Schwarzbrot betheilt wurden. Könnten die jetzigen Bürgerschulen nicht solche Ausflüge veranstalten, an welchen das Nützliche mit dem Angenehmen verbunden und die Schule mit dem Hause in eine innigere Wechselbeziehung gebracht würde? — Neben der praktischen „Messkunst" wurde auch die Baukunst an diesen Schulen gelehrt. Hiebei wurden Grund- und Aufrisse der verschiedensten Gebäude gezeichnet, aber auch manches aus der Kunstgeschichte mitgetheilt. So lernte Hannak durch einen Schüler der 4. Classe, mit dem er verkehrte, die Säulenordnungen kennen, und mit großem Interesse betrachtete er seitdem an Kirchen und öffentlichen Bauten die Säulen, um sie den verschiedensten Ordnungen zuzuweisen.

Nachdem Hannak die 3. Classe als erster Prämiant absolviert hatte, redete der Director seiner Mutter zu, den Sohn ins Gymnasium zu schicken, wohin ihn auch die Neigung, Geistlicher zu werden, zog. Anfangs October 1851 wurde er in die 1. Classe des katholischen Gymnasiums aufgenommen, in welchem er durch alle Classen den 1. Platz behauptete und so die Erwartungen rechtfertigte, die der Hauptschuldirector in ihn gesetzt hatte. Damals gab es in Teschen 2 Gymnasien, das eine war evangelisch, das andere katholisch. Das evangelische, die einzige Bildungsstätte dieser Confession in den deutsch-österreichischen Kronländern, war vor dem Jahre 1849 als Lyceum mit 2 Jahrgängen der Philosophie organisiert. Deshalb studierten an demselben meist Pastorensöhne nicht bloß aus Schlesien, sondern auch aus den anderen Kronländern der Monarchie. Das katholische Gymnasium gieng aus einem Jesuitengymnasium hervor und umfasste bloß die 4 Grammatical- und 2 Humanitätsclassen. Mit der Reorganisation der Gymnasien im Jahre 1849 wurden beide Anstalten als vollständige Gymnasien mit 4 Unter- und 4 Oberclassen eingerichtet. Als Hannak in das Gymnasium eintrat, war die Umwandlung des Gymnasiums gerade durchgeführt. Der frühere Gymnasialpräfect, ein Piarist, und einzelne der früheren Professoren wurden im Sommer 1851 pensioniert. Nach einem kurzen Provisorium wurde der Professor der Mathematik an der Brünner Philosophie, Dr. Ph. Gabriel, ein Augustiner, zum Director bestellt. Unter dessen Leitung absolvierte Hannak das ganze Gymnasium. Der neue Director war ein Mann von vielseitiger Bildung und einem feinen, weltmännischen Auftreten. Wie er in seiner Autobiographie erzählt, war er Mitte der Vierziger-Jahre zum Lehrer des damaligen Erzherzogs,

unseres jetzigen Kaisers, ausersehen, doch scheiterte seine Berufung an dem freisinnigen Programm, das er für die Erziehung des Prinzen entwerfen sollte. In jungen Jahren übernahm er die Docentur der Mathematik an der Philosophie in Brünn, und seine Schüler aus dieser Zeit wussten rühmend die Klarheit und Sicherheit seiner Vorträge hervorzuheben. Als er in seinen neuen Wirkungskreis eintrat, gab es mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden. Eine solche lag zunächst in den Lehrtexten. Da bei der neuen Organisation der österreichischen Gymnasien noch wenig einheimische Lehrbücher vorhanden waren, so mussten zunächst ausländische Bücher verwendet werden, wobei mancher Fehlgriff geschah. Eine zweite Schwierigkeit war der Mangel an geeigneten Lehrkräften. Die früheren Gymnasiallehrer waren der neuen Aufgabe nicht gewachsen und eigneten sich bloß als Lehrer des Lateinischen. Junge Lehrkräfte waren noch nicht herangebildet, deshalb zog man Leute aus verschiedenen Berufskreisen als Supplenten herbei. Da gab es Juristen, Mediciner, Officiere und namentlich Geistliche, die sich dem Lehramte zuwandten. Unter den Lehrern, die Hannak am Unter-Gymnasium hatte, waren auch der jetzige Baron Czedik, der in der 1. Classe die Geographie, in der 2. Classe die Mathematik lehrte, und der jetzige Universitätsprofessor in Jena, Dr. Ottokar Lorenz, welcher in der 2. Classe den Unterricht in der deutschen Sprache übernahm. Beide jungen Supplenten wirkten durch die geistige Frische und Lebendigkeit außerordentlich anregend auf ihre Schüler, wiewohl ihre Lehrmethode nichts weniger als musterhaft war. Mit der Zeit gestalteten sich die Verhältnisse der neu organisierten Anstalten günstiger. Es wurden Lehrbücher geschaffen, unter denen insbesondere die vortreffliche griechische Grammatik von Curtius und das dazu gehörige Lehrbuch von Schenkl hervorzuheben sind, und geprüfte Lehrer übernahmen den Unterricht, den sie mit Eifer und Geschick ertheilten. Insbesondere wusste Karl Wittek, der später als Gymnasialdirector in Brünn wirkte, an der Hand der Curtius'schen Grammatik das Griechische so anregend zu lehren, dass nicht bloß Hannak, sondern auch sein Mitschüler mit großer Passion und schönem Erfolge diesen Gegenstand betrieben. Was Wittek begründete, setzte in nicht minder anregender Weise Josef Elsensohn fort. Er war aus Vorarlberg und hatte in München und Wien seine Studien gemacht. Seine sympathische Gestalt und sein humaner Verkehr wirkte begeisternd auf seine Schüler. Ueberdies brachte er aus München so viel Verständnis für Kunst und Literatur mit, dass er den Sinn hiefür in seinen Schülern frühzeitig weckte. Später verband ein Freundschaftsband Hannak mit seinem Lehrer, der als Director des Gymnasiums in Feldkirch sein Leben schloss. Ein wesentliches Bildungsmittel boten dem Knaben das von dem

Exjesuiten und Gymnasialpräfecten Scherschnik am Beginne des Jahrhundertes in den Räumen des ehemaligen Jesuitencollegiums errichtete Museum und die damit verbundene Bibliothek. Als Custos war damals der pensionierte Humanitätsprofessor Schwarz angestellt, ein Mann von vielseitigen Kenntnissen, einer seltenen Geistesfrische und Heiterkeit. Er hatte lange Jahre am Teschner Gymnasium gewirkt, und was es an Intelligenz im sogenannten Teschner Kreise gab, kannte und verehrte ihn als Lehrer. Weil auch Hannaks Vater unter ihm studiert hatte, so bewies er dessen Sohne besonderes Wohlwollen. Jeden Mittwoch und Samstag war die Bibliothek von 2—4 Uhr geöffnet. Wenn der Custos besonders gut aufgelegt war, führte er die Schüler aus dem Lesesaale in die Bibliothekssäle und zeigte ihnen mancherlei Merkwürdigkeiten. Da war auf einer Staffelei ein kunstvolles Bild Herzogs Albrecht von Sachsen-Teschen, des Gemahls Christinens, der Lieblingstochter Maria Theresias, und was Hannak insbesondere interessierte, Incunabeln und mancherlei Codices mit schönen Miniaturen, von denen wieder ein im kleinsten Sedez ausgeführtes Gebetbuch der letzten piastischen Herzogin von Teschen, Elisabeth Lucretia, seine Aufmerksamkeit fesselte. Im Sommer führte der Custos die anwesenden Leser ein oder das anderemal in das eigentliche Museum. Da gab es einen Globus, allerhand Modelle von Geräthschaften, alte physikalische Apparate, einheimische und ausländische Vögel, Insecten und Muscheln, schöne Krystalle, Versteinerungen, aber auch alte Münzen und Medaillen, darunter welche von den Teschner Herzogen, Assignaten aus der französischen Revolution u. dgl. Die wissbegierige Jugend konnte sich von all diesen Raritäten, die der Professor auf anregende Weise erläuterte, nicht trennen und verließ, an mannigfaltigen Kenntnissen bereichert, die Räume.

Eine wesentliche Befestigung in dem erworbenen Wissen wurde Hannak dadurch zutheil, dass er schon in jungen Jahren veranlasst wurde, Lectionen zu ertheilen. Weil er der Erste in der Classe war, so wurde er schon in der 3. Gymnasial-Classe dazu ausersehen, mit 2 Mitschülern die Lectionen in der lateinischen und griechischen Sprache und in der Mathematik zu correpetieren, wofür er monatlich je 3 fl. erhielt. In der 4. Classe wurde ihm außerdem noch ein Knabe aus der 1. Classe zugewiesen, den er zu unterrichten hatte. Da er auch im Obergymnasium diese Thätigkeit fortsetzte, so erwarb er sich frühzeitig ein Geschick im Unterweisen, das vielleicht auch durch die Natur begünstigt war, weil sein Vater eine Zeitlang als Lehrer in Ungarn gewirkt und später als Erzieher in adeligen Häusern in Teschen und Wien die Mittel zu seinen Studien gefunden hatte.

Aus dem öffentlichen Leben Teschens in dieser Zeit ist zunächst der Kaiserreise nach Galizien im Jahre 1851 zu erwähnen. Es

mochte im Mai gewesen sein, als in Teschen alle Vorbereitungen zum Empfange des jungen Monarchen getroffen wurden. Ein prächtiger Triumphbogen wurde am Eingange der Stadt errichtet und schon im Morgengrauen versammelten sich die Schüler des Gymnasiums im festlichen Gewande mit dem Director und ihren Lehrern in der Nähe desselben. Als noch alles ungeordnet sich hin und her bewegte, fuhren plötzlich ganz unerwartet mehrere Wagen durch die Triumphpforte, und bald hieß es, der Kaiser sei bereits auf dem Hauptplatze. Natürlich strömte alles dahin; aber vergebens. Der Kaiser hatte ohne längeren Aufenthalt seine Reise nach dem Osten fortgesetzt. Erhebender war die Rückfahrt des Kaisers, die an einem sonnigen Sommertage erfolgte. Die Teschner wollten gut machen, worin sie bei der Hinreise gefehlt hatten. Alles Militär und auch die privileg. Schützengesellschaft in ihrer malerischen Tracht rückten in großer Parade aus. Was Uniformen hatte, zog sie an, um den geliebten Herrscher zu bewillkommen. Auch die Gymnasiasten erschienen und bildeten ein Spalier, in den Händen Guirlanden aus Tannenzweigen haltend. Mit Spannung, in lautloser Stille und vollster Ordnung erwartete alles zur bestimmten Stunde den Kaiser. Da hörte man schon aus der Ferne laute Hochrufe; immer näher kam das Rufen, und zugleich zeigte sich eine Wagenreihe, die im Schritte durch die jubelnde Menge fuhr. Im ersten Wagen saß der Landeschef von Schlesien (Halbhuber) und der Bezirkshauptmann von Teschen (Wojtech), im zweiten der Kaiser mit seinem Generaladjutanten. Ohne Geheiß, von der Erhabenheit des Momentes ergriffen, stimmten auch die Gymnasiasten in den allgemeinen Chorus Hoch! Vivat! ein. Die elastische, jugendliche Gestalt des Monarchen, sein schönes, von einem zarten Schnurrbart geziertes Antlitz mit freundlich strahlenden Augen und die Herablassung, mit der er unablässig dankte, hatten sich dauernd der Jugend eingeprägt und ihr empfängliches Herz gewonnen. So oft die Volkshymne gesungen oder ein Fest zu Ehren des Namens- und Geburtstages des Kaisers begangen wurde, brachte die Phantasie Hannaks das empfangene Bild des Monarchen in die Erinnerung, und nicht selten traten ihm dann Thränen in die Augen, deren er sich selbst in späteren Jahren bei dergleichen Anlässen nicht erwehren konnte. Es mochte ein Jahr später gewesen sein, als die Schreckenskunde sich verbreitete, ein Ungar habe den Kaiser auf einem Spaziergange mittelst eines Messers zu tödten versucht. Die Freude über das Misglücken dieses Attentates wurde auch in Teschen durch eine glänzende Illumination zum Ausdrucke gebracht. Hannak, der damals in der 2. Gymnasial-Classe war, und seine Mitschüler durchzogen an diesem Abende die Stadt, um all die verschiedenen Decorationen zu bewundern, die bei dieser Gelegen-

heit in den hell und bunt erleuchteten Fenstern zu sehen waren. Über dem von dorischen Säulen getragenen Balkon des Gymnasiums prangte in bunten Farben der einfache Treuruf: „Vivat incolumis!“ Solche Mittel nährten den Patriotismus in den Gemüthern der Jugend, der überhaupt in Schlesien, insbesondere durch den Gegensatz zu dem angrenzenden Preußen mit seiner selbstbewussten Bevölkerung, lebendig erhalten wurde.

Wie in der Hauptschule, so fand auch im Gymnasium der sittlich-religiöse Sinn Hannaks weitere Pflege. Die Gymnasiasten giengen das ganze Schuljahr hindurch alltäglich vor Beginn des Unterrichtes in die Kirche zum Schulgottesdienste. Bei demselben ministrierten an Wochentagen in einem bestimmten Turnus die Schüler der 3. und 4. Classe; an Sonntagen die der 5.; an Feiertagen je nach deren Bedeutung die der 6., 7. und auch 8. Classe. In der Jesuitenkirche waren von der Zeit der Jesuiten her schöne und der Größe der Ministranten entsprechende Chorhemden und Chorröcke, welche an Sonn- und Feiertagen die Ministranten anzogen. An Sonn- und Feiertagen gieng der Messe eine Exhorte voran, die in den Lehrsälen des Gymnasiums in 2 Abtheilungen getrennt für die Unter- und Obergymnasiasten von den 2 Katecheten gehalten wurden. An denselben nahm auch der Director und der ganze Lehrkörper theil. Vier- oder fünfmal des Jahres giengen die Gymnasiasten zur Beicht und Communion. Am Osterdienstag empfiengen vor den Schülern auch alle Professoren aus der Hand des Directors das hl. Abendmahl. Am Palmsonntag und dem folgenden Montag waren sogenannte Exercitien. Sie bestanden darin, dass die Schüler vor- und nachmittags einer Exhorte und nach derselben einem Gottesdienste beiwohnten. Hannak betheiligte sich gern an den religiösen Übungen, wie denn überhaupt unter dem Einflusse des Hauses sich in ihm das Streben entwickelte, in den geistlichen Stand zu treten, wozu das Erscheinen des Fürstbischofes von Breslau, Dr. Heinrich Förster, von dem Hannak das Sacrament der Firmung empfieng, nicht wenig beitrug. Mit diesem Entschlusse trat Hannak im October 1855 ins Obergymnasium.

Im August dieses Jahres wurde in Ischl das verhängnisvolle Concordat abgeschlossen. Die Wirkungen desselben machten sich im Gymnasium nicht fühlbar. Nur darin zeigte sich die kirchliche Obergewalt über die Schule, dass neben dem Schulrathe Andreas Wilhelm, der sich große Verdienste um die Organisation der österreichischen Gymnasien erworben hatte, auch als fürstbischöflicher Commissär, der Hannak aus der Normal-Hauptschule wohlbekannte Stadtdechant Josef Paduch gelegentlich das Gymnasium inspicierte. Der Unterricht bewegte sich meist in sicheren Bahnen, die Übergangsperiode aus der alten in die

neue Organisation der Gymnasien war überstanden. Meist waren einheimische Lehrtexte in Verwendung, an deren Hand für ihr Fach gebildete und geprüfte Lehrer den Unterricht ertheilten. Ein Gegenstand, der Hannaks Aufmerksamkeit und Theilnahme ganz besonders auf sich zog, war die deutsche Literatur. Damals bestand an den österreichischen Gymnasien noch die löbliche Praxis, dass in der 5. Classe das Mittelhochdeutsche gelehrt und im Anschlusse daran die älteste Periode der Literatur behandelt wurde, so dass 4 volle Jahre diesem Studium zufielen. Als Lehrer vermittelte Josef Wolf, der später in den Reichsrath gewählt wurde, in anregender Weise die Kenntnis des Mittelhochdeutschen. Er hielt sich nicht lange bei der Grammatik auf, sondern gieng sofort, nachdem er das Hauptsächlichste über Ablaut, Umlaut und Lautverschiebung mitgetheilt hatte, zur Lectüre über. Da ein großer Theil des in Weinholds Lesebuche erhaltenen Stoffes in der Schule gelesen wurde, so eigneten sich die Schüler eine gewisse Fertigkeit im Verständnisse dieser Sprache an und lasen ohne Schwierigkeit den Rest, der nicht in der Schule zur Behandlung kam. Hannak gewann für diese Literatur ein derartiges Interesse, dass er seine Kenntnisse auf diesem Gebiete zu erweitern suchte. Dazu verhalf ihm die große, mit vielen Proben und Bildwerken ausgestattete Literaturgeschichte von H. Kurz, die er aus der Gymnasialbibliothek entlehnte und mit großem Eifer durcharbeitete. Hiedurch wurde er auch in die folgenden Perioden der Literatur eingeführt, die in der 6. und 7. Classe zur Behandlung kamen. Nicht wenig regten die verschiedenen Themen, die als deutsche Hausaufgaben gegeben wurden, Hannaks Thätigkeit an. Sein Streben, den Anforderungen möglichst gut zu entsprechen, veranlasste ihn, nach Hilfsbüchern in der Bibliothek des Gymnasiums und in der Scherschnik'schen Bibliothek Umschau zu halten, wobei oft „Podlahas Muster deutscher Redekünste“ zu Rathe gezogen und daraus vielfache Kenntnisse in Poetik, Stilistik und Rhetorik gewonnen wurden. Den Anregungen Wolfs hatten es die Schüler zu danken, dass sie sich die damals erscheinende Classikerausgabe von Cotta anschafften und, man kann sagen, mit Heißhunger verschlangen. Selten sah man einen Schüler ohne irgend ein Heft dieser Ausgabe, und selbst während der Schulstunden wurden, statt Latein oder Naturgeschichte, unter der Bank deutsche Classiker gelesen. Noch ein besonderes Mittel ist zu erwähnen, durch das Wolf seine Schüler zu einer intensiven Pflege der deutschen Literatur anleitete. Er veranstaltete, als Hannak in der 6. Classe war, an den Vormittagen der Sonntage besondere Vortragsstunden der Schüler. Jeder Schüler, der daran theilnehmen wollte, hatte sich nach seinem Belieben ein Drama zu wählen, das er gründlich durchstudieren sollte. Hierüber

hatte er einen Vortrag zu halten, in welchem die Veranlassung und die Handlung mit besonderer Rücksicht auf die Verwicklung und Lösung darzulegen war, woran sich eine kurze Charakteristik der Hauptpersonen und der Vortrag der schönsten Stellen anzuschließen hatten. Hiedurch wurden die Schüler angeregt, literarische Studien zu machen, und gleichzeitig hatten sie Gelegenheit, eine größere Anzahl von Dramen gründlicher kennen zu lernen. Hannak wählte sich Goethes Egmont und benützte außer den Literaturgeschichten, deren er habhaft werden konnte (Kurz, Pischon, Vilmar), auch Schillers Kritik dieses Dramas. Obwohl die folgenden Lehrer des Deutschen hinter Wolf, sowohl was Kenntnisse als auch was methodisches Geschick anbelangt, zurückstanden, so war doch der Grund zum Betriebe dieses Gegenstandes so gut gelegt, dass Hannak sich selbständig fortbildete. Dagegen fand die Geschichte, für die Hannak eine besondere Vorliebe hatte, in der 5. und 6. Classe nicht die richtige Pflege. Es lehrte sie ein alter Grammaticallehrer an der Hand des großen Pütz. Der Unterricht bestand darin, dass er aus dem Lehrbuche vorlesen ließ und das ihm minder wichtig Scheinende zu streichen befahl. Am folgenden Tage examinierte er in der Weise, dass er das Buch vor sich hielt und die Schüler die aufgegebenen Abschnitte wörtlich hersagen ließ. Da er aber sehr kurzsichtig war und sein Lehrbuch sehr nahe vors Gesicht halten musste, so lasen die Schüler die gefragte Lection ohne viel Schwierigkeit aus ihren Büchern herab. Es fiel keinem derselben ein, etwas zu lernen, zumal der Professor nie Repetitionen vornahm und nur immer das für den Tag Aufgegebene abprüfte. Es ist begreiflich, dass selbst Hannak für diesen Gegenstand bei solchem Betriebe alles Interesse verlor. Dies änderte sich, als in der 7. Classe ein Theol.-Doctor, Johann Wache, mit dem Unterrichte in der Geschichte betraut wurde. Dieser trug, ohne sich an ein Buch zu halten, die Geschichte des Mittelalters seit Karl den Großen mit vielem Detail ausgestattet in gewählter und fließender Sprache frei vor und prüfte erst dann, wenn er einen größeren Abschnitt abgeschlossen hatte. Diese ungewohnte akademische Art des Unterrichtes erregte die größte Theilnahme der Schüler. Da es nicht gestattet war, während des Vortrages Aufzeichnungen zu machen, so suchte Hannak nach jeder Stunde aus dem Gedächtnisse die Zusätze zu dem Lehrbuche festzustellen und durch Lectüre anderer historischen Werke womöglich noch mehr Detail, als sein Lehrer vortrug, sich eigen zu machen, um bei der Prüfung zu glänzen. Alles, was an historischen Handbüchern in der Gymnasialbibliothek oder in der Scherschnik'schen Sammlung war, wurde durchstöbert, gelesen und excerpiert. Damals lernte Hannak den phrasenreichen, aber die Jugend bestechenden Rotteck und Schlossers Weltgeschichte kennen;

doch machte Rotteck mit seiner radicalen Gesinnung keinen Eindruck auf seine politische Anschauung, dagegen fesselte ihn Schlossers culturgeschichtliche Richtung. Noch weitere Förderung erhielt Hannaks Interesse für Geschichte in der 8. Classe, als ein junger Tiroler, Paul Wallnöfer, sie lehrte. Er wusste so begeistert vorzutragen, dass er unwillkürlich seine Schüler mit sich hinriss. Dabei verstand er es, den pragmatischen Zusammenhang darzulegen, die leitenden Ideen hervorzuheben, das Minderwichtige zurückzudrängen, um das Wichtige in den Vordergrund zu stellen, so dass eine ganz neue Auffassung der Geschichte den Schülern zum Bewusstsein kam. Es war zum erstenmale, dass Hannak einen geschulten Historiker, und zwar aus der tüchtigen Schule Julius Fickers in Innsbruck, zum Geschichtslehrer hatte. Dieser entdeckte und nährte seine Vorliebe für diese Wissenschaft, gab ihm Geschichtswerke zum Lesen und veranlasste ihn auch zu dem ersten Versuche einer Quellenarbeit. Er trug ihm auf, eine Geschichte Friedrichs II. aus den eben damals von Böhmer erschienenen Regesten dieses Kaisers zusammenzustellen. Weil Hannak und seine Mitschüler vor der Maturitätsprüfung standen und von alter Geschichte nichts wussten, so baten sie Wallnöfer, mit ihnen diesen Stoff zu repetieren. Er willfahrte ihrer Bitte und wiederholte mit ihnen an den Vormittagen der Sonntage die griechische und römische Geschichte,*) wobei sich ihnen diese Geschichte in einem neuen Lichte zeigte. Hannak fand da Gelegenheit, Mommsens zweibändige römische Geschichte, die er als Prämium in der 7. Classe erhalten und in den folgenden Ferien gelesen hatte, verstehen zu lernen und auch in Dunckers alter Geschichte den auf Griechenland bezüglichen Theil nachzulesen. In den Ferien nach der Maturitätsprüfung begeisterte ihn für griechische Geschichte der 1. Band des damals erschienenen Werkes von Curtius, welches er als Prämium in der 8. Classe erhalten hatte.

Neben den obligaten Gegenständen besuchte Hannak auch das Französische, das Dr. Prutek lehrte. Er führte seine Schüler in die Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts an der Hand von la Harpe ein. Derselbe Lehrer setzte auch den im Untergymnasium begonnenen Curs im Englischen fort. Außerdem betrieb Hannak auch das Italienische, insbesondere wirkte Elsensohn anregend auf seine Schüler. Sie lasen mit ihm Le mie prigioni von Silvio Pellico und einzelnes aus Torquato Tassos Jerusalemme liberata; als Privatlectüre die Promessi sposi von Manzoni. Da damals ein italienisches Regiment in Teschen stationierte, so suchten Hannak und seine Collegen im Verkehre mit Soldaten sich die Kenntnis der Umgangssprache anzueignen;

*) Dieser Vorgang ist seit 1884 gesetzlich geboten.

was jedoch seine Schwierigkeiten hatte, da die Soldaten einen den Anfängern schwer verständlichen Dialect sprachen.

Auf die gesammte Erziehung wirkt aber die Schule vielfach bestimmend durch die Zucht ein. In dieser Beziehung möge der Schulfeste gedacht werden, welche mit Unrecht außer Übung gekommen sind. Denn sie haben eine lebendige Beziehung der Schule mit dem Hause hergestellt und viel zur Weckung des Ehrgefühles in den Schülern beigetragen. Es ist ein verhängnisvoller Irrthum unserer modernen Pädagogik, dass sie in der Besorgnis, den Ehrgeiz zu wecken, die Pflege des Ehrgefühles vernachlässigt. Der wesentlichste Grund zum Fortschritte in der Menschheit ist der Trieb nach Förderung des eigenen Ichs. Mag der eine in Erwerbung von Reichthümern, der andere in Erreichung von Ehrenstellen und Auszeichnungen, ein dritter in dem Erringen einer hervorragenden Stellung unter den Künstlern oder Gelehrten seiner Zeit die Mittel zur Hebung des eigenen Ichs sehen, immer wirkt ein gut Stück Egoismus auch bei dem idealsten Streben mit. Nur die Jugend soll aus purer Begeisterung für den Stoff des Unterrichtes zum Fleiße und Eifer angespornt werden! Es ist darum ganz unnatürlich und noch dazu höchst inconsequent, Zeugnis und Fortgangsnoten zu geben, aber die Location zu beseitigen, und es war höchst unpädagogisch, wegen der Möglichkeit, dass in einem oder dem anderen Falle eine Ungerechtigkeit begangen werden könnte, die Auszeichnungen in Form von Prämien aus der Schule zu entfernen, während das Leben den Erwachsenen Orden und Titel gewährt. Zu Zeiten Hannaks bestanden noch Location und Prämien und mit letzteren besondere Schulfeste. Diese wirkten erhebend nicht bloß auf die Jugend, sondern auch auf das Haus. Insbesondere war dies die Prämienvertheilung am Schlusse des Schuljahres. Ihr giengen die feierlichen Prüfungen voraus, die im Festsaale unter Anwesenheit des Directors und geladener Honoratioren, zu denen namentlich die Eltern der Schüler zählten, abgehalten wurden. Diese Prüfungen waren allerdings eine Formsache. Die Zeugnisse waren bereits ausgestellt und der Unterricht abgeschlossen. Immerhin wirkte die festliche Kleidung, der ungewohnte Saal, die Anwesenheit angesehener Personen, zumal der Eltern, mächtig auf die Jugend. Gern wollte jeder Schüler zeigen, dass er das Jahr nicht nutzlos zugebracht und was Redliches gelernt habe. Natürlich setzen solche Schauprüfungen von dem prüfenden Lehrer voraus, dass er seine Schüler kenne, dass er den Tüchtigen Gelegenheit zur Auszeichnung gebe, den Fleißigen, aber nicht besonders Talentierten nicht beschäme. Waren die Prüfungen vorüber, so rüstete sich alles zur Schlussfeier. Nach dem festlichen Dankgottesdienste in der Kirche strömte die Jugend an die ihr im Festsaal zugewiesenen Plätze. An einem Tische mitten

im Saale saßen der Director und die geladenen Gäste: der Bezirkshauptmann, der Stadtdechant, der Gerichtspräsident u. a. Auf dem Tische lagen die Prämien, meist in Goldschnitt gebunden. Der übrige Saal war von dem ungeladenen Publicum: Eltern, Verwandten und Kostgebern der Schüler u. dgl. dicht gefüllt. Zuerst producierten sich die Schüler. Gewöhnlich ward ein Lied gesungen, dann folgten Declamationen. So wurde einmal eine Scene aus Antigone in vertheilten Rollen vorgetragen; ein anderesmal hatte Hannak ein Lied aus den Nibelungen in mittelhochdeutscher Sprache zu declamieren. Darnach folgten die Reden, die von den Abiturienten ausgearbeitet und gehalten wurden. Jederzeit wurde eine Rede in deutscher und eine in lateinischer Sprache gesprochen. Außerdem gab es manchmal auch solche in italienischer und französischer, aber auch in polnischer und czechischer Sprache. Die Pflege der Redekunst erscheint in unserer Zeit, wo das parlamentarische Leben eine so hervorragende Rolle spielt, als eine wichtige Forderung, die an das Gymnasium zu stellen ist, und der es nicht hinlänglich Rechnung trägt. Nach den Rednern trat der Director natürlich in festlichem Gewande auf die Kanzel und hielt zuerst eine Ansprache, in der er sich hauptsächlich an die Abiturienten wandte, dann las er die Namen der Schüler nach den einzelnen Classen vor. Die zwei ersten in den Classen des Untergymnasiums, der erste in denen des Obergymnasiums erhielten von einem der Honoratioren das mit ihrem Namen in Golddruck versehene Prämium, das äußerlich als Gnadengabe des Kaisers (munificentia augustissimi Imperatoris Francisci Josephi I.) gekennzeichnet war. Nach dem Namen jedes Prämianten erfolgte ein Tusch der anwesenden Capelle. Nachdem die Prämienvertheilung vorüber war, sprach der Director warme Worte des Abschieds und schloss mit einem Hoch auf den Kaiser, das die Capelle mit den Wirbeln der Pauken und mit Trompetenstößen begleitete, wornach sie die Volkshymme anstimmte, in die alle Anwesenden, vor allem die zu den Ferien entlassenen Schüler begeistert einfielen. Noch in späterem Alter gedenkt Hannak mit bewegtem Herzen solcher Schlussfeiern und bedauert die heutige Jugend, der sang- und klanglos die Zeugnisse am Jahresschlusse eingehändigt werden. Gewiss hatte das Teschner katholische Gymnasium den Brauch der Schlussfeier als Erbe aus der Jesuitenschule überkommen.

Auch eine andere, erst in jüngster Zeit wieder aufgelebte Seite der Schulzucht stammte wohl aus derselben Quelle — die Pflege des Jugendspieles. In Teschen besteht ein adeliges, von Baron Coelesta gegründetes, von Herzog Albert von Sachsen-Teschen gefördertes Convict, dessen erster Vorsteher der damalige Gymnasialpräfect Scherschnik gewesen war. Dieser gehörte dem Jesuiten-Orden an und führte daher das von

diesem Orden gehandhabte Erziehungssystem in dem Convicte ein. Dazu gehörte auch die Sorge für eine angenehme Erholung der Zöglinge. Der Großvater erzählte oft Hannak, wie unter Scherschniks Führung im Sommer die Convictisten in ihren militärischen Uniformen unter Musikbegleitung mit allerhand Waffen, Kanonen und Munitionswagen auszogen, um militärische Übungen vorzunehmen. Freilich waren in den Munitionswagen statt der Patronen Semmel, die dann mit Milch verzehrt wurden. Neben den militärischen Exercitien vertrieben sie sich die Zeit mit allerlei Spielen, namentlich Ball- und Ballonspielen. Zur Zeit Hannaks gab es keine militärischen Übungen, keine Musikbande der Convictisten. Aber die Spiele wurden von ihnen lebhaft cultiviert. Die Spaziergänge fanden gewöhnlich nach einem größeren freien Platze statt, und dort unterhielten sich die Kleineren mit Fang- und Ballspielen verschiedener Art, die Größeren mit Ballschlagen. Neben den Convictisten nahmen auch andere Schüler des Gymnasiums an diesen Spielen theil, oder letztere spielten unter einander die bei den Convictisten erlernten Spiele. So verbreiteten sich diese unter der gesammten Jugend Teschens und trugen wesentlich zur Kräftigung des Körpers und zur Erfrischung des Geistes bei. Dass Knaben und Jünglinge im Winter durch Schneeballwerfen und Eislaufen, im Sommer durch das Baden und Schwimmen sich die Zeit der Muße auf zweckmäßige Weise vertrieben, wurde bereits erwähnt. Als Hannak in der 1. Gymnasialclasse war, wurde am Gymnasium das Turnen eingeführt. Aber es gab keinen Turnlehrer, sondern die Schüler der höchsten Classen, die als Autodidakten sich eine Fertigkeit hierin erworben hatten, waren Vorsteher der Riegen. Die schwierigen und halsbrecherischen Übungen, auf welche diese das Hauptgewicht legten, schreckten Hannak von der Theilnahme daran ab.

Für die künftige Berufsthätigkeit Hannaks war es nicht ohne Bedeutung, dass er auch im Obergymnasium Lectionen ertheilte, die ihn sehr in Anspruch nahmen, namentlich wurde seine Zeit stark beschränkt, als er, von dem oft erwähnten Dr. Prutek aufgefordert, die Aufgabe übernahm, an der Erziehung seiner 3 Mündel mitzuwirken. Sie waren Söhne eines verstorbenen wohlhabenden Bürgers und besuchten das Untergymnasium; zwei von ihnen lebten bei ihrer Mutter, einer wurde von seiner Großmutter, der Mutter des verstorbenen Vaters, verpflegt. Hannak gab sich alle Mühe, die Jungen vorwärts zu bringen, aber Mangel an Ehrgeiz und große Bequemlichkeit, ja Indolenz der Zöglinge erschwerten ihm seine Aufgabe. Noch größere Schwierigkeit als der Unterricht bot die Erziehung dem auf diesem Gebiete noch unerfahrenen Erzieher. Die Schwäche und Kränklichkeit der Mutter stand einer rauhen Strenge der Großmutter gegenüber. Überdies herrschte

eine Spannung zwischen Mutter und Schwiegermutter, die sich auch bei der Erziehung der Kinder unliebsam bemerkbar machte, indem vor ihnen die Schwächen der Gegenpartei in abfälligen Kritiken besprochen wurden, und so die Autorität für die Erziehung maßgebender Personen erschüttert ward. Von der einen oder anderen Seite wurden deshalb nicht selten Fehler der Kinder bemäntelt und ihrem Eigenwillen Vorschub geleistet. Unter diesem Eigenwillen, der bei einem der Knaben mit dem Affect des Jähzornes sich paarte, hatte Hannak viel zu leiden. Hierunter litt seine Gesundheit, zumal er während dieser Zeit auch noch einzelne Lectionen, die er früher übernommen hatte, ertheilte und darum für sein eigenes Studium nur die Nachtstunden erübrigte.

Nachdem er am 9. August 1859 die Maturitätsprüfung „mit Auszeichnung" abgelegt hatte, erholte er sich in den Ferien von den Anstrengungen des Schuljahres. In dieser Zeit musste die Entscheidung fallen, welchem Berufe er sich zuwenden solle. Noch am Beginne des Obergymnasiums war er entschlossen, sich der Theologie zu widmen. Aber je vielseitiger sein Wissen wurde, desto mehr wandte sich sein Interesse den mannigfaltigen profanen Zweigen menschlicher Erkenntnis zu. Längere Zeit schwankte er in der Wahl seines Berufes. Eine Zeitlang dachte er daran, sich dem medicinischen Berufe zu widmen und ins Josefinum einzutreten; auch der Plan, um Aufnahme in die orientalische Akademie einzureichen, tauchte in ihm auf. Aber bald gewann die Absicht die Oberhand, sich für eine Professur vorzubereiten. Doch dauerte es noch längere Zeit, ehe er sich für ein bestimmtes Fach entschied. Seine Vorliebe für das Griechische hieß ihn die classische Philologie wählen, während einer seiner Professoren, der mit Friedrich Müller bekannt war, die orientalischen Sprachen und die Linguistik empfahl. So sehr war Hannak von diesem Plane ergriffen, dass er in die Buchhandlung gieng und sich Sanskrit-Grammatiken vorlegen ließ, die er gewiss gekauft hätte, wenn sie nicht so theuer gewesen wären. Schließlich gab der in seiner Kindheit ihm anerzogene historische Sinn den Ausschlag. Unter dem Einflusse seines Lehrers und nachmaligen Freundes Wallnöfer entschied er sich für die Geschichte und zwar hauptsächlich für die des Alterthums, in welcher er seinen Drang nach dem Studium der orientalischen und classischen Sprachen befriedigen konnte.

Universität. Im October 1859 langte Hannak in Wien an, um seine Studien an der philosophischen Facultät zu beginnen. Er wählte sich die Geschichte als Hauptfach, und innerhalb dieser wandte er der Geschichte des Alterthums seine besondere Aufmerksamkeit zu. Demnach hörte er Prof. Aschbach in allgemeiner, Prof. Jäger und Docent Ott. Lorenz, welch letzterer ihm vom Gymnasium her bekannt

war, in österreichischer Geschichte. Mit seinen Lehrern trat er in nähere Beziehungen, als er auf Grund seiner Arbeiten Mitglied des historischen Seminars wurde. Zugleich hörte er Eitelberger über Kunstgeschichte und den damaligen Director des Münz- und Antikencabinets Arneth über römische und griechische Antiquitäten. Mit Rücksicht auf die Hilfswissenschaften für die alte Geschichte trieb er auch die classischen Sprachen und hörte die Vorträge Bonitzens und Vahlens, betheiligte sich auch im philologischen Seminar des ersteren an der Interpretation des platonischen Euthydemos. Außerdem studierte er unter Anleitung des damaligen Docenten Dr. Friedrich Müller orientalische Sprachen (Hebräisch, Arabisch, Zend und Persisch), betrieb unter Reinisch' Führung Ägyptologie und pflegte mit besonderer Vorliebe das Sanskrit und die Sprachvergleichung. Zu dieser Vorliebe trug nicht wenig die Persönlichkeit des Professors Dr. Anton Boller bei, der bei seinem gründlichen und vielseitigen Wissen eine Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit zeigte, die in Österreich übel angebracht ist, wie sein Schicksal beweist. Denn er fand weder die Anerkennung, die er wegen seiner wirklich stupenden Gelehrsamkeit verdiente, noch auch den materiellen Erfolg seiner wissenschaftlichen Thätigkeit. Er starb factisch in Armut. Je weniger die Außenwelt das verdienstvolle Wirken des stillen Gelehrten anerkannte, desto inniger hiengen ihm seine Schüler an. Meist besuchten nur 3 oder 2 seine instructiven Collegien, darunter fehlten wohl nie Hannak und Hans Lambel (jetzt Extraordinarius in Prag). Es ist begreiflich, dass sich um Lehrer und Schüler ein freundschaftliches Band schlang, das außerordentlich anregend auf das Studium Hannaks wirkte und ihm etymologische und linguistische Untersuchungen besonders lieb machte. Der Verkehr mit Lambel, der von Beruf Germanist war, hatte zur Folge, dass Hannak im Vereine mit ihm germanistische Studien betrieb, die damals durch die Polemik zwischen Pfeifer und Lachmann einen besonderen Reiz für junge strebsame Männer besaßen. Lambel hat auch in anderer Beziehung Hannaks Studien beeinflusst. Da jener ein Schüler Drbals war, so brachte er ein reges Interesse für philosophische Studien mit, das er auch Hannak einzuflößen wusste. An der Universität vertrat damals Professor Lott, ein Schüler Herbarts, die Philosophie; aber seine Vorträge waren nicht sonderlich geeignet, die Hörer zu interessieren und anzuregen; in höherem Maße gelang dies Zimmermann, der von Prag nach Wien versetzt worden war und durch seinen formvollendeten Vortrag die Zuhörer fesselte.

Neben der wissenschaftlichen Ausbildung, welche durch fleißiges Arbeiten an den Bibliotheken gefördert wurde, vergaß Hannak auch nicht, an seiner allgemeinen Bildung weiter zu arbeiten. Schon das

Leben in Wien wirkte mit den vielen Eindrücken nach verschiedener Richtung anregend auf ihn. Mit Eifer besuchte er die Bildergallerien (damals war noch die Esterhazy-Gallerie in Wien), Kunstausstellungen, das Münz- und Antikencabinet, die ägyptische und die Ambraser Sammlung im untern Belvedere, die zoologische und mineralogische Sammlung in der Burg und schöpfte daselbst reiche Erkenntnisse und vielseitige Anregung. Ganz besonders mächtig wirkte auf ihn aber der Besuch der Theater, den er sich, trotz der geringen Mittel, die ihm zur Verfügung standen, nicht versagte. Natürlich waren es die höchsten Regionen, zu denen er sich mit allerlei Hindernissen den Zutritt erkämpfte. Damals wirkten am Burgtheater die Koryphäen Anschütz, Josef Wagner, La Roche, Löwe, Meixner, die Damen Hebbel, Rettich, Gabillon und andere, im Kärntnerthor-Theater Ander, Beck, Schmidt, Wachtel, die Damen Csillag, Dustmann und andere. Vorzüglich waren es die classischen Dramen Goethes, Schillers, Shakespeares und die Opern Wagners, die Herz und Geist des Universitätsstudenten erhoben. Auch das Carltheater wurde gelegentlich besucht, wo Nestroy und Treumann die Lachlust des Publicums entfesselten; doch begann damals schon Offenbachs leichtgeschürzte Muse Nestroys herzerquickende Komödie zu verdrängen.

Nicht wenig trug zur Förderung der allgemeinen Bildung Hannaks der Umstand bei, dass er als Hofmeister in ein freiherrliches Haus kam, mit dem er den Sommer 1860 in Ischl, die folgenden in Rodaun bei Kalksburg zubrachte. Das Salzkammergut mit seinen prächtigen Seen und herrlichen Landschaften machten auf ihn einen gewaltigen Eindruck. Das glückliche Familienleben, das im Hause herrschte, die an Gaben des Herzens und Geistes reiche Dame des Hauses und die wohlerzogenen Kinder machten ihm den Aufenthalt in diesem Hause nicht nur angenehm, sondern übten auch einen nachhaltigen Einfluss auf seine geistige und moralische Bildung. Insbesondere wurden seine Kenntnisse in den modernen Sprachen erweitert und ihm Gelegenheit geboten, sich mit den neuesten Erscheinungen der deutschen, französischen und englischen Literatur bekannt zu machen. Da er, dank der Wertschätzung, welche das Haus auf geistige Bildung und infolge dessen auf die Erziehung der Kinder legte, eine günstige Stellung im Hause hatte und sozusagen zur Familie gerechnet wurde, so hatte er auch Gelegenheit, mit den Persönlichkeiten in Berührung zu kommen, die in der Familie verkehrten. Unter ihnen seien der Orientalist Rosenzweig, ein Schüler Hammer-Purgstalls, Arneth und dessen Gemahlin, die ehemalige Braut Körners, der päpstliche Nuntius Antoniacci-Falcinelli und sein Secretär Mocenni (gegenwärtig Cardinal in Rom) hervorgehoben. Da einer der Söhne des Hauses im Convicte der Jesuiten zu Kalksburg erzogen wurde, so

kam Hannak auch oft mit den Jesuiten dieser Anstalt in Berührung und gewann auf diese Weise Einblicke in ihr Erziehungssystem.

An der Universität ist auch die Zeit, in welcher der Jüngling Interesse für das politische Leben seines Vaterlandes gewinnt. Gerade, als Hannak nach Wien kam, war daselbst eine mächtige Bewegung auf politischem Gebiete. Österreichs Niederlagen in Italien und ihre traurigen Folgen hatten den Bankerott des absolutistischen Regimentes geoffenbart, und in allen Kreisen machte sich die Forderung nach einer constitutionellen Regierung geltend. Gleichzeitig hatte die Sympathie, welche Österreichs Truppen beim Vormarsche gegen Italien in Deutschland gefunden, die nationale Begeisterung der Deutschen im Kaiserstaate lebhaft angeregt, so dass der eigentlich gegen Österreichs Führung gerichtete, unter dem Protectorate des Herzogs Ernst von Gotha gegründete „Deutsche Nationalverein“ namentlich bei der national gesinnten akademischen Jugend Beifall fand. Diese einerseits nationale, andererseits freiheitliche Bewegung fand in der am 10. November 1859 abgehaltenen „Schillerfeier“ Ausdruck. Es war hauptsächlich die Studentenschaft, die dem Feste ihr Gepräge gab. Sie war bereits in Landsmannschaften organisiert, und auch Hannak gehörte einer Landsmannschaft, der Concordia, an, die zum größten Theile aus ehemaligen Studenten der Teschner Gymnasien bestand. Nach dem Schillerfeste entstanden zahlreiche andere Landsmannschaften und Verbindungen, die alle deutschnationale und freiheitliche Zwecke verfolgten. Die regelmäßigen Zusammenkünfte, die Rundgesänge und Kneipzeitungen, vor allem aber die Festcommerse, bei denen Vertreter vieler Verbindungen, in späterer Zeit auch Professoren und Parlamentarier erschienen, dienten dazu, die Ideale in den Herzen der akademischen Jugend zu befestigen und die nationale und freiheitliche Begeisterung zu nähren. Die Folgen dieser mächtigen Bewegung der Geister, die ähnlich wie die im Jahre 1848 auch in der Studentenschaft ihren mächtigsten Motor hatte, zeigten sich bald im öffentlichen Leben. Im März 1860 wurde ein verstärkter Reichstag eingesetzt, der über eine Constitution für Österreich berathen sollte, im October 1860 folgte das October-Diplom des Ministeriums Goluchowski, das dem Staate eine föderativ-feudale Verfassung gab, und als dieses keinen Beifall fand, wurde Schmerling berufen, um die Februarverfassung 1861 zu erlassen. Dass Hannak mit der gesammten deutschen Studentenschaft diese Entwicklung der politischen Verhältnisse mit großem Interesse verfolgte, ist selbstverständlich. Mit der Februarverfassung war ein Theil der Wünsche der akademischen Jugend erfüllt. Österreich hatte eine constitutionelle Verfassung, und der frühere Minister des deutschen Reichsverwesers im

Frankfurt, Ritter von Schmerling, war ihr Urheber. Es ist begreiflich, dass die Studentenschaft durch festliche Commerse dieses Ereignis feierte. Durch die neue Verfassung war dem Verbindungswesen eine freie Bahn eröffnet. Infolge dessen constituierten sich Burschenschaften, Landsmannschaften, akademische Verbindungen, und auch zur Gründung eines Corps (Arminia) wurde geschritten, das aber nicht viele Theilnehmer fand.

In den studentischen Vereinigungen pulsierte nunmehr lebhafter das politische und deutschnationale Leben, und die Kneipzeitungen brachten häufig Arbeiten, welche diese Gebiete behandelten. Auch Hannak, welcher der Redacteur der Kneipzeitung der Concordia war, fand so Gelegenheit, sich mit der Geschichte der Gegenwart (seit dem Jahre 1848) zu befassen, zumal damals Gervinus' bedeutsames Werk „Geschichte des 19. Jahrhunderts" im Erscheinen begriffen war. Die nationale Begeisterung der akademischen Jugend kam deutlich zum Ausdrucke, als im Mai 1862 der hundertjährige Geburtstag des nationalen Philosophen Fichte gefeiert wurde. Zu dem Festcommerse, welcher in der „Neuen Welt" in Hietzing stattfand, und bei dem auch Hannak als Chargierter fungierte, fanden sich Hunderte von Studenten, zum Theile in großer Wichs, Professoren der Universität, von denen Zimmermann die Festrede hielt, und hervorragende parlamentarische Größen, wie Berger, Brinz, Giskra, Hasner, Herbst, Unger und viele andere ein. Von ihnen wussten namentlich Giskra und Brinz durch ihre hinreißende Beredsamkeit die Studentenschaft zu nationaler und freiheitlicher Begeisterung zu entflammen. Ein Jahr darnach wurde das Nationalgefühl der Deutschen dadurch mächtig erregt, dass Dänemark Schleswig von Holstein losreißen und mit Dänemark vereinigen wollte. Die Deutschen in den Herzogthümern protestierten gegen diese Vergewaltigung, und auch die Studentenschaft Kiels remonstrierte dagegen. Die Wiener Studentenschaft verfolgte mit der größten Theilnahme diese Versuche zur Verringerung deutschen Gebietes. „Schleswig-Holstein meerumschlungen ꝛc." wurde in allen Commersen mit Begeisterung gesungen. Up ewig ungedeelt, wurde das allgemeine Losungswort. Eine Versammlung von Vertretern aller akademischen Vereinigungen in dem Gasthause zum rothen Stern (III., Rochusgasse), welcher Hannak präsidierte, beschloss und entsandte im Sommer 1863 eine Zustimmungsadresse an die Kieler Collegen zur Aufmunterung im nationalen Kampfe.

Indessen hatte Hannak sein Triennium an der philosophischen Facultät zurückgelegt und, da er sich zur wissenschaftlichen Prüfung für das Gymnasial-Lehramt entschloss, um die Themen zu den schriftlichen Prüfungen eingereicht. Während er an diesen arbeitete, besuchte er noch die Vorträge an der Universität, namentlich beschäftigte

er sich mit der Geographie unter Leitung des Professors Simony. Bei der Bearbeitung des pädagogisch-didaktischen Themas kam er zuerst zur Kenntnis von Diesterwegs „Wegweiser für Lehrer“ und schöpfte aus dem Studium dieses Werkes vielseitige Belehrung und Anregung. Im Juli 1863 legte er sein Examen ab und erhielt die Approbation aus Geographie und Geschichte für das ganze Gymnasium. Zur selben Zeit legte er auch das historische Rigorosum ab, dem im folgenden Jahre 1864 die beiden anderen folgten, so dass er im Herbste dieses Jahres zum Doctor philosophiae promoviert werden konnte. Im Jahre 1863 erfolgte auch seine erste wissenschaftliche Publication. Auf Grundlage einer im historischen Seminar gelieferten Arbeit veröffentlichte er in der damals von dem pensionierten Schulrathe Kral redigierten Zeitschrift „Die Mittelschule“ die Abhandlung: „Über Quintus Fabius Victor und die römische Gründungssage“. Im Herbste 1863 begann auch seine Thätigkeit im Lehramte.

Lehramt. Hannak trat im October 1863 als Probecandidat an das k. k. akademische Gymnasium und bekam den Geschichtsunterricht in der V. Classe zugewiesen. Professor Alois Ficker, ein Mann von großer Milde und gründlichem Wissen, das mit einem außergewöhnlich starken und umfangreichen Gedächtnisse verknüpft war, wurde sein Berather. Damals wurden die Probecandidaten nicht an jenem Gängelbande geführt, das jetzt ihre ersten praktischen Schritte leitet. Außer dass der betreffende Professor dann und wann hospitierte, war der Unterricht Hannak vollständig überlassen. Je mehr Verantwortung der Candidat zu tragen hatte, mit desto größerer Hingebung oblag er seinem Berufe. Mit Freude gedenkt Hannak seiner ersten Schritte im Lehramte. Das akademische Gymnasium leitete damals der auch im Unterrichtsrathe thätige, rühmlichst bekannte Director Hochegger; im Lehrkörper waren Männer, deren Namen im Schulwesen Österreichs von gutem Klange sind, wie Auer, Egger, Gernerth, Grün, Hauler, Ficker, Pokorny, Schmidt und andere; unter den Probecandidaten hatte Hannak Blazek, Hartel, Franz Kürschner, Lambel und Tomaschek als Collegen. Der Verkehr mit so erfahrenen und wissenschaftlich hervorragenden Schulmännern wirkte fördernd und aufmunternd auf Hannaks Lehrthätigkeit, zumal damals noch nicht jene Schneidigkeit in der Leitung der Gymnasien an der Tagesordnung war, die heute üblich ist. Der sowohl in der Wissenschaft als auch in der Didaktik gleich berühmte Director der Anstalt verkehrte selbst mit den jungen Probecandidaten in der leutseligsten Weise. Nicht wenig fühlten sie sich in ihrem Eifer dadurch gehoben, dass er sie jederzeit als Collegen ansprach, aber auch als solche behandelte. Dasselbe gilt auch von den älteren Professoren der Anstalt,

an denen Hannak weise Berather und väterliche Freunde gefunden hatte. Aus diesem Grunde blieb er auch im Schuljahre 1864/65 als Volontär am akademischen Gymnasium, um zunächst die Schüler, die er in der V. gelehrt hatte, auch in der VI. weiter zu führen. Da aber im Sommer Professor Ficker einen Urlaub erhielt, so wurde Hannak statt seiner Supplent und lehrte neben der Geographie und Geschichte in der IV., V. und VI. auch das Deutsche in der III. und IV. Classe. Da fühlte er das Bedürfnis, auch auf dem Gebiete des Unterrichtes in der deutschen Sprache sich Belehrung zu verschaffen und studierte deshalb eifrig den Organisationsentwurf für Gymnasien und seine pädagogisch-didaktisch bedeutsamen Instructionen. Mit Beginn des Schuljahres 1865/66 hörte seine Supplentur am akademischen Gymnasium auf, doch blieb er noch als Volontär an der Anstalt. Dagegen erhielt er eine Supplentur an dem damals neuen Communal-Realgymnasium in der Leopoldstadt, das unter der Direction Pokornys stand. Als fürs Jahr 1866/67 eine Lehrstelle für Geographie und Geschichte an dieser Anstalt ausgeschrieben wurde, bewarb sich Hannak um diese Stelle und erhielt sie auch, wohl deshalb, weil er durch seine Lehrthätigkeit sich die Zufriedenheit des Directors und der gemeinderäthlichen Commission erworben hatte. Mit Decret des Gemeinderathes vom 28. Juni 1866 wurde er zum wirklichen Lehrer am Communal-Realgymnasium in der Leopoldstadt ernannt. In dieser Wirksamkeit verblieb er bis zum Schlusse des Schuljahres 1872/73. Neben seiner Lehrthätigkeit an den Gymnasien arbeitete Hannak aber auch an seiner wissenschaftlichen Ausbildung. Er hatte an der Universität ursprünglich die akademische Laufbahn ins Auge gefasst und die alte Geschichte und ihre Cultur als sein Specialfach ausersehen. Aus diesem Studium ergaben sich zwei größere wissenschaftliche Arbeiten; die eine, „Das Historische in den Persern des Äschylos", erschien im Jahresberichte des k. k. akademischen Gymnasium 1865, die andere, „Appianus und seine Quellen", legte er im folgenden Jahre 1866 im Manuscripte vor, als er um die „Venia legendi" an der Universität einreichte.*) Auf Grund dieser Arbeiten und eines Colloquiums wurde er vom k. k. Staatsministerium mit Erlass vom 28. Februar 1866 als Privatdocent für Geschichte der alten Welt und deren Cultur bestätigt, worauf er seine akademische Thätigkeit mit einem Vortrage „Über Sykophanten" eröffnete. Seine Vorträge an der Universität begannen im Sommersemester 1866 und endeten im Sommersemester 1872. Er hatte die Befriedigung, dass

*) Sie wurde erst später 1869 (im Verlage von Hölder in Wien) gedruckt.

zahlreiche Hörer dieselben besuchten und ihnen mit Interesse folgten. Neben der Zusammenstellung seiner Vorträge schrieb er während dieser Zeit mehrere Recensionen in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien und eine wissenschaftliche Abhandlung: „Das Museum und die Bibliotheken in Alexandrien", die im Jahresberichte des Leopoldstädter Communal-Realgymnasiums (Wien 1867) erschien. Diese Arbeit gieng aus einem Vortrage hervor, den Hannak in einer Vereinigung junger Gelehrten, „Docenten-Kränzchen" benannt, die in der „Schnecke" am Graben tagte, gehalten. Zu diesem Kränzchen gehörten als Obmann Ottokar Lorenz, damals schon Universitätsprofessor, dann die seither als Universitätsprofessoren verstorbenen Docenten Exner (der Romanist), Scherer, Thaussing und die noch lebenden Universitätsprofessoren Hartel und Lützow und mehrere andere. Dass die Vorträge, Referate und Discussionen in den gemüthlichen Abenden der Versammlung vielseitige wissenschaftliche Anregung boten, beweisen schon die angeführten Namen.

Da die Hauptthätigkeit Hannaks sich naturgemäß auf den Unterricht in der Mittelschule bezog, so erwuchs ihm hieraus die Verpflichtung, sich neben der wissenschaftlichen Forschung auch mit dem praktischen Unterrichte zu beschäftigen, also für seine pädagogisch-didaktische Ausbildung Sorge zu tragen. Hiezu bot sich ihm reiche Gelegenheit an der Anstalt, an welcher er wirkte und an dem damals sehr besuchten und bekannten Mädchen-Erziehungs-Institute van Demerghels, wo er den Unterricht in der Geographie und Geschichte übernahm. Dort lernte der damalige Schulrath A. M. Becker, dem die Inspection der Mädchen-Pensionate zukam, seine Thätigkeit kennen und berief ihn, als der Staat infolge der neuen Schulgesetze im Herbste 1869 eine k. k. Lehrerinnen-Bildungsanstalt errichtete, an diese als Lehrer der Geschichte. Mit Vergnügen denkt er an diese seine Thätigkeit zurück, weil die Schülerinnen mit seltenem Eifer die nicht geringen Forderungen, die er an sie stellte, erfüllten und ihm eine Anhänglichkeit bewahrten, von der er auch noch in den späteren Jahren zahlreiche Beweise erhielt. Mit dieser Thätigkeit erwuchs ihm die Pflicht, sich mit der Lehrerbildung und dem Volksschulwesen vertraut zu machen, wozu der Verkehr mit den anderen Mitgliedern der Anstalt, namentlich mit deren Director Robert Niedergesäß, vielfach Gelegenheit bot. Durch ihn bewogen, schrieb Hannak auch einzelne Aufsätze didaktischen Inhalts für den „Österreichischen Schulboten". Auf dem Gebiete der Lehrerbildung wirkte er auch, als ihn der Wiener Gemeinderath im October 1870 zum Lehrer der Geschichte an dem neugegründeten Pädagogium bestellte, was er bis zum September 1873 verblieb.

So schmerzvoll jeder fortschrittlich gesinnte deutsche Österreicher die Sistierung der Verfassung im Jahre 1865, die Niederlagen im Jahre 1866 und das Ausscheiden Österreichs aus dem deutschen Bunde empfand, so sehr musste er sich gehoben fühlen, als sein Vaterland wieder in die constitutionellen Bahnen einlenkte, und die Staatsgrundgesetze vom December 1867 der Freiheit und dem Fortschritte Raum zur Entfaltung eröffneten. Die Aufhebung des Concordates, die Schulaufsichtsgesetze vom Jahre 1868, das Reichsvolksschulgesetz vom Jahre 1869 waren die natürlichen Folgen der Staatsgrundgesetze. Hannak folgte mit dem größten Interesse diesem gewaltigen Fortschritte auf dem Gebiete des heimatlichen Schulwesens, an dem sich die edelsten Patrioten betheiligten, theilte die Freude, welche die Wiener Bevölkerung aus Anlass der Aufhebung des Concordates durch eine glänzende Illumination zum Ausdrucke brachte, und suchte im engen Zusammenwirken mit dem Director des Pädagogiums Dr. Dittes und den übrigen Collegen nach seinen Kräften an einer tüchtigen Fortbildung der Wiener Lehrerschaft zu arbeiten. Erhebend wirkte auf diese Arbeit der Eifer, die Begeisterung der Lehrerschaft, die Zeit und Mühe nicht scheute, um die Vorträge am Pädagogium zu hören und an den von Dr. O. Willmann geleiteten Lehrübungen sich zu betheiligen. Nicht wenige Lehrer eilten von den entferntesten Vorstädten nach Abschluss des Vormittagsunterrichtes noch an das Pädagogium, um in der Zeit von 11—12 Uhr ihren Pflichten an dieser Anstalt zu genügen. Wenn man bedenkt, dass die Zöglinge damals 22 und mehr Stunden wöchentlich an dem Pädagogium belegt hatten, so ermisst man die Opfer und die Hingabe, welche sie ihrer Fortbildung entgegenbrachten. Rühmend ist andererseits aber auch die Förderung hervorzuheben, welche das Pädagogium durch die Vertretung der Commune Wien erfuhr. Insbesondere waren es die Gemeinderäthe Dr. Adolf Ficker (später Ministerialrath und Sectionschef), Dr. C. Hoffer (gleichzeitig Reichsrath-Abgeordneter) und Dr. Josef Weiser (Realschuldirector), welche ihre warme Fürsorge der Anstalt zuwendeten und bei den Colloquien und Conferenzen selten fehlten. Wohin ist heutzutage jene Begeisterung geschwunden, welche damals die Reichs- und Landesregierung, die Commune und die Lehrerschaft beseelte, um das Schulwesen des Reiches und der Hauptstadt nach einer Stagnation von 2 Menschenaltern zu jener Höhe emporzubringen, auf der es in dem benachbarten Deutschland stand?! Die Thätigkeit, die Hannak auf dem Gebiete der Lehrerbildung entwickelte, fand insoferne die Anerkennung der officiellen Kreise, als er vom Unterrichts-Ministerium mit dem Decrete vom 24. Jänner 1871 und 19. October 1872 zum Mitgliede der Prüfungs-Commission für allgemeine Volks- und Bürger-

schulen ernannt wurde. Die Erfahrungen, die er in dieser Stellung machte, waren nicht ohne Interesse. Unter den Candidaten hatte ein Theil, der die Mittelschulen durchgemacht hatte, mitunter bedeutende Kenntnisse in verschiedenen Gegenständen, dagegen fehlte es ihm an Kenntnis und selbst an dem Interesse für Pädagogik und Didaktik, ein anderer Theil, der meist aus älteren Lehrern bestand, die mitunter eine langjährige Schulpraxis aufweisen konnten (kam doch auch ein 60jähriger Lehrer zu der Prüfung), besaß wiederum außerordentlich geringe Kenntnisse auf dem Gebiete der Realien. Hannak prüfte solche Candidaten über den in den Lesebüchern enthaltenen Stoff aus Geographie und Geschichte, aber selbst den Inhalt der Lesestücke, die sie mit den Kindern in der Schule oft und oft gelesen haben mussten, waren sie nicht im Stande zu reproducieren; ein Zeichen, wie gedankenlos Lehrer und Schüler die Lesebücher lasen.

Aber nicht bloß in dieser praktischen Weise wirkte Hannak auf pädagogisch-didaktischem Gebiet. Er war auch literarisch auf demselben thätig. Im Unterrichtsplane des Realgymnasiums waren für die IV. Classe die Hauptmomente der österreichischen Geschichte und die Geographie des Kaiserstaates zur Behandlung vorgeschrieben. Hiefür bestand bis dahin kein besonderes Lehrbuch. Hannak suchte nun diesem Bedürfnisse entgegenzukommen, indem er sein Lehrbuch der österreichischen Vaterlandskunde (Wien 1869) schrieb, das sich bald auch an den Gymnasien Eingang verschaffte, weil auch in diesen das Moment der historischen Entwicklung des Kaiserstaates berücksichtigt wurde. Da die österreichische Vaterlandskunde auch in der obersten Classe der Mittelschule als Gegenstand erscheint, so sah sich Hannak veranlasst, das ursprünglich einheitlich gearbeitete Lehrbuch in zwei gesonderten Ausgaben, die eine für die Unter-, die andere für die Oberstufe, zu gliedern. Wie viel Beifall diese Arbeit Hannaks fand und wie sehr der Autor es verstand, den wechselnden Lehrplänen mit seinem Lehrbuche zu genügen, beweist der Umstand, dass es die behördliche Approbation erlangte und gegenwärtig in 11. Auflage in Verwendung steht. Der Erfolg dieses ersten Lehrtextes ermunterte Hannak, der Anregung mehrerer Amtsgenossen, unter denen insbesondere Heinrich Ficker und Dr. Wallnöfer waren, zu folgen: Lehrbücher der Geschichte für Unterclassen der Mittelschulen auszuarbeiten. Es erschienen in der Zeit von 1870—1873 solche für die Geschichte des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit. Gegenüber den bis dahin üblichen Lehrtexten fanden in den Hannakschen Lehrbüchern die Sagen, historischen Anekdoten und die culturgeschichtlichen Thatsachen eine stärkere Berücksichtigung. Auch wurden zum Verständnisse der bildenden Kunst, speciell

der Architektur, in dem Texte Abbildungen eingefügt. Hannak hatte die Befriedigung, dass seine Lehrtexte die Approbation erhielten und eine weite Verbreitung gewannen; dass sie gegenwärtig in 10., 9. und 8. Auflage gebraucht werden, ist ein Beweis für ihre zweckentsprechende Anlage. Hannaks Lehrthätigkeit am Real- und Obergymnasium ließ ihn das Bedürfnis nach Anschauungsmitteln in der Geschichte lebhaft empfinden. Er theilte diese Erfahrung seinem Freunde und Collegen Josef Langl mit, und beide beschlossen, dem herrschenden Bedürfnisse abzuhelfen. Auf diese Weise entstanden zunächst die Langlschen Geschichtsbilder für die alte Geschichte, denen nach einiger Zeit die für mittlere und neuere Geschichte folgten.

Als Lehrer an einer Mittelschule war Hannak seit dem Jahre 1863/64 Mitglied des Vereines „Mittelschule", der damals eine rege Thätigkeit entfaltete, und an dessen Berathungen nicht bloß hervorragende Schulmänner, sondern auch Mitglieder der Unterrichtsbehörden, einmal sogar der Unterrichtsminister Josef Jireček, theilnahmen. Der Verkehr mit hervorragenden Fachgenossen wirkte befruchtend auf Hannaks Thätigkeit. Andererseits beschäftigte ein Vortrag, den Hannak in der Mittelschule „Über den Betrieb der alten Geschichte mit Beziehung auf die classische Lectüre" hielt, den Verein mehrere Abende.

Durch die vielseitige angestrengte Thätigkeit zog sich Hannak im Sommer 1872 einen Typhus zu, von dem er sich nur langsam erholte, weshalb er fürs erste Semester des Schuljahres 1872/73 beurlaubt wurde. Zur Noth hergestellt, nahm er seine Thätigkeit im Februar 1873 am Realgymnasium und Pädagogium wieder auf. Dagegen sagte er seine Vorlesungen an der Universität ab und nahm sie seitdem nicht wieder auf. Aber eine neue Arbeit ward ihm vom Unterrichts-Ministerium zugewiesen. Er sollte für den „Bericht über österreichisches Unterrichtswesen", den das Ministerium aus Anlass der Weltausstellung herausgab, die Abschnitte über Geschichtsunterricht an Volks- und Bürgerschulen, Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten, Gymnasien und Realschulen ausarbeiten. Hannak unterzog sich dieser Aufgabe mit Eifer und die von ihm gearbeiteten Theile des Berichtes (p. 66—75, 176—200, 313—334) berücksichtigen nicht bloß die Entwicklung dieses Unterrichtszweiges, sondern auch alle Lehrmittel und Lehrbehelfe, die speciell in Österreich geschaffen oder doch benützt wurden. Aus diesem Anlasse drückte ihm das Unterrichtsministerium mit Decret vom 15. September 1873 „den Dank für den gelieferten wertvollen Beitrag zu einem Werke" aus, „welches Österreich in so hohem Grade zur Ehre gereicht."

Die Weltausstellung bot Hannak noch in anderer Weise Gelegen-

heit, sein fachliches Wissen zu erweitern und seine Kraft im Interesse des Geschichtsunterrichtes zu bethätigen. Er wurde vom Handelsministerium zum Specialberichterstatter über den Unterricht in der Geschichte ernannt. Als solcher hatte er Gelegenheit, alle auf diesen Unterricht bezüglichen Lehrbücher, Lehrmittel und anderweitigen Lehrbehelfe, wie sie von den verschiedenen Staaten ausgestellt worden waren, kennen und würdigen zu lernen, wobei ihm die Kenntnis der italienischen, französischen, englischen und einer slavischen Sprache besonders förderlich war. Nach Ablauf der Ausstellung erschien sein Bericht: „Der Unterricht in der Geschichte“ (Theilbericht der Gruppe XXVI), Wien 1873. In ihm war dargelegt, wie dieser Unterrichtszweig in den Unionsstaaten Nordamerikas, in Belgien, Deutschland, Frankreich, Italien, in den Niederlanden, in der öster.-ungarischen Monarchie, in Portugal, Russland, Schweden, Spanien und der Schweiz betrieben wird, wobei die in den verschiedenen Kategorien der Schulen verwendeten Lehr- und Hilfsbücher, Karten und Lehrmittel eingehend gewürdigt wurden. Durch diesen Bericht erwarb sich Hannak die Anerkennung des Handelsministeriums, welche zuerst (October 1875) in der Zusendung eines Diploms, dann (October 1878) noch in einem anerkennenden Decrete zum Ausdrucke kam. — Gleichzeitig mit den Arbeiten für die Weltausstellung war Hannak damit beschäftigt, im Auftrage des Unterrichtsministeriums (vom Mai 1873) eine Revision des geschichtlichen Stoffes in den deutschen Volksschul-Lesebüchern des k. k. Schulbücherverlages vorzunehmen. Er leistete diesem Auftrage in ausführlicher Weise Folge und erhielt den „Dank“ des Ministeriums für seine Mühewaltung durch ein besonderes Decret (vom Jänner 1874) ausgesprochen.

Inzwischen hatte Hannak Wien verlassen und ein neues Amt in Wiener-Neustadt angetreten. Das Land Niederösterreich hatte nämlich im Jahre 1872 beschlossen, zwei Proseminare (eines in Neustadt und eines in St. Pölten) zu errichten, und der Schulreferent im Landesausschusse, Professor Ed. Sueß, nahm in gewohnter Energie zunächst die Gründung des Wr.-Neustädter Proseminars in Aussicht, damit es zur Feier des 25jährigen Jubiläums des Regierungsantrittes Sr. Majestät des Kaisers eröffnet werden könnte. Als Leiter dieser neuen Anstalt wurde Hannak ausersehen. Er zögerte anfangs mit dem Entschlusse, Wien zu verlassen, aber die Rücksicht auf seine Gesundheit und auf seine Familie gab schließlich den Ausschlag. Er hatte nämlich schon im Herbst 1869 sich mit einer Landsmännin, der Tochter eines Forstmeisters auf den Gütern des Erzherzogs Albrecht in Saybusch (West-Galizien), vermählt, und das erste Kind dieser Ehe hatte gleichzeitig mit

dem Vater ein schweres typhöses Fieber überstanden. In Wr.-Neustadt erhoffte Hannak eine geringere Belastung mit Arbeiten und eine Stärkung der Gesundheit für sich und die Seinigen. Mit schwerem Herzen verließ er Wien und kam Ende September 1873 nach Wr.-Neustadt. Es war keine geringe Aufgabe, die seiner hier harrte. Zunächst mussten die Räume hergestellt und eingerichtet und die nöthigen Lehrbehelfe beschafft werden. Da im October noch an dem Baue der Anstalt gearbeitet wurde, so konnte Hannak nur mit großer Anstrengung es dahin bringen, dass im November wenigstens einige Zimmer fertig gestellt und eingerichtet wurden. Dann galt es, die nothwendigen Lehrkräfte zu gewinnen. Das Vertrauen des Referenten im Landesausschusse, Herrn Professors Sueß, der ihm alle erforderlichen Mittel zur Verfügung stellte, ermöglichten es Hannak, schon am 11. November in dem unfertigen Hause mit dem Unterrichte zu beginnen und, nachdem mit Zuhilfenahme der Nacht das Haus in seinen wesentlichsten Theilen vollendet war, konnte die feierliche Eröffnung der Anstalt am 30. November, 2 Tage vor dem Regierungsjubiläum des Kaisers, stattfinden. Zu derselben hatte Hannak im Auftrage des niederösterr. Landesausschusses alle Honoratioren der Stadt geladen. Von Wien erschienen der Unterrichsminister Stremayer, der Landmarschall Abt Helferstorfer, der Statthalter von Niederösterreich Baron Konrad, die Referenten im Unterrichts-Ministerium und Landesschulrathe, sowie eine große Zahl von Landtagsabgeordneten Niederösterreichs. Doch war noch längere Zeit erforderlich, bis die Anstalt ausgestaltet wurde. Was zunächst den Lehrplan betraf, so machte Hannak die Erfahrung, die jeder Schulmann, der etwas Neues schaffen will, in Österreich machen muss. Da das Proseminar eine Art Mittelschule für Lehrer bilden sollte, so erschien es zweckentsprechend, für dessen 3jährigen Curs einen besonderen Lehrplan zu entwerfen. Deshalb wurde auch vom Lehrkörper der Anstalt unter der Leitung des Directors ein solcher zusammengestellt und mit eingehender Motivierung an den Landesausschuss (8. Februar 1874) eingesandt. Doch schon vom 25. Februar datierte der Bescheid des niederösterr. Landesschulrathes, dass derselbe nicht einmal provisorisch eingeführt werden dürfe, sondern dass die Lehrpläne der beim Ministerium vorgesehenen Vorbereitungsclasse und der I. und II. Classe der Lehrerbildungsanstalten für das Proseminar als Norm zu gelten haben. Eine Erweiterung erfuhr der officielle Lehrplan dadurch, dass dem Proseminar eine Feldfläche von circa 5 Joch zur Anlage eines Schulgartens zugewiesen und infolge dessen der Unterricht in der Bodencultur schon im 1. Jahrgange eingeführt wurde. Hannak ließ es sich besonders angelegen sein, für diese Seite der Bildung

seiner Zöglinge die günstigsten Vorbedingungen zu schaffen. Das Verständnis hiefür hatte er sich schon früher erworben. Schon in der Mittelschule brachte er häufig die Ferien auf dem Lande bei Ökonomen zu und gewann Interesse und Verständnis für den Feldbau. Sein Schwiegervater war nicht bloß ein vorzüglicher Forstwirt, sondern hatte auch die erzherzoglichen Gärten und Treibhäuser unter seiner Aufsicht. Aus dem mehrjährigen Verkehre mit ihm schöpfte Hannak vielerlei Kenntnisse in Bezug auf Bäume und Sträucher, Garten- und Obstbau. Deshalb gieng er auch mit großem Eifer an die Einrichtung des Schulgartens. Er erbat und erhielt von der erzherzoglichen Direction in Saybusch, von dem Fürsten Kinsky, in dessen Hause er Privatunterricht ertheilt hatte, und von der k. k. Landwirtschafts-Gesellschaft in Wien viele Hunderte von Wildlingen und veredelten Obstbäumchen, von Weinreben, Zierbäumen und Ziersträuchern, und von Seite des Handels- und Ackerbauministeriums eine aus der Weltausstellung stammende reiche Collection von Samengattungen der verschiedensten Länder. Da auch der hohe Landtag für Umzäunung, Canalisierung und den Bau einer Gartenwohnung einen namhaften Betrag bewilligte, so konnte der Director schon im Herbste 1874, gelegentlich einer landwirtschaftlichen Ausstellung in Wr.-Neustadt, mit einiger Befriedigung dem Vertreter des Ackerbauministeriums, Baron Hohenbruck, den reich ausgestatteten und in der Hauptsache vollendeten Schulgarten zeigen. Damit der Garten nicht bloß zur Erläuterung der theoretischen Unterweisung in den landwirtschaftlichen Disciplinen, sondern auch der Praxis diene, traf Hannak die Anordnung, dass jeder Schüler eine kleine Parzelle zugewiesen erhielt, welche er bearbeitete und mit Nutzpflanzen besetzte. Was so eifrig begonnen wurde, fand in den folgenden Jahren eine gedeihliche Entwicklung, als Hannak in Professor Eichert einen sachverständigen Leiter des Unterrichtes und der Praxis in der Landwirtschaft und der mit ihr verwandten Zweige erhielt. Es bildete demnach gewiss die intensive Pflege des landwirtschaftlichen Unterrichtes einen Vorzug der Wr.-Neustädter vor vielen anderen Lehrerbildungsanstalten.

Um sich Erfahrungen auf dem Gebiete der Lehrerbildung zu sammeln, erhielt Hannak von dem niederösterr. Landesausschusse im Sommer 1874 ein Reisestipendium. Infolge dessen besuchte er zahlreiche Lehrerseminare in Süd- und Norddeutschland. Zunächst kam er nach Altdorf (in Bayern), dann hielt er sich in Nürtingen und Eßlingen (im Württembergischen) auf, besuchte dann die Seminare in Karlsruhe, Straßburg, Neuwied, Halberstadt, Weißenfels, Eisenach, Gotha und Weimar, Friedrichstadt-Dresden und Berlin. Überall hatte er Gelegenheit, dem Unterrichte beizu-

wohnen oder, wo kein solcher stattfand, mit den Lehrern, Inspectoren und Directoren in persönlichen Verkehr zu treten. Unter ihnen seien insbesondere Pfisterer in Esslingen, Lutz in Karlsruhe, Förster in Straßburg, Kehr in Halberstadt, der greise Hentschel in Weißenfels, Eberhardt in Eisenach, Zeyß und Burdach in Gotha, Ranitzsch in Weimar, Kokel in Friedrichstadt-Dresden und Schultze in Berlin hervorgehoben. In Eisenach wohnte er auch einem Lehrerexamen bei, das Oberschulrath Dr. Lauckhard leitete. Weil Hannak als Reisegenossen den Turnlehrer Möbius hatte, der vom Landesausschusse auch ein Reisestipendium erhielt, um den Turnbetrieb und die Einrichtungen der Schule in Bezug auf Hygiene kennen zu lernen, so wandte Hannak auch dieser Aufgabe seine Aufmerksamkeit zu und beobachtete den Turnunterricht in Stuttgart (Jäger), Karlsruhe (Maul), Darmstadt, Leipzig (Lion) und Dresden (Kloß). Über die gewonnenen Erfahrungen erstattete er einen ausführlichen Bericht an den niederösterr. Landesausschuss.

Das Feld seiner Thätigkeit wurde wesentlich erweitert, als das Proseminar vom Schuljahr 1875/76 angefangen successive zu einer vollständigen Lehrerbildungsanstalt mit 4 Classen und einer Vorbereitungsclasse (Lehrerseminar genannt) erweitert und mit einer 4classigen Übungsschule verbunden wurde. Damit erwuchs für Hannak die Pflicht, die pädagogischen Fächer theoretisch zu lehren und die Schulpraxis der Zöglinge zu organisieren und zu leiten. Hierbei unterstützten ihn die Erfahrungen, die er sich auf seiner Studienreise und in seiner Thätigkeit als k. k. Bezirksschulinspector des Bezirkes Stadt Wr.-Neustadt erworben hatte. Mit Rücksicht darauf, dass die praktische Ausbildung der Zöglinge von höchster Bedeutung für ihre Verwendbarkeit ist, wandte Hannak dieser Seite der Bildung ganz besondere Aufmerksamkeit zu und führte Einrichtungen ein (wie sie an den staatlichen Anstalten nicht bestehen), die darauf abzielten, den Zöglingen von Wr.-Neustadt eine größere Übung und Sicherheit im praktischen Schuldienst zu verschaffen. Zunächst erbat er vom niederösterr. Landesausschuss kleinere Beträge, um mit den Zöglingen der letzten Jahre Ausflüge in die Umgebung zu unternehmen, auf welchen die verschiedenartig organisierten Schulen in den Ortschaften des Landbezirkes Wr.-Neustadt (Weikersdorf, Landegg, Ebenfurth, Pottendorf, Eggendorf, Zillingsdorf ꝛc.) besucht wurden. Die Zöglinge waren verhalten, dem Unterrichte anzuwohnen und über die gemachten Erfahrungen in einer folgenden Conferenz zu berichten. Als es ferner galt, die Lehrübungen im letzten Jahrgange einzurichten, da trachtete Hannak darnach, die Vortheile, welche die Seminar-

praxis in Norddeutschland und speciell die der Stoy-Zillerschen Schule auszeichnen, mit der durch das österreichische Statut vorgezeichneten Art der praktischen Ausbildung der Zöglinge zu verknüpfen. Es wurden die Lehrstunden der Zöglinge des 4. Jahrganges am Vormittage auf die Zeit von 10—12 Uhr verlegt, während sie die Zeit von 8—10 Uhr in den 4 Classen der Übungsschule zu verweilen und den Unterricht daselbst zu verfolgen oder an ihm direct theilzunehmen hatten. Zu diesem Zwecke waren alle Zöglinge in 4 Gruppen getheilt, und jede Gruppe verweilte in jedem Semester circa 5 Wochen in einer und derselben Classe, so dass jeder Zögling Gelegenheit hatte, circa 10 Wochen lang in jeder der 4 Classen den Unterrichtsbetrieb im Einzelnen kennen zu lernen. Einer der Zöglinge war immer abwechselnd der Classenhelfer, dem während der 2 Stunden die Aufgabe des Classenlehrers zufiel. In diese Zeit fielen auch die Lehrversuche (unter Aufsicht der Übungsschullehrer) wöchentlich 3 in jeder Classe und die 2 in dem Statut vorgesehenen Probelectionen unter Intervention des Directors und des Fachmethodikers. Wie viel die Zöglinge durch diese fortwährende Anwesenheit beim Unterrichte und durch die vielen Lehrversuche (im Jahre circa 120) für ihre praktische Durchbildung gewannen, liegt auf der Hand; aber auch die Übungsschule wurde durch diese Einrichtung günstig beeinflusst, indem die Prakticanten, jederzeit dem Gange und der Methode des Unterrichtes folgend, ihre Lehrversuche genau in den Lehrgang der Classe einfügen und den ihnen bekannten Kindern anpassen konnten. Weil die Wr.-Neustädter Zöglinge im öffentlichen Schuldienste infolge dieser intensiven praktischen Ausbildung sich bewährten, wurden sie von den Bezirksschulinspectoren für ihre Bezirke viel begehrt. Als nach Hannak ein anderer Director an das Wr.-Neustädter Seminar kam, schaffte er die von seinem Vorgänger eingeführte und auf Grund seines Promemorias vom niederösterr. Landes-Schulrathe vom 24. October und 21. December 1877 gestattete Einrichtung ab und beschränkte die Schulpraxis auf die im Statut vorgesehenen 3 Lehrversuche und 2 Probelectionen.

Eine andere Seite der Ausbildung, auf welche Hannak besonderes Gewicht legte, war die in der Musik. Der Landesausschuss hatte für diesen Zweck auf Antrag des Directors 2 Orgeln, 4 Claviere, 30 Violinen, 8 Violen, 4 Celli und 3 Contrabässe angeschafft. Sämmtliche Zöglinge mussten am Violinspiel theilnehmen. Je nach ihrer Fähigkeit wurden sie in mehrere Gruppen eingetheilt. Diejenigen, die ohne besondere Vorkenntnisse kamen und in 2 Gruppen gegliedert waren, und die ein Jahr schon an der Anstalt Unterricht genossen oder einige Vorkenntnisse mitgebracht hatten, gleichfalls in 2 Gruppen gesondert, hatten wöchentlich 2 Stunden Unterricht. Dagegen bildeten die übrigen, welche

schon größere Fortschritte gemacht hatten, je nach Bedarf in 3 oder 4 Gruppen getheilt, die Oberstufe, von der jede Gruppe 1 Stunde Sonderunterricht erhielt und 1 Stunde an den Orchesterübungen, die am Samstag abends stattfanden, sich betheiligte. Außerdem wurde den Zöglingen des 1., 2., 3. und 4. Jahrganges, die sich hiezu freiwillig meldeten, Unterricht im Clavier- und Orgelspiele ertheilt, wobei sie wieder in Gruppen gegliedert wurden. Da sie durch 4 Jahre diesen Unterricht genießen konnten, so brachten es selbst die Anfänger dazu, dass sie zur Stelle eines Organisten vollkommen geeignet erschienen. Es meldeten sich auch genug Zöglinge freiwillig zu diesem Unterrichte, so dass ein Zwang überflüssig erschien. Neben der Schule fanden die Zöglinge auch noch in der Kirche Gelegenheit zur weitern Übung und Ausbildung. Der Musiklehrer Anton Huebmer war zugleich Chorregent und verwendete die Zöglinge bei den musikalischen Aufführungen in der Kirche, so dass sie speciell in der Kirchenmusik sich Erfahrungen sammelten. Außerdem bestand in Wr.-Neustadt ein Orchester-Verein, der einmal in der Woche abends musikalische Übungen vornahm, an denen sich Mitglieder aus den besten Kreisen der Stadt betheiligten. Der k. k. niederösterreichische Landesschulrath gestattete, dass die Zöglinge des Seminars an diesen Übungen theilnehmen durften. Auf diese Weise übten sich die am weitesten vorgeschrittenen Zöglinge in der Kammermusik und genossen im Verkehre mit gebildeten Männern eine anregende Unterhaltung. Die intensive Pflege der Musik am Seminar wurde in Wr.-Neustadt allgemein bekannt. Insbesondere wurden die Orchesterübungen der Zöglinge am Samstag häufig von Kennern und Freunden der Musik besucht. Auch die vorgesetzten Behörden erkannten die Leistungen der Anstalt in der Musik an, und als der k. k. Landesschulinspector Dr. G. Ullrich, der das Seminar wiederholt inspiciert hatte, in das Ministerium versetzt wurde, forderte er von Hannak einen Bericht über die Art und Weise des Musikunterrichtes in Wr.-Neustadt, um ihn bei der Organisation dieses Unterrichtszweiges an den stattlichen Lehrerbildungsanstalten zu verwerten. Hannaks verdienstvolles Wirken auf dem Gebiete der Lehrerbildung fand auch seitens der maßgebenden Factoren die vollste Berücksichtigung. Der niederösterreichische Landesausschuss sprach ihm mit Decret vom 30. November 1878 die Anerkennung des niederösterreichischen Landtages aus und fügte seinerseits den anerkennenden Dank für die höchst eifrige und erfolgreiche ausgezeichnete Mühewaltung bei, und auch der k. k. niederösterreichische Landesschulrath ließ ihm mit Decret vom 26. Mai 1880 „für die umsichtige und ersprießliche Leitung des Landes-Lehrerseminars“ die Anerkennung zutheil werden.

Außer der Organisation und Leitung des Seminars suchte Hannak auch noch in anderer Weise für das Volksschulwesen im allgemeinen zu wirken. Gleich im ersten Jahre seiner Amtsthätigkeit hielt er auf Anregung des Vereines für Erziehung und Volksbildung Abendvorträge über Geschichte, denen nicht bloß die Lehrer der Volks- und Bürgerschulen, sondern auch andere Männer der gebildeten Berufsclassen anwohnten; auch sonst hielt er in den Versammlungen dieses Vereines Vorträge über historische und pädagogisch-didaktische Themen. Als Anerkennung für diese Förderung des Vereines wurde er zu dessen Ehrenmitgliede ernannt. Ebenso suchte er in den Bezirks-Lehrerconferenzen des Landbezirkes Wr.-Neustadt durch Vorträge über Methodik, Lehr- und Hilfsmittel einzelner Unterrichtszweige zur Fortbildung der Lehrerschaft und zur Hebung des Unterrichtes in diesem Bezirke beizutragen, wofür ihm wiederholt der Dank und die Anerkennung des Landbezirks-Schulrathes Wr.-Neustadt und mit Erlass vom 30. Juni 1875 auch die Anerkennung des k. k. niederösterreichischen Landesschulrathes ausgesprochen wurde.

Seine wichtigste Thätigkeit außerhalb des Amtes war die Inspection der Volks-, Bürger- und gewerblichen Vorbereitungs-Schulen des Stadtbezirkes Wr.-Neustadt, zu dem damals auch Felixdorf gehörte. Durch Erlass des Unterrichts-Ministeriums vom 10. November 1875 und vom 11. October 1878 zum k. k. Bezirks-Schulinspector für diesen Bezirk ernannt, bemühte er sich durch Abhaltung von Local- und Bezirks-Lehrerconferenzen, durch Rathschläge an Einzelne und an die Gesammtheit, durch Vorträge und durch genaue Würdigung der Leistungen der einzelnen Individuen für die Förderung der ihm unterstehenden Lehrerschaft und für die Hebung des Volksschulwesens seines Wirkungskreises zu sorgen. Den Lohn und die Anerkennung für diese seine Thätigkeit fand er in der Achtung und Anhänglichkeit der Lehrerschaft seines Bezirkes, welche sie ihm bei wiederholten Gelegenheiten, am lebhaftesten bei seinem Scheiden von diesem Amte, zum Ausdrucke brachte. Aber auch äußerlich traten die Erfolge seines Wirkens als Bezirks-Schulinspector zutage. Gestützt auf die Sympathie der Bevölkerung Wr.-Neustadts, die sich durch die wiederholte Wahl zum Gemeinderathe bekundete, trug Hannak nicht wenig dazu bei, dass der Gemeinderath und Bürgermeister der Stadt dem Volksschulwesen ihre warme Fürsorge zuwandten, und dass unter seinem Inspectorate mit nicht geringen Kosten eine Vermehrung und Vergrößerung der Schulen in der Stadt und in Felixdorf eintrat: zu den zwei bestehenden Volks- und Bürgerschulen wurden eine 2classige und eine 3 Classen umfassende Volksschule in der Stadt errichtet und die 2classige Volksschule in Felixdorf zu einer 3classigen erweitert.

Trotz der vielseitigen praktischen Thätigkeit fand Hannak, freilich häufig mit Herbeiziehung der Nacht, Zeit, seine literarische Thätigkeit fortzusetzen. Hauptsächlich nahm ihn die Fortführung der Lehrbücher der Geschichte in Anspruch. Es erschienen die Lehrbücher der Geschichte für die Oberclassen der Mittelschulen successive in kurzen Intervallen, die Geschichte des Alterthums (Wien 1877), des Mittelalters (1879) und der Neuzeit (1881). In ihnen suchte der Verfasser nicht bloß den pädagogisch-didaktischen Forderungen Rechnung zu tragen, sondern auch die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung zu verwerten, weshalb ihre Ausarbeitung intensive Studien erforderte. Namentlich glaubte Hannak alle wichtigen Quellenschriften und Hilfswerke aufnehmen zu sollen. Aber die Unterrichtsbehörden bekämpften die Beibringung dieses wissenschaftlichen Apparates und gestatteten nur spärliche Hinweise, so dass ein großer Theil der aufgewandten Mühe vergeblich war. In solcher Beschränkung erhielten die Lehrtexte die behördliche Approbation und fanden in den Mittelschulen Eingang, wovon der Umstand Zeugnis gibt, dass sie gegenwärtig in 4. Aufl. verwendet werden. — An einer Lehrerbildungsanstalt thätig, fühlte Hannak das Bedürfnis, für solche Anstalten Lehrbücher der Geschichte zu schaffen. Es erschienen deshalb in den Jahren 1879 und 1880 seine Lehrbücher der Geschichte des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit für Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten und zum Selbstunterrichte. Den letzten Zusatz fügte Hannak mit gutem Grunde bei, denn neben dem Texte, der den Bedürfnissen der Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten angepasst wurde (also z. B. in der stark betonten Culturgeschichte auch der Entwicklung des Schulwesens besonders gedenkt), wurde eine Fülle methodischer Behelfe und Hinweise auf Schriften, aus denen der Lehrer weitere Belehrung über Stoff und Methode schöpfen kann, in die Anmerkungen aufgenommen. So wurden daselbst die bedeutenderen historischen Handbücher, die in deutscher Ausgabe erschienenen Quellenwerke, dann Landkarten, Abbildungen, aber auch historische Romane und Gedichte für die Hand des Lehrers und die für die Jugend lesbaren historischen Erzählungen mit großer Sorgfalt angeführt. Auch enthielt die Vorrede zum Lehrbuch „Weltgeschichte des Alterthums" eine Rechtfertigung über die Anlage der Lehrtexte und eine Anweisung zum Gebrauche derselben. Ihre behördliche Approbation verschaffte ihnen Eingang in vielen Anstalten, und sie erschienen innerhalb weniger Jahre in 3 Auflagen. Als jedoch durch die Ministerial-Verordnung vom 31. Juli 1886 der Lehrplan der Lehrerbildungs-Anstalten verändert und der Geschichtsunterricht beschränkt wurde, sah sich Hannak gezwungen, in 4. Auflage (1888) die 3 Bücher

auf 2 zu reducieren und alle methodischen Weisungen hinwegzulassen. Dadurch fiel das Wertvollste weg, wodurch sich diese Lehrtexte vor den an Mittelschulen gebräuchlichen auszeichneten, und der Erfolg einer mühevollen und von Schulmännern des In- und Auslandes anerkannten Arbeit gieng ganz verloren. Eine andere literarische Arbeit war die Redaction der Jahresberichte des Seminars. Ihr Wert lag in den Abhandlungen, mit welchen sie eröffnet wurden. Für diesen Zweck wusste Hannak die Mitglieder seines Lehrkörpers zu zeitgemäßen und interessanten Arbeiten anzuregen und schrieb selbst im ersten Jahresberichte (1874) über „Die Lehrerbildung und das Proseminar" und im Jahre 1879 zum silbernen Hochzeitsfeste Sr. Majestät über „Die Reformbewegung auf dem Gebiete des österreichischen Volksschulwesens während des Jahres 1848". — Außerdem verfasste er endlich noch Gutachten über mehrere historische und geographische Werke im Auftrage des Unterrichts-Ministeriums und einzelne Recensionen wissenschaftlicher Werke für die österreichische Gymnasial- eitschrift.

Die angestrengte Thätigkeit in seinem Berufe wurde durch die Ferien unterbrochen, in welchen er, um den Körper zu stärken und den Geist zu erfrischen, bald größere, bald kleinere Reisen unternahm. Schon während seines Aufenthaltes in Wien hatte er die Ferien zu größeren Touren in den österreichischen Alpen und in Oberbayern benutzt. Von Neustadt aus erstreckten sich seine Reisen auch bis Oberitalien und in die Schweiz. Er kam bis Venedig einer-, bis Genua und Turin andererseits und lernte die wichtigsten Pässe (Brenner, Stilfserjoch, Furka, Simplon, Mont Cenis) aus eigener Anschauung kennen.

Im April des Jahres 1879 wurde das Fest der silbernen Hochzeit Sr. Majestät des Kaisers auch in den Schulen Neustadts begangen, wobei Hannak als Bezirks-Schulinspector durch einen im Freien gehaltenen Festvortrag mitwirkte. Im nächsten Monate desselben Jahres begieng der Verein zur Erziehung und Volksbildung ein Fest zur Feier des 10jährigen Bestandes der neuen Volksschulgesetze, an welchem sich die Lehrkörper der Volks-, Bürger- und Mittelschulen, sowie zahlreiche Honoratioren der Stadt betheiligten. Bei dieser Gelegenheit hielt Hannak die Festrede. Mit welchem Stolze konnte er auf die Vergangenheit und die gedeihliche Entwicklung des Volksschulwesens verweisen, und wie vertrauensvoll blickten damals alle Freunde des Fortschrittes der Zukunft entgegen. Doch bald darnach kam das Ministerium Taaffe, und mit diesem die Reaction und der Zersetzungsprocess des Staates. Dieser herrschenden Stimmung gegenüber brachte Neustadts Bevölkerung im nächsten Jahre 1880 ihre fortschrittliche Gesinnung

deutlich zum Ausdrucke, indem sie eine öffentliche Feier zur Erinnerung an die vor 100 Jahren erfolgte Thronbesteigung des um das Deutschthum und die Freiheit hochverdienten Menschenfreundes, des Kaisers Josef II., begieng und ein Bild dieses edlen Fürsten im Stadtpark aufstellte. Hannak fiel die ehrenvolle Aufgabe zu, bei dieser Gelegenheit in einer Festrede die Verdienste Kaiser Josefs zu würdigen. Einige Monate darnach begrüßte Wr.-Neustadt in seinen Mauern den Urgroßneffen Josefs II., unsern gegenwärtigen Kaiser, der mit seiner Gemahlin und den meisten Erzherzogen seines Hauses gekommen war, um eine Centenarfeier der Wr.-Neustädter Akademie mit seiner Gegenwart zu verherrlichen. Ganz Neustadt und insbesondere die Schulen nahmen an der feierlichen Begrüßung des geliebten Landesvaters den regsten Antheil.

Das folgende Schuljahr 1880/81 war das letzte, das Hannak in Wr.-Neustadt zubrachte. Schon im Sommer wurden durch den Gemeinderath Dr. Hoffer mit ihm Verhandlungen eröffnet, die zu seiner Berufung an das Wiener Lehrerpädagogium als Nachfolger des Directors Dr. Fr. Dittes führten. Die Abschiedsfeier, die Hannak zu Ehren von dem Lehrkörper des Seminars veranstaltet wurde, und an der auch die Professoren der Mittelschulen und die Lehrer der Volksschulen, sowie die Honoratioren der Stadt sich betheiligten, zeigte ihm, welcher Sympathien er sich in allen Kreisen erfreute. Sie erschwerte ihm das Scheiden von einer Thätigkeit, in welcher er erfolgreich gewirkt und sich die Zufriedenheit der maßgebenden Factoren erworben hatte. Diese fand ihren Ausdruck in dem Decrete vom 15. September 1881, durch welches ihn der niederösterreichische Landesausschuss seines Dienstes enthob. Darin sprach derselbe ihm „bei dem Bedauern über sein Scheiden für die langjährige, mit vollendeter Umsicht und Sicherheit geführte musterhafte Leitung der Anstalt, sowohl mit Rücksicht auf die tüchtige Führung des Lehrkörpers als auch auf die mit den Zöglingen des Lehrerseminars erzielten, äußerst günstigen Unterrichtserfolge, die treffliche Entwicklung der Übungsschule und prompte Besorgung der administrativen Geschäfte seine vollste Anerkennung und seinen Dank aus."

P ä d a g o g i u m i n W i e n. Mit Bangen übernahm Hannak die Leitung des Pädagogiums; denn groß und schwer war die Aufgabe, die seiner daselbst harrte. Er übernahm die Anstalt in voller Auflösung. Der frühere Director hatte sich von seiner Lehrthätigkeit zuletzt ganz zurückgezogen; die wichtigsten Fächer, die pädagogischen Disciplinen und das Deutsche, lagen in den Händen eines wenig erfahrenen Supplenten; die Methodik und die praktischen Übungen waren den Directoren der beiden Übungsschulen überlassen. Deshalb hatte der Gemeinderath die

Aufhebung der Anstalt ins Auge gefasst, die bisher alljährlich eingestellten Beträge für Stipendien und Excursionen der Zöglinge gestrichen und selbst Räumlichkeiten des Pädagogiums an die staatliche Kunstgewerbeschule vermietet. Als darnach der Gemeinderath auf Anregung des Gemeinderathes und Directors des Schottengymnasiums, Bernhard Frieb, die Aufrechthaltung des Pädagogiums beschloss, wurde eine Reorganisation der Anstalt als nothwendig anerkannt und eine Enquête von Gemeinderäthen einberufen, welche Experte einvernahmen und Vorschläge zur Reorganisation erstatten sollten. Sie in Angriff zu nehmen, war die nächste Aufgabe Hannaks. Schon am 17. September erstattete derselbe Vorschläge, in welchen Richtungen sich die Reform des Pädagogiums zu bewegen haben werde, und wie im neuen Schuljahre 1881/82 provisorisch ein Übergang zu der vollständigen Reform zu bewerkstelligen sei. Seine Vorschläge wurden vom k. k. niederösterreichischen Landesschulrathe genehmigt, und schon am 12. October konnte das neue Schuljahr eröffnet werden. Da die Einrichtung und der Lehrplan der Anstalt umgestaltet, neue Lehrkräfte gewonnen und namentlich für die Methodik der einzelnen Fächer die Lehrkräfte der Übungsschulen herangezogen werden mussten, so verdient die Thatkraft Hannaks alle Anerkennung, mit der es ihm gelang, in wenigen Wochen einen so durchgreifenden Umgestaltungsprocess durchzuführen. Zur definitiven Reorganisation erstattete Hannak mit Berücksichtigung des Gutachtens der Experten einen ausführlichen Bericht, in welchem er seine Vorschläge eingehend motivierte und einen unter seiner Mitwirkung von den Professoren der Anstalt verfassten detaillierten Lehrplan unterbreitete. Auf Grund dieses Berichtes wurde die Reorganisation der Anstalt durch die Enquête beschlossen und zufolge Beschlusses des Gemeinderathes vom 25. Juli 1882 nach Genehmigung des Ministeriums durch Erlass vom 21. September 1882 auch durchgeführt. Die hauptsächlichsten Veränderungen*) bestanden darin, dass der Lehrcurs am Pädagogium von 3 auf 4 Jahre verlängert und in einen methodischen und wissenschaftlichen Curs mit je 2 Jahrgängen gegliedert wurde. Im methodischen Curs lehren die Übungsschullehrer die Theorie der Methodik und halten Musterlectionen, denen sich die Probelectionen der Hörer und Hörerinnen anschließen. Der Director lehrt die theoretische Pädagogik und leitet die pädagogischen Conferenzen, in welchen die Muster- und Probelectionen besprochen und kritisiert werden. Der wissenschaftliche Curs umfasst gleichfalls 2 Jahre

---

*) Vergl. den Motivenbericht vom Jahre 1882 im Selbstverlage des Magistrates und den Vortrag Hannaks in der pädagogischen Gesellschaft (Jahrbuch der pädag. Gesellschaft vom Jahre 1883).

und gliedert sich nach den 3 Gruppen, welche zur Lehrbefähigungsprüfung für Bürgerschulen vorgezeichnet sind. Erwägt man, dass durch diese Reorganisation der Hörerschaft zugemuthet wurde, längere Zeit ihrer Fortbildung zu widmen, dass die Stipendien in der Höhe von 3000 fl., welche gewiss ein berechtigtes Förderungsmittel des Besuches bildeten, ebensowie die Beiträge zu den Excursionen (600 fl. jährlich) wegfielen, und dass einerseits durch den Rücktritt des bei der Lehrerschaft beliebten Dr. Dittes, andererseits durch die Angriffe der Presse und durch die Agitationen zur Aufhebung der Anstalt das Ansehen des Pädagogiums stark erschüttert war, so muss es als Beweis von ebenso großer Einsicht als Energie Hannaks bezeichnet werden, dass er das Pädagogium glücklich in neue Bahnen lenkte und das Interesse der Lehrerschaft für dasselbe gewann und erhielt. Nicht zum geringen Theil liegt wohl der Grund zu dieser Erscheinung darin, dass Hannak es verstand, die Anstalt organisch an die bestehende Lehrerbildung anzuschließen, und dass er, sowie der gesammte Lehrkörper, alle Kraft daransetzten, der Hörerschaft gediegenen Wissensstoff in anregender Form zu bieten. So kam es, dass die Frequenz des Pädagogiums gegenüber den früheren Jahren nicht nur nicht ab-, sondern sogar zunahm. Die Pädagogiums-Commission fühlte sich hiedurch bewogen, durch den Bürgermeister mittelst Decret vom 14. Jänner 1885 Hannak „für die umsichtige, die Zwecke der Anstalt fördernde Leitung den Dank auszusprechen."

Um so auffälliger war es, dass im Herbste desselben Jahres 1885 im Gemeinderathe der Antrag auf Aufhebung des Pädagogiums gestellt wurde. Damit begannen die Umtriebe gegen die Anstalt sowohl innerhalb, als außerhalb des Gemeinderathes, und sowohl die Presse, als auch die Kanzel wurden gegen sie und ihren Leiter in Bewegung gesetzt. Hannak musste mit Wort und Schrift für seine Anstalt eintreten und die unberechtigten Vorwürfe und Verleumdungen zurückweisen. Unterstützt von der Wiener Lehrerschaft, die in ihren Vereinen und Pressorganen für die Erhaltung des Pädagogiums eintrat, gelang es ihm, freilich erst nach mehr als 2 Jahren, den Gemeinderath Wiens für das Pädagogium zu gewinnen. Auf Grund eines Referates des damaligen Gemeinderathes Dr. Grübl, in welchem die Motive, die Hannak in einem Berichte zu Gunsten der Erhaltung der Anstalt geltend machte, aufgenommen sind, *) beschloss der Gemeinderath am 21. Juni 1888 den Bestand des Pädagogiums zu sichern, sein Ansehen zu kräftigen und zu fördern. Seitdem stieg die Frequenz der Anstalt zu ungewöhnlicher Höhe. Im Jahre 1888/89 zählte sie 390 eingeschriebene Hörer und Hörerinnen,

*) Beilage XVII zu den Gemeinderaths-Protokollen vom Jahre 1887.

und in den letzten Jahren überschritt ihre Zahl schon das vierte Hundert. Hannak war aber auch unermüdlich thätig, um für die Fortbildung der Hörerschaft am Pädagogium die günstigsten Bedingungen zu schaffen. Er vergrößerte die Bibliothek in außerordentlicher Weise, bereicherte die Lehrmittel in allen Disciplinen durch die neuesten Erzeugnisse, richtete ein Observatorium zu astronomischen Beobachtungen ein und erweiterte den bestehenden Lehrplan. Neben der astronomischen Geographie, die mit Beobachtungen am gestirnten Himmel verknüpft wurde, fand daselbst auch die Blindenpädagogik und die Schulhygiene Aufnahme. Angeregt durch die Fortschritte in der physiologischen Psychologie und durch die Verhandlungen des hygienischen Congresses, der im Herbste 1887 in Wien tagte, hielt Hannak in der pädagogischen Gesellschaft Vorträge „Über Schulhygiene“ [1]) und „Über den Einfluss der experimentellen Psychologie auf die Erziehung“ [2]) und beantragte bereits im Jahre 1888 die Errichtung einer Lehrkanzel für experimentelle Psychologie und für Hygiene. Doch die Pädagogiums-Commission leistete diesem Antrage keine Folge. Erst bis sie aufgelöst war (1892), erreichte Hannak bei dem Stadtrathe die Ermächtigung, die Schulhygiene als Gegenstand in den Lehrplan des Pädagogiums einzuführen. In jüngster Zeit (1893) wurde durch den Stadtrath einem Bedürfnisse, das die Wiener Lehrerinnen, die das Pädagogium besuchten, durch Hannak zu dessen Kenntnis brachten, dadurch abgeholfen, dass auf Hannaks Antrag an dem Pädagogium ein 2stündiger Cursus zur Fortbildung der Lehrerinnen im Turnen errichtet wurde, der sich starker Frequenz erfreut.

Indem so das Pädagogium nach allen Richtungen die Fortbildung seiner Hörerschaft erstrebt, erfreut es sich nicht bloß einer lebhaften Theilnahme der Lehrerschaft Wiens und seiner Umgebung, sondern auch aus anderen Theilen der Monarchie suchen Lehrer und Lehrerinnen daselbst sich theoretisch und praktisch fortzubilden. Namentlich wird es von den Südslaven stark frequentiert. Unter seiner Hörerschaft finden sich Lehrer und Lehrerinnen slavischer Nationalität aus Croatien, Ungarn, Bulgarien, Bosnien und der Herzegowina. Namentlich verdient hervorgehoben zu werden, dass die Landesregierung Bosniens und der Herzegowina seit dem Jahre 1890/91 Lehrer mit Stipendien ausstattet, die als ordentliche Hörer das Pädagogium besuchen. Wie weit übrigens der gute Ruf des Pädagogiums reicht, beweisen die Besuche von Schul- und Staatsmännern, die an das Pädagogium aus allen Ländern kommen. Hannak hatte während seiner Amtsthätigkeit Gelegenheit, Männer und

---

[1]) Jahrbuch der päd. Gesellschaft 1888.

[2]) Jahrbuch der päd. Gesellschaft 1892.

Frauen aus Russland, Schweden, Norwegen, Dänemark, Deutschland, Ungarn, Rumänien, Serbien, Italien und England, aber auch aus den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas, aus Chile und Brasilien zu begrüßen und mit den Einrichtungen der Anstalt vertraut zu machen.

Trotz der anstrengenden Thätigkeit am Pädagogium fand Hannak noch Zeit, auch außerhalb seines Amtes für die Fortbildung des Wiener Lehrerstandes zu wirken. Namentlich that er dies durch Vorträge, die er in verschiedenen Vereinen der Lehrer und Lehrerinnen Wiens hielt. Er sprach wiederholt in dem Verein der Lehrerinnen und Erzieherinnen, dann in den Lehrervereinen des II., III., IX. und XI. Bezirkes, in dem Verein „Volksschule", insbesondere oft in der pädagogischen Gesellschaft. (Einiges über Gemüthsbildung, Jahrbuch der Gesellschaft 1884 und 1885, der Humanist Äneas Silvius als pädagogischer Schriftsteller, Jahrbuch der Gesellschaft 1886.) Als sein Freund Dr. K. Schober, damals Director an der k. k. Lehrerinnenbildungsanstalt, den „Verein zur Förderung der Lehrerbildung" anregte (1887), fühlte sich Hannak verpflichtet, dessen Streben zu unterstützen und eröffnete die erste Versammlung dieses Vereins mit einem Vortrage über das Thema: „Sollen die Lehrerbildungsanstalten die Methode weiter bilden?" (Gedruckt in den Mittheilungen des Vereines Nr. 1, Wien 1888.) Im Jahre 1888 plante die Lehrerschaft Wiens, das 40jährige Jubiläum der Regierung Sr. Majestät des Kaisers festlich zu begehen. Auf Wunsch der Behörden unterblieb jede öffentliche Feier. Aber innerhalb der pädagogischen Gesellschaft wurde eine Feier veranstaltet, welcher auch Mitglieder des k. k. niederösterreichischen Landesschulrathes anwohnten. Einen Bestandtheil dieser Feier bildete der Festvortrag Hannaks über „Das österreichische Volksschulwesen unter Kaiser Franz Josef I." (Gedruckt im pädagogischen Jahrbuch dieser Gesellschaft 1889.) Mit dem folgenden Jahre 1889 war das zweite Decennium des Bestandes des Volksschulgesetzes abgelaufen. Hannak fand Gelegenheit, bei einer Festfeier, welche der Lehrerverein des II. Bezirkes aus diesem Anlasse in Anwesenheit mehrerer Reichsraths-Abgeordneten veranstaltete, als Festredner die Bedeutung dieses Gesetzes zu würdigen. Aber welcher Unterschied zwischen den Feiern von 1879 und 1889! Dazwischen lag das Zurückdrängen des Deutschthums und des Fortschrittes im allgemeinen seit dem Ministerium Taaffe, dann die Schulnovelle vom Jahre 1883 und die Herabsetzung der Lehrziele der Lehrerbildungsanstalten vom Jahre 1886. Statt der freudigen Zuversicht auf die gedeihliche Entwicklung des Volksschulwesens konnte der Redner nur die bange Hoffnung zum Ausdruck bringen, dass die Lehrerschaft dem Geiste des Volksschulgesetzes treu bleiben und in demselben weiter fortwirken werde. Im Jahre 1890 begieng die Wiener

Lehrerschaft die Erinnerung an den hundertsten Geburtstag Diesterwegs in festlicher Weise. Hannak sprach über diesen hervorragenden Pädagogen im Lehrervereine „Diesterweg" (der Vortrag wurde gedruckt in der Niederösterreichischen Schulzeitung 1890) und würdigte hauptsächlich dessen Verdienste um die Lehrerbildung in dem „Verein zur Förderung der Lehrerbildung" (Mittheilungen dieses Vereins Nr. 5, 1891). — Dieser Verein zählt es zu seinen Aufgaben, regelmäßige Versammlungen von Personen, die an der Lehrerbildung beschäftigt oder interessiert sind, sogenannte Seminarlehrertage, zu veranstalten. Es gelang auch, zu Pfingsten des Jahres 1891 den ersten Seminarlehrertag in Wien zu versammeln, an welchem zahlreiche Directoren, Professoren und Lehrer aus den verschiedenen Theilen Österreichs theilnahmen, und dessen Sitzungen durch die Gegenwart der Vertreter des Ministeriums, Landesausschusses und Landesschulrathes ausgezeichnet wurden. Hannak war damals Präsident des Vereines, und als solchem fiel ihm auch das Präsidium des Seminarlehrertages zu. Zugleich hatte er auch einen Vortrag übernommen, der sehr zeitgemäß war. Er behandelte „Die Überbürdungsfrage an den Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten" *) und regte eine lebhafte Debatte an. Gewiss bemerkenswert ist der Umstand, dass seitdem kein zweiter Seminarlehrertag zustande kam. Sollte nicht die Hauptschuld daran der Unbeständigkeit in der gesammten Politik und damit auch in der Unterrichtsverwaltung zuzuweisen sein?!

Die Thätigkeit Hannaks auf dem Gebiete der Bildung und Fortbildung der Lehrerschaft bewog das Unterrichts-Ministerium, ihn zum Mitgliede der Prüfungscommission für das Lehramt an Volks- und Bürgerschulen zu ernennen. Er bekleidete diese Stellung seit dem Jahre 1886 bis auf die Gegenwart. Eine andere Anerkennung seines Wirkens, die zwar nicht öffentlich erfolgte, die aber für jeden Schulmann gewiss als höchst ehrenvoll gilt, fand Hannak im October 1891. In dieser Zeit lief das 25. Jahr seiner Thätigkeit im definitiven Schuldienste ab. Die Hörer und Hörerinnen des Pädagogiums brachten ihm aus diesem Anlasse eine Ovation dar, indem sie mit schwungvoller Ansprache eines Hörers und einer Hörerin ihm einen mächtigen Lorbeerkranz und eine mit vielen Hunderten von Unterschriften bedeckte Adresse in kunstvoller Ausführung überreichten. Auch der Lehrkörper der Anstalt ehrte seinen Director durch ein Festbankett, bei dem ihm ein prachtvolles Album, mit den Photographien aller Mitglieder, mit einer Ansprache des Realschuldirectors Dr. Kauer überreicht wurde.

---

*) Gedruckt in den Mittheilungen des Vereines für Lehrerbildung Nr. 6, 1891.

Es zählen diese Erinnerungen zu den schönsten, die er in den Lebensabend, der mit dem fünfzigsten Lebensjahre sich ankündigte, herübernahm. Eine eigenthümliche Aufgabe erwuchs Hannak in den letzten Jahren. Als Mitglied des Vereines zur Erweiterung der Frauenbildung hatte er schon Ende der Achtziger-Jahre den Verhandlungen über die Errichtung eines Mädchen-Gymnasiums beigewohnt. Die Gründung einer solchen Anstalt wurde nur dadurch dem Vereine ermöglicht, dass die Commune Wien im Jahre 1891 die Lehrsäle des Pädagogiums, die nur an den Nachmittagen und Abenden benützt werden, dem Vereine überließ. Dadurch erwuchs Hannak die Pflicht, die Leitung der ersten deutschen „gymnasialen Mädchenschule" (dieser Titel wurde officiell bewilligt) zu übernehmen. So erfreulich sich diese neue zeitgemäße Anstalt entwickelt (sie hat jetzt das 4. Schuljahr abgeschlossen), so legt sie doch Hannak nicht geringe Lasten auf, weil nur anderweitig angestellte Professoren verwendet werden können und sich der Stundenplan sehr compliciert gestaltet, und weil deshalb die volle Sorgfalt des Directors erforderlich ist, um die Ordnung aufrecht zu erhalten.

Außer der praktischen Wirksamkeit der Fortbildung der Lehrerschaft, die ihm durch seine Stellung vorgezeichnet war, setzte Hannak auch in Wien seine literarische Thätigkeit fort. Zu den geschichtlichen Lehrtexten für Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten fehlte noch das über Österreichische Geschichte und Verfassung. Mit großer Freude machte sich Hannak an die Arbeit, namentlich legte er großes Gewicht auf die Culturgeschichte, weshalb er mit Herbeiziehung aller Werke über die allgemeine österreichische Geschichte und der wichtigsten Spezialwerke über Geschichte der einzelnen Kronländer culturgeschichtliche Abschnitte über Religion, politische Verhältnisse, geistige und materielle Cultur jedem Zeitraume einfügte. Noch größere Mühe machte ihm die Verfassungskunde. Er wollte dem Lehrer in seinem Lehrbuche eine vollständige Orientierung fürs politische Leben geben und behandelte daher ausführlich zunächst das Individuum mit seinen Rechten und Pflichten, wobei die Eigenberechtigung, das Versammlungsrecht und seine Bedingungen, das Steuerwesen und die Wehrpflicht eingehend besprochen wurden. Dann gieng Hannak zu den gesellschaftlichen Verbänden über und behandelte zuerst die socialen Verbände, der Familie, Kirche und Nationalität unter Hervorhebung ihrer Aufgaben und der wichtigsten gesetzlichen Bestimmungen, dann kamen die politischen Verbände, und zwar die Gemeinde, der Bezirk und das Land zur Darstellung, wobei die autonomen von den staatlichen Organen geschieden und ihre Organisation und Competenz ziemlich eingehend behandelt wurde. Den Schluss bildeten Abschnitte über die Gesammtheit der österreichischen Länder, der Länder der unga-

rischen Krone, über die österreichisch-ungarische Monarchie und zuletzt über den Kaiser. Auch in diesem Theile wurde auf die Vertretungskörper und ihre Competenz, auf die Behörden und ihren Wirkungskreis genau eingegangen. Diese eingehende Behandlung der Verfassungskunde, bei welcher Hannak sich des Rathes und der Anerkennung hervorragender Juristen versichert hatte, fand nicht den Beifall des Unterrichts-Ministeriums, und er musste seine mühsame Zusammenstellung auf das bescheidenste Maß zusammenstreichen. Ein ähnliches Opfer brachte Hannak, als er seine Lehrbücher der Geschichte für Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten auf die Hälfte reducierte, weil durch die Verordnungen des Ministeriums vom Jahre 1886 das Lehrziel der Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten in der Geschichte bedeutend herabgesetzt worden war. Zur Ergänzung seiner Lehrtexte gab Hannak in Verbindung mit Dr. Friedrich Umlauft einen historischen Schulatlas heraus, dessen erster Theil 1886 erschien und zur Erläuterung der alten Geschichte dient, während der zweite Theil, für die Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit bestimmt, im Jahre 1887 herausgegeben wurde. Beide Theile erhielten die behördliche Approbation. Daneben verursachten Hannak die neuen Auflagen der Lehrtexte für Mittelschulen viel Arbeit und Aufregung, denn er musste an ihnen Veränderungen vornehmen, die er selbst nicht billigen konnte. Als mit dem Ministerium Conrad der clericale Einfluss immer höher stieg, musste Hannak manches weglassen, was das Missfallen der clericalen Partei erregte, und als unter dem Ministerium Gautsch neue Richtungen in der Methode des Geschichtsunterrichtes und der Realien speciell für die Unterclassen der Mittelschulen ins Auge gefasst und gesetzlich normiert wurden, sah sich Hannak gezwungen, demgemäß seine Lehrbücher der alten, mittlern und neuern Geschichte und der Vaterlandskunde vollständig umzuarbeiten. Den Impuls zu dieser Reform im Gebiete des Geschichtsunterrichtes hatte Minister Gautsch offenbar durch die Maßregeln erhalten, welche der junge deutsche Kaiser Wilhelm II. schon 1889 in Preußen mit der bestimmten Absicht traf, um durch die Schule den Patriotismus in erhöhtem Maße zu pflegen und der Socialdemokratie entgegenzuarbeiten. Hannak folgte natürlich diesen Bewegungen auf dem Gebiete des Geschichtsunterrichtes mit großem Interesse. In einem Vortrage, den er im Verein zur Förderung der Lehrerbildung über „die Reform des Geschichtsunterrichtes in Preußen“ *) hielt, besprach er eingehend die Bestimmungen, die durch den deutschen Kaiser und das Staatsministerium in Bezug auf den Geschichtsunterricht in allen Kategorien von Lehranstalten getroffen wurden und die Gesichtspunkte, von denen sich

*) Gedruckt in den Mittheilungen des Vereins Nr. 7, Wien 1892.

der Kaiser leiten ließ. Desgleichen hielt Hannak in dem Vereine „Die Mittelschule“ einen Vortrag, in welchem er „die Reformbewegungen auf dem Gebiete des Geschichtsunterrichtes in Deutschland“ *) hauptsächlich mit Rücksicht auf die Mittelschule ins Auge faste, ihre Berechtigung prüfte und ganz besonders untersuchte, ob in Österreich ein Bedürfnis nach solchen Reformen bestehe. Hiebei kam er zu dem Ergebnis, dass an diesen Bewegungen der Servilismus und Dilettantismus einen großen Antheil habe, und dass sie in Österreich entweder nicht durchführbar oder unnöthig sind. Die Beschäftigung Hannaks mit den Bestrebungen, auf dem Gebiete des Geschichtsunterrichtes Reformen herbeizuführen, war nicht ohne Einfluss darauf, dass er der Aufforderung eines Verlegers Folge leistete und eine Methodik des Geschichtsunterrichtes (Wien 1891) herausgab. In ihr legte er die vieljährigen Erfahrungen in diesem Specialfache nieder und verwertete manches, was er in seinen Lehrtexten für Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten hatte hinweglassen müssen. Namentlich neu und beachtenswert ist der letzte Abschnitt dieses Büchleins, betitelt: „Der Lehrer im Dienste der Geschichtswissenschaft“ (als Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber).

Der Verkehr, in den Hannak als Director des Pädagogiums mit verschiedenen Schulmännern kam, brachte ihn auch mit Gelehrten aus den amerikanischen Unionsstaaten in Verbindung, unter denen namentlich Stanley Hall, Präsident der Clerk University in Worcester (Massachussets), einer der hervorragendsten Physiologen und Psychologen, hervorgehoben zu werden verdient. Diesem Verkehre hatte es Hannak zu danken, dass er im Jahre 1887 zum Ehrenmitgliede der „Industrial-Education-Association in New-York ernannt und eingeladen wurde, für die Sammlung der von dieser Gesellschaft herausgegebenen Monographien ein zeitgemäßes Thema zu behandeln. Infolge dessen schrieb er eine Abhandlung „über die Fortbildung der Lehrer in Österreich“, worin nicht bloß die Fortbildung der Volksschullehrer und das in seiner Art einzige Pädagogium, sondern auch die Art und Weise, in welcher die literarische Thätigkeit der Mittelschullehrer angeregt wird, besprochen wurde. Diese Arbeit wurde in Mai 1889 unter dem Titel: „The Training of Teachers in Austria“ herausgegeben und fand von Seite des Präsidenten der Gesellschaft, Rich. Murray Butler, wie auch von Seite des Übersetzers, Dr. Edg. D. Shimer, eine außerordentliche Anerkennung. Sie machte das Pädagogium und seinen Director in den Vereinigten Staaten noch mehr bekannt, und das hatte die Zusendung von Publi-

*) Gedruckt in der Zeitschrift „Österreichische Mittelschule“, VI. Jahrgang 2. Heft, Wien 1892.

cationen und den häufigeren Besuch von amerikanischen Schulmännern zur Folge. Besonders verdient erwähnt zu werden, dass der Decan der pädagogischen Facultät an der University of New-York, M. Jerome Allen, während der Ferien des Jahres 1892 Hannak in der Sommerfrische aufsuchte, um sich über das Volksschulwesen, die Lehrerbildung und das Pädagogium zu informieren, bei welcher Gelegenheit er die von ihm publicierten Werke Hannak verehrte und ihm interessante Aufschlüsse über dortige Schulverhältnisse gab.

In letzterer Zeit waren Hannaks wissenschaftliche Studien hauptsächlich der Geschichte der Pädagogik zugewandt. Er verwertete dieselben, als er im Jahre 1884 aufgefordert wurde, die vielverbreitete Geschichte der Pädagogik von Dr. K. Schmidt in 4. Auflage herauszugeben. Es sollte Dittes die Neuzeit, Hannak das Alterthum und Mittelalter umarbeiten. Hannak machte sich an die Umarbeitung des I. Bandes (Geschichte der Pädagogik des Alterthums). Da viele Partien ganz unvollständig, andere antiquiert waren, so war die Arbeit nicht gering. Es mussten die Lücken ergänzt und ganze Abschnitte auf Grund der neuesten Quellen vollständig umgearbeitet werden. Darum konnte das Werk erst im Jahre 1889 erscheinen; allerdings war sein Umfang fast auf das doppelte gewachsen und sein Inhalt durch stärkere Betonung des Historischen verbessert. Hannak hatte die Befriedigung, dass in zahlreichen Zeitschriften des In- und Auslandes seine Leistung als gediegen anerkannt wurde.

Einen weiteren Beitrag zur Geschichte der Pädagogik lieferte Hannak durch eine andere wissenschaftliche Arbeit. Als die Commune Wien zum 40jährigen Jubiläum Sr. Majestät des Kaisers ein Gedenkbuch, das die Entwicklung Wiens während dieser Regierung behandeln sollte, herauszugeben beschloss, wurde Hannak damit betraut, die Entwicklung des Schulwesens der Stadt vom Jahre 1848 bis 1888 darzustellen. Seine Arbeit erschien 1888 in dem 2. Bande des Gedenkbuches unter dem Titel: „Die Schule.“ Darin lieferte er mit Benützung zahlreicher handschriftlicher Quellen, namentlich im Consistorial-Archive, und des zerstreuten gedruckten Materials eine unfangreiche Geschichte des Krippen- und Kindergartenwesens, der Volks- und Bürgerschulen, der Lehrerbildung, der Gymnasien, der Realschulen und der niederen Gewerbeschulen Wiens und damit eine Übersicht über die Entwicklung dieser Anstalten in Österreich im allgemeinen. Seine Leistung fand in den Recensionen des Werkes vollen Beifall, und der Bürgermeister der Stadt Wien sprach ihm mit Decret vom 18. December 1888 in Würdigung des bleibenden Wertes, welchen sein Beitrag zu der von der Gemeinde herausgegebenen Denkschrift „Wien 1848—1888“

hat, die vollste Anerkennung aus. Die Arbeiten Hannaks auf dem Gebiete der Pädagogik und Didaktik fanden in Deutschland die entsprechende Würdigung, und diesem Umstande hat er es zu danken, dass er bei Constituierung der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte zu Berlin in das Curatorium gewählt wurde (1891).

Eine Anregung zu neuer Thätigkeit bot Hannak die 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien. Die Vorbereitungen hiezu wurden schon im Jahre 1892 getroffen. Der geschäftsführende Ausschuss wählte Hannak zum Obmann der pädagogischen Section, woraus ihm die Verpflichtung erwuchs, für geeignete Vorträge in dieser Section Sorge zu tragen. Zu diesem Zwecke trat er in schriftlichen Verkehr mit mehreren anerkannten Schulmännern und begab sich zu Ostern 1892 persönlich nach Berlin. Dort knüpfte er Verbindungen mit Amtsgenossen an, und da er als Curator zur ersten ordentlichen Generalversammlung der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte geladen war, nahm er auch an dieser theil. Auf diese Weise kam er in Beziehung zu Dr. K. Kehrbach, dem Gründer und ersten Schriftführer der Gesellschaft. Weil Hannak bei seinen Vorträgen über Geschichte der Pädagogik mehr als jeder andere fühlte, wie wenig über die Entwicklung des Schulwesens und der Erziehung in Österreich veröffentlicht ist, so fasste er den Plan, eine österreichische Gruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte zu gründen, um die Leistungen seines Vaterlandes auf diesem Gebiete, die keineswegs gering sind, aus der Verborgenheit ans Licht zu ziehen. Nach mancherlei Fährnissen wurde die Gruppe am 3. Mai 1894 factisch gebildet und Hannak zum ersten Schriftführer gewählt. Eine Menge von Schulmännern, Geistlichen und Archivaren trat dem Vereine bei und lieferte schon oder versprach doch Beiträge zu der Geschichte des österreichischen Schul- und Erziehungswesens zu liefern. Auch Hannak wandte seine Aufmerksamkeit diesen Bestrebungen zu und veröffentlichte im Jahre 1893 in den Mittheilungen der Berliner Gesellschaft eine Abhandlung, betitelt: „Ein Beitrag zur Erziehungsgeschichte Kaiser Maximilians I. aus dem Jahre 1466.“ Es ist dies ein im lateinischen Original und in Übersetzung mitgetheilter Brief des Humanisten Hinderbach an die Kaiserin Eleonore, in welchem er ihr das Werk des Äneas Silvius über Kindererziehung als zweckmäßiges Lehrbuch für ihr Söhnchen widmet. Vorausgeschickt hat Hannak eine Einleitung, die sich über Äneas Silvius und Hinderbach verbreitet. Durch diese Arbeit angeregt, erwirkte sich Hannak die Erlaubnis vom k. und k. Oberstkämmeramte, ein Lehrbuch des jungen Kaisers

Maximilian I., das in der kunsthistorischen Sammlung aufliegt, zum Zwecke der Publication zu copieren. Es wird auch in den Mittheilungen der Gesellschaft erscheinen. Überdies lenkte Hannak durch Besprechungen der Tendenz und der jeweiligen Publicationen der Gesellschaft in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien die Aufmerksamkeit der Lehrer von Mittelschulen auf dieses patriotische Unternehmen.

Die 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmännern in Wien brachte Hannak in persönliche Beziehungen mit vielen Theilnehmern aus dem In- und Auslande. Diesem Umstande verdankte er es, dass ihn der geschäftsführende Ortsausschuss des 2. deutschen Historikertages einlud, als Correferent über „die Stellung der alten Geschichte im gelehrten Unterrichte“ zu fungieren. Er begab sich deshalb zu Ostern 1894 zu der Versammlung deutscher Historiker nach Leipzig und entledigte sich seiner Aufgabe nicht ohne Geschick. Im Decemberheft der Zeitschrift für österreichische Gymnasien vom Jahre 1894 ist sein Referat in den Hauptsachen wiedergegeben. Die Bekanntschaft in den Kreisen deutscher Schulmänner brachte ihm neue Arbeit. W. Rein lud ihn ein, an dem encyklopädischen Handbuch der Pädagogik, das im Verlag von H. Bayer & S. in Langensalza erscheint, mitzuarbeiten. Hannak folgte dieser Einladung und übernahm die Artikel „Historischer Roman“, „Historischer Sinn“, „Österreichisches Schulwesen“, „Pädagogium“, „Schulbrüder“ und „Vaterlandsliebe“. Mit der Sammlung des Materiales hiezu beschäftigt, erhielt er von Sr. Excellenz dem Freiherrn von Wieser, dem Präsidenten der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst, die Aufforderung, seine Meinung über die Ausgabe von Bilderbogen, welche die Gesellschaft plane, abzugeben. Er that dies in einer umfangreichen Broschüre, betitelt: Gutachten über die Herstellung von Bilderbogen (Wien 1895), in welchem nach einer allgemeinen Einleitung über Zwecke, Einrichtung und Verwendung von Bildern zunächst die Bilder für den Anschauungsunterricht, dann die Bilderbogen als Lehrmittel beim Unterrichte in der Geographie, Geschichte und in den Naturwissenschaften besprochen werden. Hannak würdigt daselbst die bisher erschienenen Bilder und knüpft daran Vorschläge, welche Stoffe die neu zu schaffenden Bilderbogen behandeln sollten.

Um Hannaks Biographie zum vollständigen Abschlusse zu bringen, dürfen seine Reisen, die nicht bloß den Zweck der Erholung, sondern auch der Belehrung verfolgten, nicht ganz übergangen werden. Die Alpen übten nach wie vor auf ihn den stärksten Reiz, insbesondere waren die höchsten Gebirgsstöcke der Schweiz, der Monte Rosa und Mont Blanc, das Ziel seiner Sehnsucht. Die colossale Gletscherwelt des ersteren

bewunderte er auf einem Ausflug von Zermatt nach dem Gornergrat, letzteren umschritt er nach allen Richtungen. Von Courmayeur am steilen Südostabhange ausgehend, überstieg er den historisch denkwürdigen Kl. St. Bernhard, wandte sich dann über den Col de Bonhomme nach Gervais und Chamounix, um über den Col de Balme nach Martigny herabzusteigen und im Rheinthale bis Sitten zu fahren, von wo er über den höchst interessanten Gemmipaſs an den Thunersee gelangte. Aber auch die anderen Hauptgebirge Österreichs suchte er in kürzeren Ferialreisen auf. Er weilte, von seinem Heimatsorte Teschen aus, wo er meist die Hauptferien zubrachte, wiederholt in der hohen Tatra, mit einem Freunde bereiste er das Riesen- und Isergebirge und den Glatzer Gebirgskessel, mit seinem Sohne besuchte er den Böhmerwald und die sächsische Schweiz. Ebenso interessant als instructiv war eine Reise, die Hannak Ostern 1891 nach Dalmatien unternahm. Die Eigenthümlichkeit der Karstgegenden, die Naturreize von Scardona, die blaue Grotte von Busi, sowie die originellen Städtebilder Istriens und Dalmatiens befriedigten sein geographisches Interesse, während die antiken Überreste in Pola, Zara und namentlich der Kaiserpalast von Spalato und das alte Salona ihn als Historiker fesselten.

Hauptsächlich der Instruction diente Hannaks Reise nach Paris im Jahre 1889. Damals war daselbst eine wirklich großartige Ausstellung, welche namentlich auf dem Gebiete der Cultur und speciell der Schule viel Neues und Bemerkenswertes bot. Hannak machte sich dies zunutze und lernte gleichzeitig Paris mit Umgebung und seine großen Sammlungen kennen. Indem er dahin über Basel, zurück über Metz, Aschaffenburg und Bamberg fuhr, hatte er Gelegenheit, seinen Gesichtskreis über neue Gegenden und Städte zu erweitern und manche interessanten Kunstwerke zu bewundern. In den Ferien des Jahres 1895 unternahm er eine größere Reise nach London, wo er dem internationalen geographischen Congresse beizuwohnen gedachte. Er fuhr dahin über Nürnberg, Köln, Brüssel, Antwerpen und Ostende, zurück über Paris, Straßburg und den Schwarzwald an den Bodensee. Selbstverständlich brachte er auch von dieser Reise reiche Erfahrungen auf wissenschaftlichem und pädagogischem Gebiete mit.